

Aus meinem Leben

Eduard Hanslick


VE RI TAS




VE
RI
TAS



Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.

PROTEKTORAT:

Se. Königl. Hoheit

GROSSHERZOG KARL ALEXANDER

von Sachsen.



PROTEKTORAT:

Se. Königl. Hoheit

PRINZ GEORG

von Preussen.

DAS KURATORIUM:

Dr. Rudolf v. Gneist,
Wirkl. Geheimer Oberjustizrat,
ordentl. Professor an der Königl. Universität
zu Berlin.

Dr. M. Jordan,
Geheimer Ober-Regierungsrat und Direktor
der Königl. National-Galerie zu Berlin.

Dr. H. Brugsch,
Kaiserl. Legationsrat und Professor an der
Universität zu Berlin.

Prof. A. v. Werner,
Direktor der Königl. Akademie der Künste
zu Berlin.

Adolf Hagen,
Stadtrat.

STATUT:

§. 1. Jeder Litteraturfreund, welcher dem *Allgemeinen Verein für Deutsche Litteratur* als Mitglied beizutreten gedenkt, hat in diesem Fall seine Erklärung einer beliebigen Buchhandlung oder dem Bureau des Vereins für Deutsche Litteratur in Berlin W., Steglitzerstr. 90, direkt zu übermitteln.

§. 2. Die Mitglieder verpflichten sich zur Zahlung eines Serienbeitrages von Achtzehn Mark Reichs-Währung, der vor oder bei Empfang des ersten Bandes der Serie zu entrichten ist. (Für die Serie I—IV betrug derselbe 30 Mark pro Serie.)

§. 3. Jedes Mitglied erhält in der Serie vier Werke aus der Feder unserer beliebtesten und hervorragendsten Autoren. Die Bände haben durchschnittlich einen Umfang von 20—26 Bogen, zeichnen sich durch geschmackvolle Druckausstattung und höchst eleganten Einband aus und gelangen in Zwischenräumen von 2—3 Monaten zur Ausgabe.

§. 4. Die Vereins-Publikationen gelangen zunächst nur an die Vereinsmitglieder zur Versendung und werden an Nichtmitglieder erst später und auch dann nur zu bedeutend erhöhtem Preise (à Band 6—8 Mk.) abgegeben. Der sofortige Umtausch eines neu erschienenen Werkes gegen ein anderes, früher erschienenes, ist gestattet.

§. 5. Ein etwaiger Austritt ist spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Serie der betreffenden Buchhandlung resp. dem Bureau des Vereins anzuzeigen.

§. 6. Die Geschäftsführung des Vereins leitet Herr Verlagsbuchhändler **Dr. Hermann Paetel** in Berlin selbständig, sowie ihm auch die Vertretung des Vereins nach innen und aussen obliegt.

Jeder Band von Serie V an ist elegant in Halbfranz mit vergoldeter Rückenpressung gebunden.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie das Bureau des Vereins in Berlin W., Steglitzerstrasse 90, nehmen Beitritts-Erklärungen entgegen.

In den bisher erschienenen Serien I—XIX gelangten nachstehende Werke zur Versendung:

Serie I

Bodenstedt, Fr. v., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.

Hanslick, Eduard, Die moderne Oper.

***Löher, Franz v.**, Kampf um Paderborn 1597—1604.

***Osenbrüggen, E.**, Die Schweizer. Daheim und in der Fremde.

***Reitlinger, Edm.**, Freie Blicke. Populärwissenschaftliche Aufsätze.

***Schmidt, Adolf**, Historische Epochen und Katastrophen.

***Sybel, H. v.**, Vorträge und Aufsätze.

Serie II

***Auerbach, Berthold**, Tausend Gedanken des Collaborators.

***Bodenstedt, Fr. v.**, Shakespeare's Frauencharaktere.

***Frenzel, Karl**, Renaissance- und Rococo-Studien.

***Gutzkow, Carl**, Rückblicke auf mein Leben.

***Heyse, Paul**, Giuseppe Giusti, Gedichte.

***Hoyns, Georg**, Die alte Welt.

***Richter, H. M.**, Geistesströmungen.

Serie III

Bodenstedt, Fr. v., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

Büchner, Ludwig, Aus dem Geistesleben der Thiere.

***Goldbaum, W.**, Entlegene Culturen.

***Lindau, Paul**, Alfred de Musset.

Lorm, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten.

Reclam, C., Lebensregeln für die gebildeten Stände.

***Vambéry, Hermann**, Sittenbilder aus dem Morgenlande.

Serie IV

***Dingelstedt, Franz**, Litterarisches Bilderbuch.

Büchner, Ludwig, Liebe und Liebesleben in der Thierwelt.

Lazarus, M., Ideale Fragen.

***Lenz, Oscar**, Skizzen aus Westafrika.

***Strodtmann, Ad.**, Lessing. Ein Lebensbild.

***Vogel, H. W.**, Lichtbilder nach der Natur.

***Woltmann, Alfred**, Aus vier Jahrhunderten niederländisch - deutscher Kunstgeschichte.

Serie V

Hanslick, Eduard, Musikalische Stationen. (Der „Modernen Oper" II. Theil.)

Cassel, Paulus, Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.

***Werner, Reinhold**, Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

***Lauser, W.**, Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien.

Serie VI

***Lorm, Hieronymus**, Der Abend zu Hause.

***Schmidt, Max**, Der Leonhardsritt. Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.

***Genée, Rudolf**, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.

***Kreyssig, Friedrich**, Litterarische Studien und Charakteristiken.

Serie VII

*Weber, M. M., Freiherr von, Vom rollenden Flügelrade.

*Ompteda, Ludwig, Freiherr von, Aus England. Skizzen und Bilder.

Hopfen, Hans, Lyrische Gedichte und Novellen in Versen.

*Das moderne Ungarn. Herausgegeben von Ambros Neményi.

Serie VIII

Ehrlich, H., Lebenskunst und Kunstleben.

Hanslick, Eduard, Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper" III. Theil.)

*Reuleaux, F., Quer durch Indien. Mit 20 Original-Holzschnitten.

Klein, Hermann, J., Astronomische Abende. Geschichte und Resultate der Himmels-Erforschung.

Serie IX

Brahm, Otto, Heinrich von Kleist. (Preisgekröntes Werk.)

Egelhaaf, G., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Preisgekröntes Werk.)

Jastrow, J., Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. (Preisgekr. Werk.)

*Gottschall, Rud. v., Litterarische Todtenklänge u. Lebensfragen.

Serie X

*Preyer, W., Aus Natur und Menschenleben.

*Jähns, Max, Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau.

*Lotheissen, Ferdinand, Margarethe von Navarra.

Hanslick, Eduard, Concerte, Componisten u. Virtuosen.

Serie XI

*Gneist, Rudolf v., Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Güssfeldt, Paul, In den Hochalpen. Erlebnisse a. d. Jahr. 1859—1885.

*Meyer, M. Wilhelm, Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit.

*Brugsch, H., Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien.

Serie XII

*Meyer, Jürgen Bona, Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen.

*Herrmann, Emanuel, Cultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirthschaft.

*Büchner, Ludwig, Thatsachen und Theorien a. d. naturwissenschaftl. Leben der Gegenwart.

Hanslick, Eduard, Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper" IV. Theil.)

Serie XIII

*Geffcken, F. H., Politische Federzeichnungen.

Lesseps, Ferdinand von, Erinnerungen.

Meyer, M. Wilh., Die Entstehung der Erde und des Irdischen.

*Bodenstedt, Friedrich v., Erinnerungen aus meinem Leben. I. Band.

Serie XIV

*__Falke, Jacob von,__ Aus dem weiten Reiche der Kunst.

*__Herrmann, Emanuel,__ Sein und Werden in Raum und Zeit.

*__Henne am Rhyn, O.,__ Kulturgeschichtliche Skizzen.

*__Preyer, W.,__ Biologische Zeitfragen.

Serie XV

Hanslick Ed., Musikalisches und Litterarisches. (Der „Modernen Oper“ V. Theil.)

*__Bodenstedt, Fr. v.,__ Erinnerungen aus meinem Leben. II. Band.

*__Hellwald, Fr. von,__ Die Welt der Slawen.

*__Spielhagen, Fr.,__ Aus meiner Studienmappe.

Serie XVI

Büchner, Ludwig, Das goldene Zeitalter.

Brugsch, H., Steininschrift und Bibelwort.

Meyer, M. Wilh., Mussestunden eines Naturfreundes.

Sterne, Carus, Natur und Kunst.

Serie XVII

Hanslick, Ed., Aus dem Tagebuche eines Musikers. (Der „Modernen Oper“ VI. Theil.)

*__Henne am Rhyn,__ Die Frau in der Kultur-Geschichte.

*__Gottschall, Rud. v.,__ Studien zur neuen deutschen Litteratur.

Falke, Jacob von, Geschichte des Geschmacks.

Serie XVIII

Werner, Reinhold, Auf fernen Meeren und Daheim.

Ullrich, Titus, Reisestudien.

Jähns, Max, Über Krieg, Frieden und Kultur.

Diercks, G., Kulturbilder aus den Vereinigten Staaten.

Serie XIX

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. I. Band.

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. II. Band.

Brugsch, H., Mein Leben und mein Wandern.

Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. I. Band.

Serie XX

Hanslick, Eduard, Aus meinem Leben. I. Band.

Bezugs-Erleichterung.

Damit die verehrlichen Mitglieder, welche dem Verein neu beitreten, Gelegenheit haben, sich aus den früher erschienenen Serien die ihnen zusagenden Werke **billiger als zum Ladenpreise von 6—8 Mark** pro Band beschaffen zu können, haben wir bei einer **Auswahl** aus den mit einem * bezeichneten Bänden zur Erleichterung des Bezuges eine bedeutende Preisermässigung eintreten lassen, und zwar in der Weise, dass nach freier Wahl

Bde.	statt	jetzt	
10 Bde.	statt 60—80 M.	jetzt 35 M.	kosten.
15 „	„ 90—120 „	„ 50 „	„
20 „	„ 120—160 „	„ 65 „	„
25 „	„ 150—200 „	„ 80 „	„
30 „	„ 180—240 „	„ 95 „	„
35 Bde.	statt 210—280 M.	jetzt 110 M.	kosten.
40 „	„ 240—320 „	„ 125 „	„
45 „	„ 270—360 „	„ 140 „	„
50 „	„ 300—400 „	„ 155 „	„

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Berlin W.

Auch ein guter Mensch ist
dem Wechsel der Zeiten unterworfen
Ein gutes Buch bleibt sich ewig gleich.

Sophie Rosenthal
Deine alte Freundin

im Jänner 1901 St. Ulrich.



Eduard Hanslick
im 40. Lebensjahre.

Lichtdruck Meisenbach Riffarth & Co.

Aus meinem Leben.

von

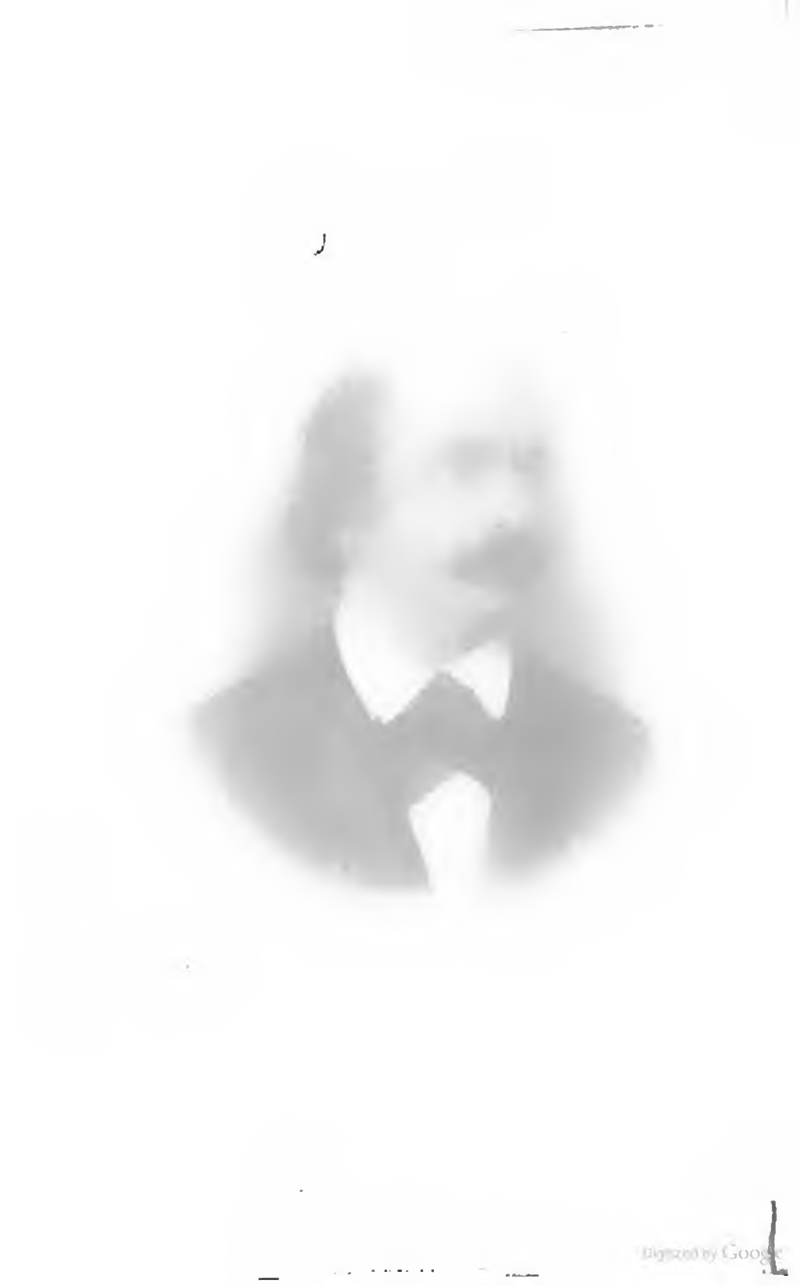
Eduard Hanslick.

Erster Band.

Dritte Auflage.



Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
1894



Aus meinem Leben.

Von

Eduard Hanslick.

Erster Band.

Dritte Auflage.



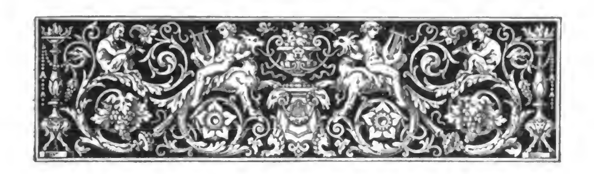
Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
1894.

Inhalt.

Erstes Buch.

Jugend und Studentenzeit in Prag.

(1825—1845.)



I.

Ich habe das unschätzbare Glück, auf eine heitere, ungetrübte Jugend zurückzublicken und meiner Eltern nie anders, als mit der innigsten Liebe und Dankbarkeit zu gedenken. Mein Vater ist in seiner selbstlosen Güte, seinem Freisinn und seinem Gelehrtenfleiß die verehrungswürdigste Gestalt, die in meiner Erinnerung lebt. Er war der Sohn anfangs begüterter Bauern aus Rakonitz in Böhmen. In Prag absolvierte er das Gymnasium und die beiden „philosophischen Jahrgänge" an der Universität. Da scheinen die Hülfsquellen aus der Heimat versiegt zu sein. Um den Eltern keine weiteren Opfer aufzubürden, vielleicht auch dem traditionellen Wunsche ländlicher Mütter zulieb, entschloß er sich, nicht leichten Herzens, Theologie zu studieren und trat als Alumne in das Kreuzherrnkloster ein. Was er da in nächster Nähe beobachtete, konnte einem jungen Manne frommen Gemüts, aber aufgeweckten Geistes unmöglich als das geträumte Ideal des Priesterlebens erscheinen.

Einen Vorgeschmack sollte er bereits als Sängerknabe auf dem „heiligen Berg" erhalten, wo er (als Mitschüler von Franz Hauser, dem späteren Konservatoriums-Direktor in München) den ersten lateinischen Unterricht erhielt. Da sah er eines Tages, wie die Mönche dieser vielbesuchten Wallfahrtskirche aus den wächsernen Händen und Füßen, die von bresthaften Pilgern ex voto am Marienaltar aufgehängt waren, eine vortreffliche Stiefelwichse fabrizierten. Das war der erste, allerdings noch leichte Stoß, den sein kindlicher Glaube erfuhr. Stärkere blieben nicht aus. Nach einem Jahre verließ mein Vater das theologische Studium, das ihn lebenslänglich versorgt hätte, um sich lieber mühevoll selbst fortzubringen und seinem Wissensdrang zu folgen. Er widmete sich dem gründlichsten Studium der Philosophie, namentlich der Aesthetik, deren Lehrkanzel an der Prager Hochschule er eine Zeit lang versah. Aus dem sehr lückenhaften Nachlaß des Universitätsprofessors Joh. Heinr. Dambeck gab er 1822 dessen „Vorlesungen über Aesthetik" zum Besten der Hinterbliebenen in zwei Bänden heraus, ein Lehrbuch, das seinerzeit, d. h. so lange die Kantsche Philosophie noch Pflege fand, sehr geschätzt war. Seinen Lebensunterhalt verdiente er durch Unterrichtgeben, insbesondere in der Musik. Mein Vater war ein vorzüglicher Klavierspieler und guter Sänger. Ob seiner schönen Tenorstimme wurde ihm wiederholt zugeredet, zur Oper zu gehen, — auch C. M. Weber, damals Kapellmeister am Prager Theater, soll unter diesen Ratgebern gewesen sein — aber seine Liebe zu den

Wissenschaften und starke Abneigung gegen alles eitle öffentliche Vordrängen hielt ihn davon ab. Er blieb lieber bei seinen Studien und Musikstunden. Unter seinen Schülerinnen befand sich auch die Tochter eines wohlhabenden, von seinem Geschäft zurückgetretenen Kaufmanns, zu welcher der junge Klavierlehrer eine tiefe Neigung faßte. Lotti, damals eines der schönsten Mädchen von Prag, erwiderte diese Neigung; doch durften die beiden Leutchen sich nichts merken lassen. Der vermögenslose Klavierlehrer, der eben erst eine kleine Anstellung als Skriptor an der Universitätsbibliothek erhalten hatte, konnte ja nicht wagen, um die Geliebte anzuhalten. Bedrückt von qualvoller Traurigkeit, saß er eines Abends in dem kleinen Gastzimmer, wo er sein bescheidenes Abendbrot zu verzehren pflegte, als ein Hausierer eintrat. Er bot meinem Vater ein Lotterielos an, das letzte, was noch unverkauft war. Wiederholt abgewiesen, kam der Mann immer und immer wieder, und versicherte so eindringlich, dieses letzte Loos müsse Glück bringen, daß endlich mein Vater, einer Regung abergläubischen Hoffens nachgebend, das Los kaufte. Am andern Tage kam dieses Los mit dem Haupttreffer von 40 000 Gulden heraus. Das war für die damalige Zeit und die bürgerlichen Verhältnisse einer Provinzialstadt eine sehr ansehnliche Summe, mit der sich schon heiraten ließ. Ueberglücklich eilte mein Vater in das geliebte Haus, brachte seine Werbung an und erhielt Lottens Hand, den wahrhaftigen großen Treffer seines Lebens. Denn nie hat es eine zärtlichere, ungetrübtere Ehe gegeben.

Ohne ein blindes Glück wäre mein Vater wahrscheinlich nie an das Ziel seiner Wünsche gekommen, und so danke ich eigentlich meine Existenz einem Lotterielos.

II.

Wir waren fünf Geschwister; drei Brüder und zwei Schwestern. Mein Vater widmete sich vollständig unserer Erziehung und unterrichtete uns in allen Gegenständen selbst, auch im Klavierspiel. So lang wir klein waren, vertrug sich diese Thätigkeit ganz wohl mit seinem Amt als Bibliotheksskriptor, das nur den Vormittag in Beschlag nahm. Stets von zarter Gesundheit, hatte er sich aber im Dienste, wo er so häufig zwischen dem stark geheizten Lesesaal und den eiskalten Büchersälen hin und her gehen mußte, eine schwere Lungenentzündung zugezogen. Dr. Czermak, unser Hausarzt und Freund der Familie (der Vater des später berühmten Physiologen Hanns Czermak), bestand darauf, daß mein Vater diesen ihm verhängnisvollen Dienst quittiere. Nun gehörte seine ganze Zeit uns Kindern. Mit mir und meinem jüngern Bruder (wir studierten privat) trieb er Latein und Griechisch; dem Unterricht in Geschichte, Geographie und Religion wohnte auch meine ältere Schwester Lotti bei. Mein Vater hielt große Stücke darauf, uns in der Religion selbst zu unterrichten; er wollte nicht, daß man uns die Religion durch äußerlichen Formelkram verleide und durch Aberglauben entstelle. Wesen und Grundlage der Religion sei nur die Moral; bei gleichen moralischen

Grundsätzen seien alle Bekenntnisse gleichwertig. Die biblischen Geschichten lernten wir nur von ihrer liebenswürdigen, gemütvollen und poetischen Seite kennen; die „Wunder" nur als Gleichnisse, als dichterische Einkleidungen, wie sie dem Kindheitszustande der Völker entsprachen. Wir wurden im besten, wenn auch nicht im streng kirchlichen Sinn, religiös erzogen. Nie ist ein Religionslehrer in unser Haus gekommen. Der Katechet des Gymnasiums war zum Glück ein aufgeklärter Mann, wie es ja so viele Priester für ihre Person sind, und ein Freund meines Vaters; so bestanden wir denn die öffentlichen Prüfungen aus der Religion, wie aus den andern Gegenständen ganz löblich. Als Erzieher war mein Vater ein Feind der Strenge, der Strafen, der zornigen Aufwallung. Nie hat eines seiner Kinder einen Schlag bekommen. Wenn eines von uns sich irgendwie vergangen hatte, so galt es als die empfindlichste Strafe, an dem Tage ausgeschlossen zu bleiben von der gemeinschaftlichen Unterrichtsstunde.

Wir genossen das für Kinder unersetzliche Glück, den Sommer auf dem Lande verleben zu können, und zwar in dem zum „Baumgarten", dem Prater von Prag, gehörigen Dorfe Bubentsch. Da wanderte der Vater täglich nach dem Frühstück mit uns zwei älteren Knaben ins Freie; auf einem schattigen Grasplatz oder auf einer Bank im „Birkenwäldchen" wurde bis gegen die Mittagsstunde unterrichtet, studiert, memoriert. So lange wir beim Vater lernten, haben wir das Lernen immer nur als ein Vergnügen gekannt; daß es auch lästig und

langweilig sein könne, erfuhr ich erst bei meinen Universitätsprofessoren. Auch dann noch, als ich aus dem glücklichen Privatstudium heraus an die Universität gelangt war, rekapitulierte der Vater regelmäßig mit mir, sah meine Hefte durch und machte mir Auszüge aus philosophischen Werken. Philosophisches Studium blieb seine Lieblingsbeschäftigung bis in seine letzten Tage. Seiner verständigen, auf Erfahrung und Beobachtung gebauten Weltbetrachtung sagte insbesondere der Philosoph Benecke zu, dessen Werke er vollständig besaß und dessen Porträt er sich aus Berlin hatte kommen lassen.

Es ist das traurige Schicksal so vieler zärtlicher Eltern, daß sie allmählich alleinstehen. Die Kinder, zu denen man sie so oft beglückwünscht, werden durch Heirat oder Lebensberuf nach allen Seiten entführt, zur Zeit, wo sie den Eltern am nötigsten oder wohlthuendsten wären. So geschah es auch meinem Vater, der sich bald nach dem Tode meiner Mutter, die er um vierzehn Jahre überlebte, allein sah. Beide Schwestern hatten von Prag weggeheiratet, mein älterer Bruder Anton war als Eisenbahnbeamter nach Oesterreich, mein jüngerer, Robert, als Soldat in Radetzkys Lager gezogen; ich selbst ging auf den Wunsch des Vaters nach Wien zur Vollendung meiner juridischen Studien. Meine eifrigsten Bemühungen, den nun alleinstehenden Vater gleichfalls zur Uebersiedlung nach Wien zu bereden, blieben vergeblich; er mochte in seinem Alter sich nicht mehr zu einem Wechsel des Aufenthalts und seiner Lebensgewohnheiten entschließen. Auch hing er fest an Prag,

wo sich sein ganzes Leben ununterbrochen abgespielt hatte. Er liebte Prag, obwohl er in den letzten Jahren davon kaum mehr zu Gesicht bekam, als die vier Wände seines Studierzimmers.

Wie deutlich steht sein Bild vor meinen Augen! Immer unverändert dasselbe, so oft ich, ihn von Wien aus besuchend, in sein Zimmer trat. Eine etwas gebückte, zarte Gestalt, von Büchern umgeben, am Schreibtisch sitzend, im grauen Schlafrock, ein schwarzes Sammetkäppchen auf den feinen graublonden Haaren. Der Vater ging wenig aus, las fast den ganzen Tag und machte mit seiner zierlichen, sehr kleinen Schrift unermüdlich Auszüge aus den ihn interessierenden Büchern, — eine, wie ich glaube, nützliche, wenngleich zeitraubende Passion, die ich von ihm geerbt habe. Er hatte ein großes Werk geschrieben, die erste vollständige „Geschichte und Beschreibung der Prager Universitäts-Bibliothek." In seiner Bescheidenheit dachte er nicht daran, dieses Werk dreißigjähriger, gründlichster Arbeit einem Verleger anzutragen. „Wer wird so ein Buch kaufen?" meinte er. Da wurde im Jahre 1847 die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien gegründet, und ich drang in den Vater, ihr sein Manuskript einzuschicken. Er that es nicht ohne Widerstreben, eigentlich nur mir zu Liebe. Nach Monaten kam das Werk wieder an ihn zurück mit dem Bescheid, die Akademie wolle dem Autor eine Subvention zur Bestreitung der Druckkosten bewilligen, nachdem er zahlreiche von der Zensur gerügte Stellen gestrichen oder geändert haben

werde. So viel ich weiß, waren das freimütige, mitunter sarkastische Schilderungen der Mißwirtschaft in der früheren Verwaltung der Prager Bibliothek, insbesondere unter der Herrschaft der Jesuiten. So sehr man in Wien über den Freimut des Verfassers die Nase rümpfte, die Wichtigkeit des Buches konnte man nicht leugnen. Mein Vater verwendete die ihm von der Akademie bewilligte mäßige Summe dazu, zweihundert Exemplare des Buches drucken zu lassen, die er geschenkweise an alle österreichischen und die hervorragendsten deutschen Universitäten schickte. Ich besitze noch eine ansehnliche Menge der schmeichelhaftesten Dankschreiben, die mein Vater von den Vorständen der größten Universitäten und Unterrichtsministerien Deutschlands erhielt. Das von allen Fachgelehrten hochgeschätzte, dem Bibliographen unentbehrliche Werk meines Vaters ist nie in den Buchhandel gekommen und gehört jetzt zu den kaum mehr aufzutreibenden Seltenheiten. In seiner beispiellosen Anspruchslosigkeit hatte der Verfasser sowohl auf Ruhm wie auf Gewinn freiwillig verzichtet. Das kurze Vorwort, Prag im Dezember 1851, beginnt mit den Worten: „Dem Publikum gegenüber fühle ich mich zu dem Geständnis verpflichtet, daß ich eigentlich selbst das Publikum bin, dessen Befriedigung ich bei Bearbeitung dieser Schrift fürerst im Auge hatte.“ Er sei überzeugt gewesen, „das Buch werde auf den einzigen Leser beschränkt bleiben, für den es ursprünglich geschrieben war“[1]).

---

[1]) Im Jahre 1863 hat der Bibliothekar Dr. Hanus „Zusätze

Das Leben meines Vaters war fortan das eines stillen Gelehrten, der bei fast ununterbrochenem körperlichen Leiden, wie Christian Garve in der Philosophie die Stärke fand, sie ohne Murren zu ertragen. Durch jahrelange Kränklichkeit mit dem Gedanken des Todes vertraut, blieb er bis ans Ende sich gleich in seiner philosophischen Ruhe und Freisinnigkeit. Als er seinen Tod nahen fühlte, setzte er eigenhändig seine Todesanzeige auf, da er die üblichen „Phrasen" nicht leiden konnte, und verbat sich jeden geistlichen Zuspruch. Auf die mahnende Frage des Arztes und der alten Magd, ob er sich nicht möchte „versehen" lassen, antwortete er lächelnd: „Danke, ich bin mit allem Nötigen versehen." So starb am 2. Februar 1859 in seinem vierundsiebzigsten Jahre der Mann, welcher mir mein Leben hindurch das leuchtendste Vorbild geblieben — ein Weiser ohne Weisheitsdünkel, dessen ganzes Dasein nur von dem Wohlwollen für andere beherrscht war.

III.

An meiner Mutter hing ich mit schwärmerischer Zärtlichkeit. Anspruchslos, thätig, ebenso herzensgut, wie verständig, lebte sie einzig und allein für ihre Familie. Sie kannte nur zwei Vergnügen nach vollbrachtem Tagwerk: das Theater und französische Lektüre. Beide

---

und Inhaltsverzeichniß" zu diesem Werk herausgegeben und mit einer kurzen Charakteristik meines Vaters eingeleitet.

Neigungen hatte sie von ihrem Vater geerbt, und beide sind ganz entschieden auch auf mich übergegangen. Wenn man heutzutage in den Konsequenzen der Vererbungs-theorie gern zu weit geht —, in diesem Fall ist ihre Richtigkeit mir ganz evident. Ebenso darin, daß ich Vorliebe und Begabung für Musik und für litterarische Thätigkeit vom Vater habe. Beide Neigungen hielten sich bei mir stets die Wage. Was sich gegen die moderne Tendenz, alles auf Vererbung zurückzuführen, hauptsächlich einwenden läßt, ist wohl der Umstand, daß in einer zahl-reichen Familie, wie in der unsern, jedes der Geschwister ein anderes Temperament, andere Neigungen und Fähig-keiten aufweist, obwohl sie alle dieselben Eltern und Voreltern gehabt und in genau denselben Verhältnissen und Einflüssen erzogen wurden. Wenn ein spezifisches Talent, ein bestimmter Charakterzug oder eine physische Eigenschaft sich vom Vater oder der Mutter vererbt, warum nicht auf alle Kinder, warum vielleicht nur auf eines von vielen?

Mein Vater war niemals ein Freund des Theaters gewesen, er saß lieber bei seinen Büchern. Ich erinnere mich nur an zwei Vorstellungen, die er mit uns älteren Geschwistern besucht hat, aus pädagogischem Drang, uns in diese neue ästhetische Welt selbst einzuführen. Die erste Oper, die wir hören durften, war die Zauber-flöte, das erste Schauspiel Wilhelm Tell. Zu letz-terem bereitete uns der Vater dadurch vor, daß er uns die Handlung erzählte und die Scene mit dem Apfel-schuß vorlas. Hingegen war mein Großvater mütter-

licherseits in seinen jüngeren Jahren ein passionierter Theaterfreund gewesen. Er wohnte dicht neben dem Theater, und da er nicht spät soupieren mochte, eilte er nach dem ersten oder zweiten Akte nach Hause, nachtmahlte schnell und war dann rechtzeitig wieder im Theater, Abend für Abend. Meine Mutter hatte, wie gesagt, diese Neigung von ihm überkommen. Als wir drei älteren Geschwister theaterfähig waren, abonnierte die Mutter zwei Sitze „über den Tag" und nahm abwechselnd eines von uns ins Theater mit. Das Prager Theater, sowohl Oper als Schauspiel, genoß damals eines ausgezeichneten und wohlverdienten Rufes, und so verdanke ich ihm eine Summe bildender und beglückender, bis in mein Alter nachwirkender Eindrücke.

Mein Großvater, dem ich noch einige Worte widmen möchte, lebt in meiner Erinnerung als ein sehr stattlicher, alter Herr mit gelocktem weißen Haar, stets sehr nett gekleidet mit gefälteltem Jabot und Manschetten, ein goldenes Petschaft und Berloque an der Uhrkette. Da saß er stundenlang in die Lektüre französischer Memoiren oder Geschichtswerke vertieft, neben sich zwei dickleibige Diktionäre, wo er jedes ihm fremde Wort unverzüglich nachschlug und in ein eigenes Heft eintrug. Und gerade so machte es meine Mutter des Nachmittags oder an theaterfreien Abenden. Da las sie, leise flüsternd, ihre Staël, Genlis oder Madame Sevigné und schrieb jedes nachgeschlagene Wort in ihr Heft, als ob sie daraus Prüfung zu machen hätte. Für unser Französisch wurde durch einen ausgezeichneten Lehrer, Mr. Boussifet

de Moricourt, gesorgt und überdies durch Konversationsstunden mit einer Französin. Die Vorliebe für französische Litteratur ist mir bis auf den heutigen Tag haften geblieben. Zu unserem glücklichen Familienleben gehörte es auch, daß wir mit den Großeltern in demselben Hause (Roßmarkt „beim Dauscha") wohnten; wir bewohnten das erste, die Großeltern das zweite Stockwerk. Da gab es zwischen den Lehrstunden ein eifriges Treppauflaufen, wo wir die gute Großmutter um Obst, Butterbrod oder Kuchen brandschatzten. Nach Tische ließ sich der Großvater von mir die „Augsburger Allgemeine Zeitung" vorlesen, die mir damals ebenso uninteressant war, als sie mir später selbst Bedürfnis wurde. Nach einer Weile pflegte der Großvater einzunicken, was ich dazu benützte, allerlei Unsinn zu improvisieren. Wehe, wenn er dann plötzlich erwachte! Ich war elf oder zwölf Jahre alt, als mein Großvater starb, — der erste Verlust, der erste Schmerz in meinem Leben!

Es sollten bald noch andere, tiefer bohrende folgen. Wenige Jahre später, ich war eben in die juridischen Studien eingetreten, starb meine Mutter im rüstigsten Alter. Ich hatte mit zärtlichster Liebe an ihr gehangen. Wie oft war ich plötzlich von meinen Schularbeiten aufgesprungen und in ihr Zimmer geeilt, wo ich sie umarmte und küßte, um dann wieder, gleichsam gestärkt und erhoben, zu meinen Aufgaben zurückzukehren. Mit ihr war das Glück der Jugend entwichen, eigentlich das Gefühl der Jugend selbst. Nun klopfte der Ernst des Lebens an.

IV.

Es versteht sich von selbst, — was man heute nicht mehr zu verstehen vorgiebt — daß vor dem Jahre 48 in Prag der Privatunterricht, wie der öffentliche ausschließlich in deutscher Sprache erteilt wurde. Adel und Bürgertum, der ganze gebildete Mittelstand in Prag, sprach ausschließlich deutsch und konnte nur genau so viel Böhmisch, um sich den Dienstleuten, den Arbeitern, dem Landvolk verständlich zu machen. Auch meine Mutter, deren Eltern aus Wien stammten, und wir Geschwister hatten uns bloß dieses Notwendigste für den Hausgebrauch angeeignet. Ich habe niemals Czechisch lesen und schreiben gelernt, niemals das Vaterunser oder das Einmaleins anders als deutsch aufgesagt, nicht einmal einen böhmischen Theaterzettel (was mich vielleicht am meisten interessiert hätte) entziffern können. Das Prager Theater war deutsch; nur an Sonntagen wurde um vier Uhr nachmittags, drei Stunden vor Beginn der deutschen Vorstellung, böhmisch gespielt. In diese böhmischen Vorstellungen schickte man die Dienstboten; niemand aus unseren Kreisen ist jemals hingekommen. An dem Vorrang, ja an der Alleinberechtigung des Deutschen im gebildeten Verkehr, in Kunst und Wissenschaft, in der Schule und Verwaltung zu zweifeln, ist zu meiner Zeit in Prag keinem Menschen eingefallen. Mein Vater beherrschte das Czechische in Wort und Schrift vollkommen; er hat auch zu den von Tomaschek komponierten böhmischen Gedichten die deutsche Ueber-

setzung verfaßt. Mit uns und seinen Freunden sprach er jedoch immer deutsch. Zu diesen Freunden gehörte der Humanitätsprofessor W. A. Swoboda, einer der virtuosesten czechischen Sprach- und Uebersetzungskünstler; auch wiederholter Besuche anderer czechischer Notabilitäten jener Zeit entsinne ich mich aus meinen Knabenjahren: Palacky (der seine Geschichte Böhmens bekanntlich deutsch schrieb, damit sie überhaupt gelesen werde), Hanka, der berühmte „Entdecker“ der Königinhofer Handschrift, der ausgezeichnete Physiologe Purkinje u. A. Ich hörte sie mit dem Vater immer nur deutsch sprechen. Natürlich, da sie sich von gelehrten Dingen, von Kunst und Politik unterhielten, wie hätte da das Czechische ausgereicht? Erst um die Mitte der Vierziger Jahre, kurz vor meinem Abgang an die Wiener Universität, machten sich czechische Regungen in der Oeffentlichkeit bemerkbar; noch durchaus harmlos und in bescheiden zurückhaltender Form, z. B. daß in einem Konzert ein böhmischer Chor oder ein böhmisches Lied von Joh. Nep. Skraup gesungen wurde. Dieser war der jüngere Bruder des Theaterkapellmeisters Franz Skraup, welcher als Kompositeur durch ein einziges Lied, „Kde domow muj“ (Wo ist mein Heim) bekannt und berühmt geworden ist. Joh. Nep. Skraup hingegen (kürzlich in hohem Alter als Prager Domkapellmeister gestorben) komponierte furchtbar viel und mittelmäßig. Er war einer der Ersten, die, von dem deutschen Publikum abgelehnt und ignoriert, sich auf die neugeborene czechische Partei, die kleine, aber lärmende Minorität, zu

stützen begannen. Leopold v. Hasner, dessen Studienzeit auch in das vormärzliche Prag fiel, sagt von diesen Bestrebungen: „Man bauscht die Gattung auf, um, da man als Individuum nichts ist, als Teil derselben eitel sein zu können; das ist Nationalgefühl." Wenn damals jemand prophezeit hätte, Prag werde in fünfzig Jahren ein eigenes, prachtvolles, czechisches Theater haben, eine czechische Universität, eine czechische Akademie der Wissenschaften (!), er wäre für verrückt gehalten worden. Mit diesen glänzenden Errungenschaften der von der Regierung gehätschelten Czechen ist auch der Unfriede, die Gehässigkeit, von der man in meiner Jugend nichts gewußt, in Prag eingezogen. Damals verkehrten Deutsche und Czechen friedlich mit einander; letztere wußten, daß, was sie in der Kunst und Wissenschaft, Industrie und auch geselligen Bildung besaßen, von deutscher Kultur herstammte. Heute kann es in Prag täglich geschehen, daß alte Bekannte, die so gut deutsch können wie wir, uns böhmisch ansprechen und sich anstellen, als müßten sie sich auf das deutsche Wort gewaltsam besinnen. Und so müssen denn die Deutschen in Prag es leider jetzt als das erste Gebot ruhiger Selbsterhaltung ansehen, sich von allem Czechischen so streng als möglich abzuschließen. Unsere Empfindungen bei den ersten Zeichen dieses nationalen Zwiespalts charakterisiert ganz treffend der Schlußvers eines ungedruckten Jugendgedichtes von Robert Zimmermann:

„Czech oder Deutscher, heißt es, nimm Partei!
Wohl könnten beide friedlich sich vertragen,
Wollt ihr es nicht, wohlan!
So will ich mich zu deutschen Brüdern schlagen." —

V.

Wie sind die Studenten von heute zu beneiden! Sie haben kaum eine Vorstellung von der dürftigen, oft bis zur Lächerlichkeit verkehrten Einrichtung und Praxis der vormärzlichen Gymnasien in Österreich. Wer sich nicht aus eigenem Wissensdrang, durch Selbststudium, oder angeleitet von einem wissenschaftlich ausgerüsteten Vater, eine solidere Bildung errang, — von den öffentlichen Lehranstalten durfte er sie kaum erwarten. Die Professoren waren „Klassenlehrer", nicht „Fachlehrer", d. h. der Professor der Mathematik mußte auch Griechisch und Lateinisch, Geographie und Geschichte lehren. Für eines oder mehrere dieser Fächer hat so ein Lehrer gewiß selbst kein Interesse, oft nicht einmal die höhere Vorbildung. Einer meiner Professoren in den oberen Gymnasialklassen war ein vortrefflicher Lateiner, aber ein so schlechter Mathematiker, daß er keine halbwegs schwierige Gleichung auf der Tafel bis zu Ende führen konnte. Ein anderer, gut beschlagen in Geschichte und Geographie, schwankte so bedenklich im Griechischen, daß er sich über drei bis vier wohl eingeübte und alljährlich wiederholte Lesestücke nicht hinausgewagt hätte. Am besten gedieh noch das Lateinisch, das freilich durch volle sechs Jahre als Hauptgegenstand gelehrt wurde. Im Griechischen hingegen hätten unsere Professoren sich vor manchen Obergymnasiasten von heute verstecken müssen. Natürlich wurden wir fast ausschließlich mit der Grammatik gequält; der „Spiritus lenis", den man gewissen-

haft anbringen mußte, so überflüssig er ist, und vollends der „zweite Aorist“ waren meine persönlichen Feinde. Von uns Schülern wäre wohl keiner im stande gewesen, ein ihm fremdes Lesestück a vista aus dem Griechischen zu übersetzen. Von dem eigentlichen Wesen des Griechentums, vom hellenischen Geist und seiner in unsere Klassiker hinüberleuchtenden ästhetischen Kraft erfuhren wir nichts. Immerhin noch mehr, als von deutschen Dichtern und deutscher Litteratur. Niemals habe ich im Gymnasium ein Wort über Lessing, Schiller oder Goethe vernommen. Professoren von der litterarischen Bildung und der entschieden ästhetischen Richtung eines Swoboda oder Zimmermann würden uns gewiß lieber von Schiller und Goethe gesprochen haben, als von den Pflichten der römischen Centurionen oder der griechischen Archonten, — aber es lag nicht im Schulplan. Nicht jeder war so glücklich, wie ich, in der Bibliothek seines Vaters alle deutschen Klassiker zu finden, in dem großen Umfang damaliger Schätzung, welche neben Schiller, Goethe und Lessing auch Matthisson, Salis, Gellert, Uz, Hagedorn, Geßner, Ewald v. Kleist u. s. w. umfaßte. Diese Bücher waren meine größte Erquickung und ausschließliche Sonntagslektüre. In der Schule würde ich nie etwas von diesen Dichtern erfahren haben, noch weniger von eigentlicher Litteraturgeschichte. Die Weltgeschichte, das wichtigste und interessanteste für uns, wurde uns nach den vorgeschriebenen, vormärzlich österreichischen Anschauungen beigebracht. Man kann sich denken, wie über Luther und die Reformation,

wie über Friedrich den Großen geurteilt wurde. Die katholische Partei hatte immer recht und die österreichische Armee überall den Sieg.

Den breitesten Raum nahm die Religion ein. Der Religionsunterricht wurde nicht nur in den Normalschulen erteilt, sondern dann noch durch volle sechs Jahre im Gymnasium! Aber nicht genug daran. Das Außerordentlichste kommt noch. In den beiden „philosophischen" Jahrgängen an der Universität, wo wir Stöcke tragen durften und mit „Herr" tituliert werden mußten, war die Religionslehre noch immer obligater Gegenstand. Was uns der Katechet im Gymnasium durch sechs volle Jahre als einfach zu glaubendes Dogma gelehrt hatte, das wurde nun auf der Universität von einem Religionsprofessor mittels „philosophischer Beweise" erhärtet. Dieser Professor, außerhalb des Hörsaals gewiß ein gebildeter und aufgeklärter Mann, hatte die trostlose Aufgabe, uns zwei Jahre lang zu beweisen, daß die Offenbarung nie und nirgend mit der Vernunft und Wissenschaft in Widerspruch stehe. Natürliche Folge dieser achtjährigen gewaltsamen Fütterung mit Religion war zunächst die qualvollste Langweile, die man sich in den entfernteren Bänken mit einem geschickt versteckten Roman von Boz oder Bulwer zu vertreiben pflegte. Aber es blieb auch eine weit schlimmere Wirkung nicht aus, an welche die österreichische Regierung schwerlich gedacht hat. Der obligate Religionsunterricht machte Zweifler, Freidenker und Ketzer aus allen jenen aufgeweckten jungen Leuten, die es nicht schon auf dem Gym-

nasium geworden waren. Hätte man die Religionsstunden mit dem Gymnasium endgültig abgeschlossen, viele von uns würden später vielleicht über alle die Wunder und Ungereimtheiten nicht mehr nachgedacht, oder sie gar weiterhin gläubig fortgeschleppt haben. Indem man aber Universitätshörern zumutete, dies alles „aus der Vernunft“ zu beweisen, wurden selbst die Gläubigen stutzig und hatten die Empfindung, daß bei dem krampfhaften Eiertanz des Professors zwischen der Wissenschaft und der Offenbarung, die Eier gründlich zertreten waren. Man hatte somit emsig auf ein Resultat hingearbeitet, welches dem Interesse der Kirche, wie des Staates gleich unerwünscht und schädlich sein mußte. Dieses Resultat ist nicht wegzuleugnen; daß es auch unter verschiedener Beleuchtung angeschaut werden kann, beweist ein Ausspruch Fr. Hebbels (in seinen Tagebüchern) „Es ist am Ende an der Religion das Beste, daß sie Ketzer hervorruft.“

Zu dem Zwang des Religionsunterrichts und der halbjährigen Religionsprüfungen an der philosophischen Fakultät gesellte sich in dem damaligen Österreich der Zwang des Kirchenbesuchs und der Beichte. Viermal des Jahres hatten wir zu beichten, d. h. Beichtzettel abzuliefern. Diese Beichtzettel verschaffte man sich leicht von ärmeren Studenten, die gerne gegen eine kleine Entschädigung für andere zur Beichte gingen. So schuf man durch den Zwang nur Verächter und Hasser der Religionsübungen. Noch im Jahre 1847, als ich an der Wiener Universität das vierte Jahr Jus studierte,

saß allsonntäglich am Eingang der Universitätskirche ein „Supplent", welcher — innerlich knirschend über diesen Denunziantendienst — die Namen der die Messe besuchenden Juristen aufschrieb. Die meisten gingen einige Minuten nach dieser Aufschreibung wieder hinaus. Sie wären vielleicht in der Kirche geblieben, hätte man sie nicht dahin kommandiert und ihre Frömmigkeit unter Polizeiaufsicht gestellt. —

Unter den Professoren der philosophischen Jahrgänge in Prag waren nur zwei, die einen stärkeren und nachhaltigen Einfluß auf unsere Bildung übten und denen ich zeitlebens ein dankbares Andenken bewahre: der Philosoph Exner und der Physiker Heßler. Exners schöne Denkerstirne schien uns von einer Art idealem Heiligenschein umwoben; sein ruhig blickendes, geistvolles Auge, seine etwas bedeckte, wohltönende Stimme, seine ganze würdige Erscheinung erfüllte uns mit Achtung und Sympathie. Er war Herbartianer. Als es sich nach dem Jahre 48 darum handelte, das Studienwesen in Österreich von Grund auf neu aufzubauen, wurde Exner vom Grafen Leo Thun ins Unterrichtsministerium berufen. Wir genießen heute noch die Früchte seiner eifrigen, zielbewußten Thätigkeit. In Exners Familie darf man wahrlich von Vererbung des Talents und der Neigung sprechen: seine drei Söhne gehören zu den ausgezeichnetsten Professoren der Wiener Universität. Eine glänzende Persönlichkeit war der Professor der Physik, Ferdinand Heßler. Lebhafter, eleganter, vielleicht etwas oberflächlicher als Exner, fesselte er uns durch seinen Vor-

trag namentlich jener Partien der Physik, die auf sinnenfälligen Experimenten beruhen. Heßler ward später nach Wien berufen, als Professor am Polytechnikum, wo der sonst so lebensfrohe und rüstige Mann in einem Anfall von Trübsinn seinem Leben selbst ein Ende machte. Als eine halb komische, halb rührende Figur haftet in der Erinnerung meiner Prager Zeitgenossen der Professor der Mathematik, ein alter Prämonstratenser aus dem Kloster Strahow, namens Jandera. Die kleine, hagere, ganz in grau gekleidete Gestalt, die mit der Kreide in der einen, dem Rohrstäbchen in der andern Hand an der schwarzen Tafel demonstrierte, wird niemand vergessen, der einmal unter den Gelangweilten und bei der Prüfung unter den Geängstigten saß. Er war eigentlich ein mathematischer Lehrsatz mit einem Menschengesicht. Ich glaube nicht, daß etwas für ihn Interesse hatte, außer geometrischen Figuren und Gleichungen mit einer oder zwei unbekannten Größen. Die ganze übrige Welt war ihm eine unbekannte Größe, aber eine gleichgültige, da sie sich nicht mit Kreide auf der schwarzen Tafel auflösen ließ. Die Rahel braucht einmal von einer langweiligen Lektüre den gewagten Ausdruck: „Dieses Buch krepiert mich sehr.“ Von Jandera sagten wir seufzend: Dieser Professor krepiert uns entsetzlich. —

Eine der merkwürdigsten Abnormitäten des vormärzlichen Unterrichtswesens bestand darin, daß zwei Kollegien an der philosophischen Fakultät, nämlich „Naturgeschichte“ (Botanik, Mineralogie, Zoologie), dann „Weltgeschichte“ und „Österreichische Geschichte“ nur für

die vom Schulgeld befreiten Studenten obligat waren. Wer also Schulgeld zahlte, brauchte nichts von der Naturgeschichte und Weltgeschichte zu wissen und keine Prüfung daraus zu bestehen. Da die obligaten Fächer vermeintlich anstrengend genug waren und die damaligen Professoren der Naturgeschichte und der Weltgeschichte zu den trockensten und abstoßendsten an der Prager Universität gehörten, so zahlte, wer nur immer konnte, das Schulgeld und kaufte sich damit von zwei Wissenschaften los, die in jedem andern Staat für unentbehrlich gelten. Insbesondere, daß die Weltgeschichte und österreichische Geschichte nicht von allen Studierenden gehört werden mußte, sondern als eine Art Strafe für die Nichtzahlenden systematisiert war, wird heutzutage kaum jemand begreifen. „Das Reich der Unwahrscheinlichkeiten" ist ein geflügeltes Wort neuerer Zeit; daß aber Österreich vor fünfzig Jahren an Unwahrscheinlichkeiten noch unvergleichlich reicher und fruchtbarer war, können wir älteren mit Vergnügen konstatieren.

VI.

Den ersten Unterricht in der Musik, wie in allem anderen, erteilte mir der Vater. Wir besaßen ein gutes, altmodisches Piano in Tafelform, das außer den gewöhnlichen Pedalen noch einen Fagottzug und eine „türkische Musik" hatte — ein Hauptspaß für uns Kinder. Neigung und Aufmerksamkeit für Musik zeigte ich schon mit vier oder fünf Jahren. Es gehört zu meinen frü-

hesten und deutlichsten Erinnerungen, daß ich, in eine Ecke des Zimmers gekauert, regungslos lauschte, wenn mein Vater in der Dämmerung Klavier spielte. Die Ouverturen zu „Don Juan“ und „Figaros Hochzeit“, zu „Prometheus“ von Beethoven und zu „Leonore“ von Tomaschek waren seine Lieblingsstücke, die er stets auswendig und mit großer Geläufigkeit spielte. Wenn ich von den beiden letzteren Stücken, die ich nur von meinem Vater gehört habe, heute auch bloß die Anfangstakte spiele, fühle ich mich vollständig in die Stimmung, in das musikalische Dämmerlicht jener ersten Kinderjahre versetzt. Allmählich wagte ich aus meinem Inkognito in der Ecke hervorzutreten und den Vater immer häufiger zu bitten, etwas zu spielen. Er legte damals keinen Wert mehr auf sein Klavierspiel und nannte es bloß ein „Ausruhen“ von seiner Arbeit. Später bekamen wir älteren Geschwister einen damals gesuchten Klavierlehrer von trockenster Korrektheit in der Person eines gewissen Ed. Hofmann, eines immer keuchenden und schwitzenden dicken Mannes.

Als ich rasche Fortschritte machte, vieles nach dem Gehör nachspielte, auf dem Klavier zu phantasieren und kleine Stückchen zu komponieren begann, beschloß mein Vater, mich zu einem gründlichen, angesehenen Musiker in die Lehre zu geben. Das konnte kein anderer sein, als Wenzel Johann Tomaschek, der anerkannt bedeutendste Komponist und Lehrer, der „Musikpapst“ oder „Musik-Daleilama“ von Prag, wie man ihn nannte. Sehr groß und beleibt, mit dem Ausdruck magistraler

Würde, erinnerte er in der Erscheinung etwas an Spohr, sogar bis auf die schlechtgemachte braune Perrücke. Er war von starkem Selbstbewußtsein erfüllt. Das geflügelte Wort Dingelstedts „Sie glauben gar nicht, wie viel Lob ich vertragen kann", es hätte auch ganz ernsthaft von Tomaschek gesprochen sein können. Aber sein Selbstgefühl entbehrte nicht der Berechtigung. Tomaschek war ein bedeutender Komponist, erfindungsreich, fruchtbar, von strenger Schulung. Seine Musik ist immer männlich und charaktervoll; innig ohne Weichlichkeit in den Liedern, geistreich, lebendig, ohne Koketterie in seinen Klavierstücken, würdevoll, auch prächtig in den Kirchenkompositionen. Wenn ihr eine Eigenschaft abging, so war es das Einschmeichelnde, sinnlich Reizende. Es ist hier nicht der Ort, die reiche Fülle von Tomascheks Werken kritisch zu beleuchten, wohl aber glaube ich sagen zu dürfen, daß sie kaum nach Verdienst bekannt und anerkannt worden sind.[2]) Der musikalische Areopag der „Wissenden" hat zwar Tomascheks Wert seinerzeit voll gewürdigt, aber ins große Publikum, über Prag hinaus, sind seine Kompositionen selten gedrungen. Das bittere Gefühl der Zurücksetzung, des Ignoriertwerdens neben Hummel, Moscheles und anderen Zeitgenossen, die er nicht an Glanz und Zierlichkeit, wohl aber an Energie,

---

[2]) Die vorzüglichsten sind: für Klavier „Sonaten", „Eclogen", „Rhapsodien", „Allegri di bravura". Viele Hefte Lieder; unter den deutschen vieles von Schiller und von Goethe, mit welchem Tomaschek persönlich befreundet war. Messen, ein Requiem, die Oper „Seraphine" 2c.

an harmonischem Reichtum und kontrapunktischer Kraft übertraf, mochte die Empfindlichkeit seiner Eigenliebe verschärft haben. Es ging Tomaschek wie noch manchen anderen Gelehrten und Künstlern, die als echte Prager zeitlebens in Prag hocken blieben. So ist der ausgezeichnete Schauspieler Rudolf Bayer (der Vater der gefeierten Marie Bayer-Bürck), damals der beste „Wallenstein", in Deutschland unbekannt geblieben, da er nicht zu bewegen war, außerhalb Prags zu gastieren. Dasselbe war der Fall mit den Sternen der ehedem vortrefflichen Prager Oper. Tomaschek hatte es versäumt, in jungen Jahren, da er zu den stärksten Klavierspielern zählte, Kunstreisen zu unternehmen und seine Kompositionen selbst bekannt zu machen. So blieb er zeitlebens als Virtuose und Komponist eine verhätschelte Prager Lokalberühmtheit. Nach seinem Tode stand aber bereits ein ganz anderer Musikstil im Zenith. Die Romantik Mendelssohns, Schumanns, Chopins und ihrer Zeitgenossen rauschte über Tomaschek hinweg. Nur ein Genie allerersten Ranges, was Tomaschek bei allen Vorzügen doch nicht war, kann darauf zählen, die bei Lebzeiten versäumte Anerkennung nach seinem Tode zu erringen. Alexander Dreyschock und Julius Schulhoff haben noch hin und wieder den Namen ihres Meisters in ihren Konzerten aufgefrischt, seitdem ist er so gut wie verschollen.

Mein Musikunterricht bei Tomaschek währte vier Jahre; eine Stunde wöchentlich war dem Klavierspiel gewidmet, zwei der musikalischen Theorie: Harmonielehre,

Kontrapunkt, Fuge, Instrumentierung und Kompositionsversuche. Im Klavier unterrichtete er nur bereits vorgeschrittene Schüler. Als unentbehrliche Grundlage studierte er mit jedem von uns das wohltemperierte Klavier von Bach. Ich erhielt als Aufgabe jedesmal eine Fuge samt Präludium, die ich in der nächsten Lektion fehlerfrei und zwar auswendig spielen mußte. Kein Wunder, daß ich sechs bis sieben Stunden täglich am Klavier zubrachte, was an schönen Sommernachmittagen, während meine Geschwister mit den Eltern sich im Freien ergingen, mir oft schwer aufs Herz fiel. Aber Tomaschek war ein überaus strenger Lehrer; daß er überdies für die damaligen Prager Verhältnisse ein sehr teurer war, steigerte den Eifer und die Gewissenhaftigkeit des Schülers. Außer Bach wurden hauptsächlich Beethovensche Sonaten (mit Ausschluß der letzten) studiert, Rhapsodien und Sonaten von Tomaschek, sämtliche Etuden von Thalberg, Chopin und Henselt, selbst einiges von Liszt. Man sieht, daß Tomaschek keineswegs ein so pedantischer, unmoderner Meister gewesen, wie er oft geschildert wird. Er wußte sehr gut, daß junge Pianisten die Werke der modernsten Klaviertechnik studieren und bewältigen müssen. Ich habe sie auch alle gut gespielt und unter Tomascheks unbarmherziger Leitung ein hübsches Kapital von Technik gesammelt, von dem ich später lange zehren konnte, als die juridischen Studien, das Doktorat, der Staatsdienst dem eigentlichen „Üben" am Klavier für immer ein Ende machten. Die Klavierstunde hatte ich allein; an dem theoretischen Unterricht nahmen zugleich mit mir

drei junge Musiker teil: Julius Schulhoff, Wilhelm Kuhe und Hanns Hampel. Schulhoff hat später als Virtuose und anmutiger Klavierkomponist halb Europa bezaubert und nur allzu vorzeitig sein öffentliches Wirken beschlossen; er lebt gegenwärtig in Berlin und ist mir bis zur Stunde ein treu anhänglicher Freund geblieben. Kuhe hat sich in Brighton angesiedelt und bei den Engländern sein Glück gemacht als Klavierlehrer, Virtuose und Konzertunternehmer. Hampel, ein kränklicher Sonderling von originellem Talent, trat nie in die Öffentlichkeit und ist in seiner Prager Verkrochenheit früh erloschen.

Meine musikalischen Kenntnisse habe ich mir in dem vierjährigen Kursus nicht ohne starke geistige Anspannung errungen, da ich gleichzeitig die philosophischen Jahrgänge an der Universität hörte und strenge Semestralprüfungen abzulegen hatte. Aber auch physische Anstrengungen durfte ich nicht scheuen. Tomaschek erteilte Unterricht nur in seiner Wohnung, die weit auf der Kleinseite, gegenüber dem Waldsteinpalais, lag. Ich hatte vom Roßmarkt eine gute halbe Stunde zu gehen, über die steinerne Brücke, was im strengen Winter, zeitlich früh, nicht verlockend war. Als ich das erstemal mit vor Kälte steifen Fingern zu der Klavierstunde kam, erhielt ich von Tomaschek einen Verweis und den Befehl, mir einen Muff anzuschaffen. Das genierte mich fast noch mehr als die Kälte, denn ein Student mit den Händen in einem Muff war eine sehr auffallende Erscheinung. Aber es half nichts. Gehorcht mußte werden,

in allen Dingen. Wenn ich Tomascheks Unterricht im Klavierspiel, in der Harmonielehre und im Kontrapunkt als einen sehr gründlichen und tüchtigen rühmen muß, kann ich doch die Lücken desselben nicht verschweigen, Lücken, die speziell meinem Wissensdrang sehr empfindlich waren. Wir hörten bei Tomaschek nicht das mindeste über die historische und ästhetische Seite der Musik. Das Interesse dafür, bei den älteren Musikern jener Zeit überhaupt sehr schwach, schien unserem, im rein Musikalischen aufgehenden Meister völlig zu fehlen. Nie streifte er auch nur vorübergehend die geschichtliche Entwicklung der Musik, nie hörten wir etwas von dem Leben und Wirken Bachs, dessen Klavierstücke wir doch eifrig spielten. Von den Spitzen der geistlichen, der symphonischen, der dramatischen Musik, von unserem Zusammenhang mit Italien und Frankreich nicht die leiseste Erwähnung. Ebenso fern wie historische Belehrung lagen unserem Meister ästhetische Erklärungen. Er ließ uns Beethovensche Sonaten spielen, ohne anzudeuten, worin das Schöne, das Eigentümliche derselben liege, worin ihre Form sich von derjenigen Haydns oder Mozarts unterscheide. Daß Tomaschek schlechtweg ein „Gegner Beethovens" gewesen, ist eine arge Übertreibung. Allerdings war Mozart sein Ideal, aber den früheren Beethoven stellte er ihm, namentlich als Klavierkomponisten, mindestens gleich. Die letzten Werke Beethovens scheint er so wenig gekannt zu haben, wie damals irgend jemand in Prag, die letzten Quartette und die Festmesse gewiß nicht. Ich erinnere mich des

gewaltigen Aufsehens, welches unter den Pragern die erste Aufführung (oder eine der ersten) der neunten Symphonie erregte. Tomaschek war von den Anfangstakten derselben so entsetzt, daß er am liebsten gleich den Saal verlassen hätte. Er polterte den ganzen Tag darüber. Sonst hat Tomaschek, so lange ich ihn kannte, kein Konzert und keine Oper mehr besucht. Er stand abseits der musikalischen Strömung. Das hatte für uns den Nachteil, daß Tomascheks Unterweisung der Aktualität entbehrte, des lebendigen Zusammenhanges mit der Gegenwart. Er konnte mit uns von keiner der neuen epochemachenden Opern oder Orchesterkompositionen sprechen, uns nicht auf die Vortragsweisen bedeutender Künstler oder auf bestimmte Instrumentaleffekte aufmerksam machen. Um mir seinen rein theoretischen Unterricht in der Instrumentierung zu nutze zu machen, studierte ich fleißig in der Universitätsbibliothek die Partituren der Mozartschen Opern, welche (in Abschriften) dort vollständig vorlagen. Uns im Partiturlesen zu üben, hatten wir bei Tomaschek keine Gelegenheit; auch das mußte durch eigenen Fleiß und auf eigene Faust nachgeholt werden.

Tomaschek bekleidete in Prag keinerlei Amt, keine Würde. In jüngeren Jahren war er Klavierlehrer bei dem Grafen Georg Bouquoi gewesen, den er auch im Sommer auf dessen Güter begleitete. Er war mit Dekret und auf Grund eines mit juristischer Genauigkeit abgefaßten Kontraktes zum „Compositeur des Grafen Bouquoi" ernannt, und mußte diesen Titel — eines der letzten Überbleibsel jenes patriarchalischen Verhältnisses zwischen

Musikern und Kavalieren — auch unter jede seiner Kompositionen setzen. Obgleich ohne offizielle Stellung, hatte Tomaschek doch einen so großen Ruf und so festbegründetes Ansehen, daß ihm Schüler von weither, insbesondere aus Rußland und Polen zuströmten, und kein namhafter Komponist oder Virtuose nach Prag kam, ohne Tomaschek seine „Aufwartung" zu machen. Auch wurde eine Einladung zu den musikalischen Soireen, die Tomaschek zeitweilig in seiner Wohnung gab, sehr geschätzt. Er ließ da meistens nur seine eigenen Kompositionen spielen. Wir mußten alles auswendig vortragen, was damals noch gar nicht Sitte war, uns aber als gute Gewöhnung sehr zu statten gekommen ist. Das Solospiel machte mir keinen Kummer, da konnte man sich helfen, falls in einer langen Sonate oder Phantasie das Gedächtnis für einen Augenblick versagte. Aber lange vierhändige Stücke vor einer großen Versammlung auswendig spielen zu müssen, wo man auch von dem Gedächtnis seines Partners abhing, hatte mir immer etwas Ängstliches. An einem dieser Gesellschaftsabende ließ Tomaschek fast seine ganze Oper „Seraphine" bei Klavierbegleitung aufführen. Die Ouverture spielten Schulhoff und ich auswendig. Die Gesangsstücke begleitete Tomaschek selbst. Die Titelrolle sang Tomascheks Schülerin, Fräulein Julie von Lämmel, welche später als Frau von Ladenburg in Wien eine hervorragende gesellschaftliche Rolle gespielt hat und in dem Gedächtnis ihrer zahlreichen Freunde und Verehrer fortlebt. Alexander Dreyschock, vor Schulhoffs Auftreten

Tomascheks berühmtester Schüler und einer der erstaunlichsten Virtuosen — im Oktaven- und Sextenspiel noch heute unübertroffen —, zierte, von seiner ersten Kunstreise zurückkehrend, einen dieser Abende mit dem Vortrage Tomascheksсher „Rhapsodien". Wie glänzte das breite, ernste Gesicht seines Meisters von Stolz und Freude! Daß die Programme dieser Hausunterhaltungen fast ausschließlich aus Tomascheksсhen Kompositionen bestanden, konnte man dem alten Herrn nicht verübeln. Er hatte ja in der Öffentlichkeit höchst selten die Freude, sich zu hören. Der ernste Charakter seiner Musik und das Schroffe, Unzugängliche seiner Persönlichkeit teilen sich in die Schuld. Als ich im Frühjahr 1850 von Wien aus meinen Vater besuchte, fand ich Tomaschek schwer krank an der Wassersucht, in seinem Bette, schwach, nach Atem ringend. Es war mir ein Trost, ihm noch zum Abschied die Hand drücken zu können. Er starb bald darauf im Alter von sechsundsiebzig Jahren. Persönlich hat er nicht viel Sympathien in Prag zurückgelassen, aber seine Schüler bewahren ihm eine dankbare Erinnerung.

VII.

Nach vier Jahren war ich aus Tomascheks strenger Schule als tüchtiger Klavierspieler und wohlbeschlagen in der musikalischen Theorie hervorgegangen, wie das von ihm sehr förmlich abgefaßte, mit Stempel und Siegel versehene Absolutorium mir bezeugt. Mein Vater, liberal und ein Feind des Zwanges in allem, stellte es mir völlig anheim, ob ich die Musik als Lebensberuf wählen

wolle. Trotz meiner Liebe zur Musik konnte ich mich nicht dazu entschließen. Die Virtuosenlaufbahn widerstrebte mir entschieden, obwohl Tomaschek dazu riet. Noch weniger reizte es mich, Musiklehrer zu werden oder eine Stelle als Dirigent anzustreben. Blieb also nur — das schönste, der Beruf des Komponisten. Daß ich aber diesem nur in einem sehr begrenzten, unbedeutenden Teil zu genügen vermöchte, war mir selbst vollkommen klar. Ich hatte einige kleine Klaviersächelchen und einen ansehnlichen Haufen Lieder komponiert, deren melodiöser Zug und ungesucht innige Empfindung meinen Freunden zu Herzen sprach. Mit solchen Kleinigkeiten, das fühlte ich deutlich, ist der Welt nicht gedient und füllt man kein Leben aus. Mir fehlte der Mut, etwas Größeres zu versuchen, ein Quartett, eine Ouvertüre oder Symphonie; ich traute mir musikalisch starke, triebkräftige Ideen nicht zu. Dreißig Jahre später stellte ich aus dieser Jugendzeit ein Heft Lieder zusammen, um sie meiner Frau, welche sie gern und sehr hübsch vortrug, zu widmen. Brahms war mir in der Auswahl der relativ gelungensten freundlichst behülflich und billigte die Veröffentlichung unter der Bedingung, daß ich durch den Titel: „Lieder aus der Jugendzeit“ die jetzt altmodisch gewordene Einfachheit dieser Melodien einigermaßen rechtfertigte. Sie sind bei Simrock in Berlin erschienen.

Wollte ich aber nicht Musiker werden, auch nicht Geistlicher noch Mediziner, was blieb mir zu jener Zeit anderes übrig, als Jus zu studieren? Die Beamtenkarriere war die weitaus vorherrschende im gebildeten

Mittelstand. Nicht als ob sie eine schnelle oder glänzende Versorgung versprach — im Gegenteil; es gab in Prag talentvolle und fleißige junge Männer, die zehn, auch zwölf Jahre beim Gubernium (wie damals die Statthalterei hieß) „praktizierten", das heißt unentgeltlich dienten, bis ein besoldeter Platz für sie frei wurde. Aber der kaiserliche Beamte hatte in dem absolutistischen Österreich eine vorzüglich geachtete und in der Regel ziemlich gesicherte Stellung; man avancierte nach der Anciennität, hatte also keine Nötigung, sich übermäßig anzustrengen oder auszuzeichnen. Sich der Pflege einer brotlosen Wissenschaft zu widmen, galt damals bei uns für etwas Abenteuerliches, Unerhörtes. Wenn man auf die Frage, was will der junge Mann werden? geantwortet hätte: er studiert Geschichte und Ästhetik der Musik, man würde ihn einfach unter die Schwärmer oder Tagediebe eingereiht haben. Mir speziell verhieß die Beamtenlaufbahn, mehr als jede andere, hinreichende Muße für meine musikalischen und litterarischen Bestrebungen, denn nur diesen gehörte meine Neigung. Indem ich in unbefangener Beurteilung meiner eigenen Fähigkeiten diese selbst als ungenügend erkannte für eine erfolgreiche Künstlerlaufbahn, glaube ich wenigstens einen Rechtfertigungsgrund mehr zu haben für den gleichen Rat, welchen ich so vielen jungen Leuten erteile, die sich bei mittelmäßigem Talent der Musik widmen wollen. Mehr als einer, der, über die erste Jugend hinaus, eine sichere Stellung oder Anwartschaft aufgab, und, Neigung mit Beruf verwechselnd, Musiker geworden ist, mag es

bereut haben, meinem freundschaftlichen Abraten nicht gefolgt zu sein.

Von den juridischen Vorlesungen an der Prager Universität haben mich eigentlich nur zwei lebhaft interessiert — „Naturrecht" (Rechtsphilosophie) und „Strafrecht". Beide Kollegien wurden von demselben gebrechlichen, alten, höchst langweiligen Professor vorgetragen, an dem nur seine Gutmütigkeit zu loben war. Freilich, boshaft hätte der Einschläferer auch noch sein sollen! Dieser erste Jahrgang hätte manchen vom Weiterstudieren abschrecken können und hat auch manchen abgeschreckt, z. B. meinen Freund Robert Zimmermann, der jetzt in Wien eine so ausgezeichnete Stellung als Professor der Philosophie und philosophischer Schriftsteller einnimmt. Lehrreich und interessant dagegen waren die Vorträge über Statistik durch den anregenden, eleganten Vortrag des Professors Nowak. Daß derselbe geistreiche Mann auch die österreichische Zoll- und Monopolsordnung und das Strafgesetz über Gefällsübertretungen — damals ein obligates Studium für alle Juristen! — durch zwei Semester explizieren mußte, war ihm selbst eine Qual und uns anderen noch mehr. Der Hauptgegenstand des dritten Jahrgangs war noch lieblicher: Handels- und Wechselrecht, dann Lehenrecht, — ein betrübendes Sammelsurium von alten Hofdekreten und Rechtsgewohnheiten. Vortragender war der gefürchtete und gehaßte Dr. Haimerl, ein Scharfrichter unter den Professoren. Wer nicht genau anzugeben wußte, wie unter Kaufleuten ein „Kellerwechsel" zu behandeln sei, oder welche Pflichten

auf diesem oder jenem „Kunkellehen" haften, der wurde erbarmungslos „petschiert". Eine spezielle Antipathie hatte Haimerl gegen die Beschäftigung mit Kunst und Litteratur. Meinem Kollegen Carl Victor Hansgirg, der zeitweilig ein hübsches Gelegenheitsgedicht veröffentlicht hatte, warf er diese Unthat bei der Prüfung noch vor Beantwortung der ersten Frage mit höhnender Ironie vor; mir natürlich die Musik. Kein Wunder, daß man von solchem Entgegenkommen völlig eingeschüchtert und verwirrt wurde. Im vierten Jahrgang war er noch gefürchteter; da hatte er die österreichische Gerichtsordnung vorzutragen, damals ein konfuser Haufen von Verordnungen, in welchen thatsächlich nur längere praktische Erfahrung Klarheit zu bringen vermochte. Haimerl examinierte aber, nicht als ob er Studenten, sondern in Tagsatzungen und Fideicommißprozessen ergraute Advokaten vor sich habe. Wer durch die ersten drei juridischen Jahrgänge gut durchgekommen war, stand also im vierten noch immer in Lebensgefahr. Dieser zu entgehen, war unser aller sehnlichster Wunsch, und wer nur immer die Mittel besaß oder sich eines Familienanhangs in Wien erfreute, der verließ Prag und absolvierte das vierte Jahr an der Wiener Universität. So thaten zugleich mit mir der genannte Karl Victor Hansgirg (als Bezirkshauptmann in Joachimsthal verstorben), Wilhelm Wahlberg, nachmals Hofrat und Professor des Strafrechts in Wien u. a. Es hat keiner diesen Exodus zu bereuen gehabt.

Mein Verkehr mit den Universitätskollegen in Prag

brachte es mit sich, daß ich mehr litterarischen als musikalischen Umgang hatte. Von letzterem soll übrigens noch die Rede sein. Ein uns überaus lieber Vereinigungspunkt war das Haus Rohrweck auf der Kleinseite. Vater Rohrweck, ein ernsthafter Mann von auffallend hoher Statur, ehemals Erzieher im gräflich Thunschen Hause, hielt eine Privaterziehungsanstalt für junge Adlige, die dort ein gemütliches Familienleben und sorgfältigste Vorbereitung für die öffentliche Prüfung fanden. Der älteste von den drei Söhnen Rohrwecks, Franz (jetzt Regierungsrat in der kaiserlichen Kabinetskanzlei), war mein Kollege als Jurist. Bei ihm fand sich an jedem Sonntag Abend ein vertrauter, anregender Kreis junger Freunde zusammen. Die schon genannten Poeten Hansgirg und Robert Zimmermann brachten Gedichte mit (viele davon setzte ich sofort in Musik). Außerdem hatten wir die Maler Karl Swoboda und Trenkwald (jetzt Akademiedirektor in Wien), den Architekten A. Barvitius (derzeit Museumsdirektor in Prag), den Mediziner Albert Duchek, der später zu den berühmtesten Ärzten Wiens gehörte, und noch andere zusammenstimmende Elemente. Es waren die anregendsten, fröhlichsten Abende, die meine Studienzeit erhellten. Bei reichlichem Thee — nicht bei Bier — wurde da lebhaft von Kunst und Wissenschaft gesprochen, auch über Politik, natürlich in dem ideal strebenden Sinne der aufgeweckten vormärzlichen Jugend. Georg Herwegh und Anastasius Grün, Robert Prutz und Hoffmann von Fallersleben, deren Gedichte R. Zimmermann mit feurigem Enthusiasmus rezitierte, waren

die poetische Essenz unserer politischen Wünsche und Meinungen. Schon als Gymnasiast pflegte ich als meine drei höchsten Wünsche zu nennen: eine Konstitution für Österreich, ein einiges deutsches Reich mit Elsaß und Lothringen und das Aufhören der Papstherrschaft. Damals lag die Erfüllung dieser Ideale noch im Reich der Träume — dennoch habe ich alle drei Dinge erlebt! — Den jüngeren Zöglingen Rohrwecks zulieb wurde dieser studentische Kreis manchmal zu kleinen Tanzunterhaltungen erweitert. Rob. Zimmermann — man würde es heute seinem weißen Patriarchenbart nicht ansehen — war der rasendste Mazurkatänzer; ich selbst nicht minder unermüdlich im Walzer. Als Hansgirg und Rob. Zimmermann, und bald darauf auch ich, nach Wien übersiedelten, löste sich dieser schöne, uns allen unvergeßliche Kreis auf. —

VIII.

Tomascheks gründlicher Unterricht hatte, wie schon erwähnt, zwei Seiten der Musik gänzlich abseits liegen lassen: ihre Geschichte und Ästhetik. Nie hat er diese Gebiete, die mich am meisten interessierten, auch nur andeutend gestreift oder uns ein Buch genannt, aus dem wir uns Rats erholen könnten. Mein Vater als Bibliograph von Fach half auch da, indem er mir Kiesewetters „Geschichte der Musik" und Fr. Hands „Ästhetik der Tonkunst" empfahl. Es ist bezeichnend, daß in keiner Buchhandlung des musikalischen Prag diese

Bücher vorrätig waren, sondern aus Leipzig verschrieben werden mußten. Beide Werke, in ihrer Methode, wie in ihren Resultaten seither vielfach überholt, schienen mir ein Geschenk des Himmels. Sie bildeten die ersten soliden Stufen, auf welchen ich später nicht ohne große Mühe, ganz allein auf mich angewiesen, weiter aufstreben konnte. Einer unserer Bekannten hielt die Leipziger „Neue Zeitschrift für Musik" von Schumann, die nun von den ersten Jahrgängen an eifrig und mit Entzücken gelesen wurde. Für einen jugendlich begeisterten Musiker gab es ja nichts Herrlicheres als die „Schwärmbriefe" von Schumann, seine enthusiastischen Aufsätze über Mendelssohn, Chopin und Berlioz! Am Klavier war ich unermüdlich, neue Musik kennen zu lernen, was mir durch die vortreffliche Musikalien-Anstalt von J. Hoffmann sehr erleichtert wurde. Diese Anstalt zeichnete sich nicht nur durch ihren Reichtum, sondern auch hauptsächlich dadurch aus, daß sie einen vollständigen gedruckten Katalog ausgab. Einen solchen Katalog habe ich bei keiner Wiener Musikleihanstalt gefunden, und doch ist er das einzige Mittel, sich über die Gebiete systematisch zu orientieren, die man, nicht bloß der Unterhaltung wegen, kennen lernen will. Jede neu erschienene Komposition wurde sofort der Leihbibliothek einverleibt. Als Abonnent dieser Leihanstalt erneuerte ich beinahe täglich mein musikalisches Futter und erduldete manchen Scherz darüber, daß ich nie anders als mit der Musikmappe unter dem Arm auf der Straße zu sehen war. Ich sammelte da bald eine ziemliche Kenntnis der alten und neuen Opernlitteratur.

Symphonische und Kammermusik spielte ich massenhaft mit meinen Freunden Schulhoff und Hock, zwei vortrefflichen Pianisten, vierhändig durch. Als Schulhoff Prag verließ, um seine Konzertreisen anzutreten, hatte ich Hock und Ambros zu regelmäßigen Partnern. Mit letzterem zu musizieren war mehr ein geistiger als ein rein musikalischer Genuß; seine witzigen Urteile und Bemerkungen erfreuten mehr als sein Klavierspiel, das er bei schwierigen und feurigen Stellen stets mit einer Art Schnauben und unruhig wälzenden Körperbewegungen begleitete. Unter meinen musikalischen Freunden war er die bedeutendste Persönlichkeit, überhaupt eine der originellsten und glänzendsten Illustrationen des vormärzlichen Prag. Da er später als Musikschriftsteller in ganz Deutschland eine hervorragende Stellung einnahm, darf ich wohl ausführlicher von ihm reden.

Als ich, anfangs der vierziger Jahre, Ambros kennen lernte, war er Doktor der Rechte und unbesoldeter Konzeptspraktikant des Fiskalamts — also dasselbe, was ich einige Jahre später auch geworden bin. Ebenso wie ich, schwärmte auch er mehr für die Musik, als für die Jurisprudenz, und wir beide sind nicht Beamte aus Begeisterung geworden. Aber die büreaukratische Laufbahn war eben das Fatum des vormärzlichen Jünglings in Österreich. Neben seinem Amte versah Ambros auch das Musikreferat für die dreimal wöchentlich erscheinende „Bohemia“. Sein freundschaftliches Entgegenkommen machte mich, den fast zehn Jahre jüngeren Studiosus, gar stolz und glücklich. Durch mehrere Jahre genoß ich

alle bedeutenderen Musikaufführungen in Prag doppelt und dreifach, indem ich sie mit Ambros hörte. Ein kleiner, intimer Freundeskreis versammelte sich häufig um Ambros, der diese bescheidenen, durch Vierhändigspielen, Debattieren und Kaffeetrinken ausgefüllten Abende mit dem Namen „Davidsbündeleien“ beehrte, in Nachahmung des von Robert Schumann (mehr in dessen Phantasie als in der Wirklichkeit) gestifteten „Davidsbundes“ junger, musikalischer Fortschrittler in Leipzig. Ambros nannte sich da „Flamin, den letzten Davidsbündler“, der jüngste von uns, J. E. Hock, der treffliche Pianist und Musiklehrer, wurde von ihm „Benjamin“ genannt, der Finanzrat und Komponist Joseph Heller „Obolus“, der Musikkritiker Ulm „Barnabas“, meine Wenigkeit „Renatus“ u. s. f. Anfangs zierten auch Helfert (der nachmalige Unterstaatssekretär unter Leo Thun) und Joseph Bayer (jetzt Professor der Kunstgeschichte in Wien) diese Zusammenkünfte. Wer Ambros lediglich aus seinen Schriften, nicht aus persönlichem Umgang kannte, der besaß kaum die Hälfte von dieser hochbegabten, originellen, dabei stets heiteren und gutmütigen Persönlichkeit. Er war ein Talent, eigentlich eine Talentsammlung merkwürdigster Art: tüchtiger Musiker und vortrefflicher Zeichner, gleich kundig in der schönen Litteratur, wie in der Rechtswissenschaft. Den Jean Paul wußte er auswendig, wie das bürgerliche Gesetzbuch. Seine Auffassung war ebenso schnell und lebhaft, wie sein Gedächtnis allseitig und von lebenslänglicher Treue. Es giebt Schriftsteller, die ihre Schwin-

gen nur kräftig entfalten, wenn sie ein Lesepublikum vor Augen und den Druckerjungen hinter sich haben. Sie wollen im mündlichen Verkehr, im Briefwechsel gleichsam nichts vergeuden. Ambros that das gerade Gegenteil; mit vollen Händen warf er im Gespräch, in freundschaftlicher Korrespondenz die besten Einfälle aus. Da urteilte er auch über musikalische Dinge noch unbefangener und drastischer, als in seinen Feuilletons, wo er — allzu vorsichtig und allzu nachsichtig — die Stacheln seiner Kritik abzuschleifen liebte.

Auf Ambros paßt wie auf wenige Büffons viel zitiertes Wort: „Le style c'est l'homme". Er sprach, wie er schrieb, und schrieb, wie er war; unbekümmert um die Form, stets voll Witz und Laune, voll Belesenheit und Bilderreichtum, jederzeit Polyhistor und Improvisator in einer Person. Mochte einem die übersprudelnde Beredsamkeit, anderen der luxurierende Stil unseres Freundes mehr oder minder zusagen, gelangweilt hat sich gewiß niemand, indem er ihn hörte oder las. Noch heute kann ich ein Ambrosisches Feuilleton nicht zur Hand nehmen, ohne daß mir nicht die bewegliche kleine Gestalt des Autors leibhaftig vor Augen steht, mit der hochgewölbten, grauumlockten Stirne und den so fröhlich durch die Brille blitzenden braunen Augen; ich höre gleichsam den Aufsatz von ihm selbst vorlesen, mit der eigentümlich schneidigen Frische seines etwas böhmisch-deutsch modulierenden Organs. Unglaublich, wie ihm die witzigen Einfälle, die Gleichnisse, die Citate, die Anekdoten nur so heraussprudelten, er mochte sprechen oder schreiben, und

von was immer. Es gab ihm einen unendlichen Vorsprung vor andern ähnlich Begabten, daß er für seinen Witz ein so riesiges Material zur Verfügung hatte und seine Produktion ununterbrochen aus dem Reservoir eines geradezu phänomenalen Gedächtnisses gespeist wurde. Jeder Gedanke ward ihm unwillkürlich zum Stichwort, auf welches ein Dutzend andere herbeisprangen. Wer da meinte, Ambros jage nach Bildern und Citaten, der irrte; im Gegenteil, seine Einfälle jagten ihn, er war wie ein verfolgtes Wild auf der Flucht vor seinem unbarmherzig allgegenwärtigen Gedächtnis. War er vollends gerade vertieft im Studium einer älteren Periode der Kunstgeschichte, so drängten sich ihm in der Beurteilung moderner Musiken Analogien mit diesem oder jenem alten Meister so unwiderstehlich auf, daß er ganz übersah, bei wie wenig Lesern die Erudition und das Interesse für diese antiquarischen Seitenblicke vorauszusetzen sei. Es fiel ihm schwer, ein Feuilleton über Gounod zu schreiben, ohne in das Florenz des sechzehnten Jahrhunderts zu geraten und von dem Veroneser Komponisten Monteverde zu sprechen. Einen gutgemeinten Spott über diese Passion nahm er nicht übel, ja er lachte mit uns von Herzen, als eines Tages der Redakteur der „Wiener Zeitung", Friedrich Uhl, ein Täfelchen mit der lakonischen Warnung: „Nur kein Monteverde!" auf Ambros' Schreibtisch stellte. Sein Stil, anfangs fast verwildert durch den Einfluß seines Lieblingsautors Jean Paul, hat sich später, in Wien, von diesem atemversetzenden Bilderwust doch einigermaßen befreit und gereinigt.

Als ich, Ende 1846, der erste den Prager Davids-bündlerkreis verließ, bekam die Briefpost zwischen Prag und Wien viel zu thun. Die gute vormärzliche Zeit hatte viel Zeit — zum Briefschreiben, Plaudern, Musizieren. Das Porträt von Ambros wäre ganz unvollständig, wenn ich hier nicht einige Stellen aus seinen Briefen an mich beifügte. Schade nur, daß ich einen der eigentümlichsten Reize von Ambros' Korrespondenz nicht wiedergeben kann: die sauber ausgeführten humoristischen Federzeichnungen, welche er fast in jedem seiner kalligraphisch geschriebenen Briefe anbrachte.

„Mendelssohns Tod," klagt Ambros im Dezember 1847, „kann ich noch immer nicht verwinden. Wir fühlen den Verlust doch nur erst halb. Es ist eine Sonne untergegangen, nun leuchtet freilich noch ein Streif Abendrot, aber auch dieser wird verlöschen, und dann kommt finstere Nacht. Und so hole der Teufel alles! Balfe for ever! Evviva Verdi! Auf, ihr kleinen Geister, ihr werdet im Preise steigen, denn wenn die Sonne herunter ist, haben auch die Unschlittkerzen ihren Wert!" Am meisten gerät Ambros ins Feuer, wenn er auf Gluck und Beethoven zu sprechen kommt. „Wir haben so lange Pfeffer mit Löffeln gefressen," schreibt er nach der Aufführung von Glucks „Alceste" in Prag, „daß uns das einfache Himmelsbrot anfangs nicht recht schmecken will. Aber es ist gut, wenn alle halbe Jahre so eine Himmelserscheinung wie „Alceste" oder „Iphigenie" vorüberzieht. Wer im stande ist, Gluck nachzufühlen, dessen Herz und Seele ist gut — das be-

haupte ich fest, ein Schlechter kann es nicht. „Alceste" — ist das eine Musik! Alles so ursprünglich, daß einem unsere ganze Musik daneben völlig erzwungen und erkünstelt vorkommt. Nun, ich hoffe, Gluck wird unserer Bühne nicht mehr so völlig Fremdling sein, wie bisher, und es freut mich, daß ich ein klein wenig dazu habe beitragen können. Das könnte mich fast versuchen, die Schreiberei nicht ganz aufzugeben, und doch wird es geschehen müssen, denn selber kochen und anderer Leute Kocherei als kritischer Nürnberger Schmeckherr beschnüffeln, das sind unvereinbare Dinge. Sobald mein Es-dur-Trio fertig ist, sperre ich mich ein Jahr ein und treibe wieder kontrapunktliche Studien, und dann soll was Großes kommen, eine Oper oder so etwas. Und da habe ich noch etwas auf dem Herzen, was ich Dir bei dieser Gelegenheit sagen will. Du kennst Immermanns „Münchhausen". Nun, darin kommt ein alter Hauptmann vor, der erst unter Napoleon unter den Rheinbundstruppen gefochten und dann in den Befreiungsjahren auf deutscher Seite gestanden. Dieser Zwiespalt in seinen Erinnerungen macht den alten Mann halb wahnwitzig, und da hilft er sich endlich zur Gemütsruhe dadurch, daß er ein Zimmer seiner Wohnung französisch, d. h. mit lauter napoleonischen Erinnerungen, und ein anderes deutsch-patriotisch ausstaffiert und abwechselnd entweder ganz Soldat der Kaiserzeit oder ganz deutscher Mann ist. Siehe, etwas Ähnliches ist es mit dem zusammengewachsenen Zwilling Dr. Ambros und Flamin, dem letzten Davidsbündler. Der Kunsttrieb war in mir mit aller

Kraft nicht zu ersticken — und gleichwohl mit meinem Berufe als Jurist nicht zu vereinigen. Aber jene Teilung meines Ichs hat mich gerettet. Der Mensch, der jetzt mit allem Feuereifer über neue Hofdekrete mit allem Heißhunger eines Prüfungskandidaten herfällt, sich in die Geheimnisse des Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches vertieft ꝛc., ist der Jur. Dr. Ambros, fiskalamtlicher Referent. Aber jener Mensch, der jetzt vor Sebastian Bach und Beethoven verehrend kniet und sich mit Ideen zu großen Musiken trägt und Notenpapier beklext, das ist Flamin, der letzte Davidsbündler. Da siehst Du, was eine bloße Idee kann, und darum halte es für keinen Scherz, für keine Kinderei, wenn ich auf meine Eigenschaft als „Flamin" Gewicht lege — es ist der tiefste Ernst hinter lachender Maske versteckt."

Niemand wird Ambros das Zeugnis versagen, daß er seine Doppelrolle zietlebens nicht bloß treulich, sondern auch glänzend durchgeführt hat. Oft freilich schien das amtliche Joch ihn niederzudrücken, und die Hofdekrete wollten nicht immer schmecken. Da flüchtete er zu seiner geliebten Kunst und fühlte sich alsbald wie neugeboren. „Au fond bin ich noch immer der Alte; wäscht man mir den Aktenstaub mit etwas Hypokrene ab, so guckt das alte Flaminsgesicht deutlich heraus. Freilich kann ich mich wie ein Grobschmied nur am Sonntag waschen — und es ist fatal, wenn jemand, der sonst 365 Dichtertage des Jahres hatte, nun auf 52 reduziert ist. Eben habe ich eine vierhändige Pianoforte-Sonate zusammengeklext, die ich gern mit Dir spielen möchte. An einem

Oratorium, einem höchst kuriosen Ding, skizziere ich. Am wohlsten ist mir jedoch in Sebastian Bachs kolossalen Ton-Labyrinthen, in die ich mich ganz verloren habe. Da ist alles groß und gewaltig, wie in der ersten Schöpfung; die Ichthyosauri und Plesiosauri schwimmen darin herum, wie anderwärts die Haberfische, und selbst das Farnkraut hat Baumhöhe. Sieht man, wie der alte Perrückenmann aus nichts ganze Welten erschafft, so kommt er einem vor wie eine Gottheit, auf deren bloßes „Werde" endlose Schöpfungskräfte zu walten beginnen, wogegen man sich mit der eigenen Produktion erscheint, als habe man mit vieler Mühe auf gewöhnliche Weise ein kleines rotziges Mädel erzielt. Und man läßt es Babi taufen und freut sich sehr darüber."

Die ungeheuchelte Ehrfurcht, mit welcher Ambros sich vor allem Großen in der Kunst beugte, bildete einen seiner schönsten Charakterzüge. Da ließ er keine Einwendung gelten. Wir zerzankten uns manchmal wegen Gluck und Jean Paul, in deren Vergötterung ich es Ambros nicht gleichthun konnte. Er war eine enthusiastische Natur; ja, er hatte immer ein Bedürfnis nach Enthusiasmus, vielleicht mehr als gut ist für den Kritiker. Das Große in Gluck, das für seine Zeit Neue wußte ich wohl zu schätzen, es hat mich auch in einzelnen dämonischen Scenen stets ergriffen. Aber die geradlinige Schönheit seiner Melodie, die Dürftigkeit seiner Harmonie empfand ich für die Dauer einer ganzen Oper hindurch als Monotonie, und begriff nicht, wie eine mit Mozart und Beethoven gesättigte Zeit von Gluckscher Musik auf-

richtig entzückt sein könne. Noch weniger vermochte ich für das stilistische Gegenteil Glucks, für Jean Paul zu schwärmen, den ich bei all seiner Genialität unnatürlich, bombastisch und geschmacklos fand. Ich habe nur zwei Bücher von Jean Paul zu Ende gelesen und wieder gelesen, seine beiden didaktischen Werke „Vorschule zur Ästhetik“ und „Levana“. Seine Romane waren mir ungenießbar in jungen Jahren und sind es geblieben. Es fiel mir ein Stein vom Herzen, als ich Jahre später den Ausspruch Fr. Vischers las, es sei eine „Roßarbeit“, Jean Paul zu lesen. Ambros hatte sich aber an Jean Paul so festgesogen, daß er selbst nicht mehr anders als in Jean Paulscher Manier schreiben konnte. Freilich war sie der Geistes- und Gefühlsweise Ambros' von Haus aus verwandt. Auch in seinem Kopfe sprangen (wie Heine von Jean Paul sagt) die Ideen wie erhitzte Flöhe durcheinander. Er schrieb nicht eine Seite in ruhiger, gleichmäßiger Beleuchtung, ohne humoristische Seitensprünge, ohne gute und schlechte Witze, Bilder und Hyperbeln. Sein poetisches Genie konnte Jean Paul unserem Freunde nicht geben, aber dessen Stil konnte er verderben. Mein Lieblingshumorist war Dickens. Ihm habe ich mehr genußreiche Stunden zu verdanken, als dem Dichter des „Titan“. Dickens erheitert mir jetzt noch manchen einsamen Abend; zu Jean Paul habe ich nie wieder zurückgegriffen.

Über die großen Meister vergaß Ambros keineswegs der Zeitgenossen und berichtete mir fleißig über die in Prag gehörten Novitäten. „Lindpaitners Oratorium

‚Abraham‘“, schreibt er einmal, „hat uns übel erbaut. Im ersten Teil handelt es sich darum, daß Abraham opfern soll, im zweiten, daß er opfern will, im dritten, daß es doch nicht zum Opfer kommt. Keine Spur von biblischer Haltung, fade deutsche Gemütlichkeit à la August Lafontaine. Abraham gebärdet sich, als ob er Magistrats-Sekretär in Budweis wäre: „O, mein Isaak, weiche nie vom Pfade der Tugend!“ Die hundertund-sechzigjährige Sarah singt Schrei-Arien bis ins hohe B, und diese Fugen, in die sich der Komponist unentwirrbar verwickelt, sind wie der berühmte Schöps, den Abraham dann opferte und der mit seinen Hörnern im Dornendickicht hängen geblieben!“

Die Märzrevolution machte diesem beschaulich ruhigen, bloß von Musik und Litteratur sich nährenden Leben bald ein Ende. Zuerst hing auch in Prag der Himmel voller Geigen. „O Eduard, o Mensch, o Freund, kannst Du denn noch ruhig herumgehen, oder ist Dein Gang ein unaufhörlicher Longitudinar-Walzer? Preßfreiheit, Konstitution, keine Naderer mehr, und „der Urquell alles Übels“ mit Gestank abgezogen? Da reichen Worte allein nicht mehr aus, sondern etwas wie (folgt in Noten der Eintritt des C-dur-Schlusses im Finale der C-moll-Symphonie) wäre noch ein würdiger Ausdruck unserer Empfindungen!“ Aber nur zu bald endet der Jubel unseres Freundes. „Auch ich,“ klagt er im August 1848, „habe den Champagnerrausch der Freiheit mitgemacht, und auch ich laboriere an dem Katzenjammer, den Du in Deinem Briefe schilderst. Als reine Tafel gemacht

worden, da hofften wir alle, es werde das Größte und Herrlichste darauf geschrieben werden und die heiligen Worte, die uns begeisterten, in unverwischbaren Charakteren dastehen. Leider waren aber gleich Kerle zur Hand, „zu malen auf das Weiß, ihr Gesicht oder ihren —". Was für unglaubliche Eselei, Roheit, Verkehrtheit jetzt in hellem Sonnenlicht herumprunkt, das muß man nur selbst sehen! Die Gleichstellung beider Nationalitäten besteht bei uns in Folgendem: (zwei köstliche Federzeichnungen zeigen hier drei Czechen, die einen Deutschen, und drei Deutsche, die einen Czechen durchprügeln). Von dem, was ich in diesen Tagen erlebt habe, könnte man vier Evangelien nebst Apostelgeschichte zusammenschreiben." Ambros war nichts weniger als eine politische Natur, sein Interesse an öffentlichen Angelegenheiten schwand rasch nach dem ersten Freiheitsrausch; Verfassungskämpfe, Parteihader, das alles störte seine Zirkel. Seine fein besaitete Künstlernatur schreckte zusammen vor dem Trommelwirbel der Politik. Ambros vermied es, wo er nur konnte, Partei zu nehmen, und da er beider Landessprachen gleich mächtig war, so fiel es ihm nicht schwer, mit den Czechen auf gutem Fuße zu bleiben. „Da man in Prag jetzt nicht mehr weiß, soll man einem Begegnenden „Guten Morgen" oder „dobre jitro" sagen, so habe ich mir einen eigenen Nationalitäten-Gleichstellungs-Grunzlaut erdacht, der, langsam ausgesprochen und in seine Elemente aufgelöst, die Silben Emme-lem-blem! giebt und noch wunderbarerer Nuancierungen fähig ist, als unseres Freundes

Berlioz double idée fixe. Durch besagtes Emme=lem=blem ist es mir bisher gelungen, mit allen Parteien gut Freund zu bleiben.“ (Federzeichnung: Ambros, einen Hut in jeder Hand, grüßt gleichzeitig rechts einen Deutschen, links einen Czechen, aus seinem Munde flattert ein „Emme=lem=blem!“ nach rechts, ein ditto nach links.) In den späteren Jahren seines Prager Aufenthaltes, da Ambros mit einer zahlreichen Familie und noch zahlreicheren Arbeiten gesegnet war, kamen seine Briefe immer seltener, am häufigsten noch als Empfehlungsschreiben irgend eines Musikers oder einer Sängerin. „In Jean Paul ist irgendwo die Rede von Leuten, die nach Flötenuhren tanzen — wir beide korrespondieren in Empfehlungsbriefen, denn außerdem kommen wir selten dazu!“ Bald hörte unsere Korrespondenz gänzlich auf — glücklicherweise! Denn Ambros übersiedelte in den sechziger Jahren nach Wien, und mir wie ihm war damit ein alter Wunsch erfüllt.

IX.

In Prag war in den vierziger Jahren ein belletristisches Journal „Ost und West“ entstanden, das auch über die Grenzen Österreichs hinaus sich eines gewissen Ansehens rühmen durfte. Das ganze poetische und litterarische junge Prag hat sich in diesem Blatt mit Gedichten, Novellen, Kritiken seine Sporen verdient; so Alfred Meißner, Moritz Hartmann, Uffo Horn, Robert Zimmermann, Friedrich Bach u. A. Auch Robert Schu=

mann stand auf der Liste der Mitarbeiter, hat aber, meines Wissens, keinen Beitrag geliefert. Der Redakteur, Rudolf Glaser, Skriptor an der Universitätsbibliothek, hatte eine Schwester des Dichters Karl Egon Ebert zur Frau, eine geistreiche, litterarisch geschulte Dame; eine andere Schwester Eberts war an den Kompositeur Tomaschek verheiratet gewesen. So stand denn Glaser durch die Verschwägerung mit dem ersten Poeten und dem ersten Musiker Prags inmitten des Kunstlebens. Durch Freunde, die bereits mit Glück ihre Flügel in „Ost und West" erprobt hatten, ließ Glaser mich ersuchen, das Musikreferat für sein Blatt zu übernehmen. Mein Vater war anfangs dagegen; er fürchtete vor allem, die Journalistik werde meine juridischen Studien beeinträchtigen, auch wünschte er nicht, daß ich mit dem Theater zu thun bekäme. Da jedoch der Redakteur Glaser sich das Theaterreferat selbst vorbehielt, hatte ich nur über die in Prag noch recht spärlichen Konzerte zu schreiben, und beide Bedenken meines Vaters waren gehoben. Mir war meine neue Nebenbeschäftigung erwünscht als Sache des Studiums und der eigenen Fortbildung; auch beschränkte ich mich in den ersten Monaten auf kurze Berichte ohne Namensunterschrift. Nur wer es selbst erlebt hat, kennt die fieberhafte, zwischen Angst und Wonne schwebende Erwartung, sich zum erstenmale gedruckt zu sehen. Eine gute halbe Stunde vor Eröffnung des Zeitungskomptoirs (es war an einem Dezemberabend 1844) schilderte ich dort auf und nieder, um das Blatt mit meinem ersten Konzertbericht in Em-

pfang zu nehmen. Welcher Schrecken, als ich die kurze, kleingedruckte Notiz las, die mir in meiner Handschrift dreimal so lang vorgekommen war! Freilich hatte man mir auch noch, gleich bei meinem ersten journalistischen Debüt, einen Zensurstrich versetzt. In dem von mir besprochenen Konzert war das erste Finale aus Glucks Armida gesungen worden. Indem ich die gänzliche Abwesenheit Glucks auf dem Prager Opernrepertoire beklagte, verglich ich die Verehrer des Meisters, die nur fragmentarische Konzertaufführungen seiner Opern zu hören bekamen, mit den ersten Christen, die ihren Gottesdienst heimlich in Katakomben abhalten mußten. Die ganze Stelle, auf die ich mir nach Art junger Anfänger etwas zu gute gethan, war von der Zensur gestrichen. Anspielungen auf die Religion durften nicht vorkommen. Um was diese liebe Zensur sich alles zu kümmern hatte!

Meine bescheidenen Anfänge in der Musikkritik hatten für mich das Gute, daß ich sie vollkommen sachlich hielt und sehr ernst nahm. Ich urteilte über keine Komposition, ohne sie vor der Aufführung und nochmals nach derselben zu lesen oder durchzuspielen, — eine Gewohnheit, der ich bis auf den heutigen Tag, also nahezu ein halbes Jahrhundert gewissenhaft treu geblieben bin. Meine Thätigkeit als Konzertkritiker flößte mir ein lebhafteres Interesse, als ich vordem gehabt, für symphonische und Kammermusik ein. Die tiefsten musikalischen Eindrücke hatte ich ja in der Jugend von der Oper empfangen. Mit der Gewalt, welche der „Freischütz" über mich geübt, konnte sich keine Konzertmusik messen. Ein gruseliges

Wonnegefühl, ein himmlisches Schauern ließ nach einer solchen Vorstellung mich lange nicht einschlafen, und das erste beim Erwachen war, mir tastend am Klavier die zauberischen Melodien ins Gedächtnis zurückzurufen. Nach dem „Freischütz“ waren Spohrs „Jessonda“ und „Faust“, dann Marschners „Hans Heiling“ und „Templer und Jüdin“, endlich Meyerbeers „Hugenotten“ die Opern, welche mich in einen Rausch — einen sehr nachhaltigen Rausch — des Entzückens versetzten. Gegen die dramatische Charakterzeichnung, die romantische Färbung, die dämonische Glut dieser Opern erschien mir Mozart zahm und verblaßt. Seine Größe ist mir erst später völlig klar geworden. Den „Fidelio“ kannte ich nur aus dem Klavierauszug; im Theater konnte er nicht gegeben werden, da unsere erste dramatische Sängerin, die treffliche Henriette Großer, sich kontraktlich ausbedungen hatte, in keiner „Hosenrolle“ aufzutreten. Auch Gluckſche Opern existierten damals nicht für das Prager Theater. Desto beliebter waren die Opern von Weber, Spohr, Marschner, Lortzing, Auber und Halévy, endlich Meyerbeers „Robert“ und „Die Hugenotten“. In meiner früheren Jugendzeit waren die Sängerinnen Podhorsky und Jenny Lutzer und der Bariton Pöck die Sterne der Oper; etwas später die Großer, der Bariton Kunz, die Tenore Demmer und Emminger, der Bassist Strakaty. Welch tiefen, unauslöschlichen Eindruck, — unausgelöscht auch durch später erlebte bessere Darstellungen — machen die ersten Theatererlebnisse auf ein jugendlich empfängliches Gemüt! Übrigens galt die

Prager Oper 1835—1845 allgemein für vorzüglich; das Orchester unter Franz Skraup war musterhaft, und Direktor Stöger ließ es an trefflicher Regie und Ausstattung nicht fehlen.

X.

Das Konzertrepertoire bewegte sich in dem damals üblichen bequemen Geleise. Etwas besonders Aufregendes war bis zum Jahre 1846 nicht erschienen. Es sollte nicht lange auf sich warten lassen. Hector Berlioz kam im Januar 1846 nach Prag und gab eine Reihe von Konzerten. Der Name Berlioz war dem Prager Publikum so gut wie unbekannt. Nur unser kleiner Kreis, dessen Brevier Schumanns Aufsätze in der Leipziger „Neuen Zeitschrift für Musik" bildeten, schwärmte im vorhinein für den genialen Franzosen. Wir waren voreingenommen durch die enthusiastischen Kritiken Schumanns, R. Griepenkerls, Dr. Bechers und die Schilderungen Heines. Von Berlioz' Kompositionen hatten wir nur das vierhändige Arrangement der Lear-Ouverture und die Lisztsche Klavierbearbeitung der „Sinfonie fantastique", welche unermüdlich durchgepaukt wurden. Ambros und ich kamen täglich zu Berlioz in den Gasthof zum „blauen Stern" und begleiteten ihn in die Proben; wir waren willkommen als enthusiastische Anhänger, ich überdies als brauchbarer Dolmetsch und Übersetzer. Berlioz verstand kein Wort deutsch, und das Französische war damals grade unter den Musikern Prags sehr wenig

verbreitet. Berlioz kam in Begleitung einer schönen, glutäugigen Spanierin, Mariquita Rezio, die er für seine Frau ausgab. Es war daher verzeihlich, daß wir sie für seine aus Heines Erzählungen uns bekannte und teure Gemahlin, die frühere Schauspielerin Miß Smithson, hielten. Als aber Ambros gleich bei der ersten Begegnung seine Freude darüber aussprach, neben Berlioz auch das Urbild der „Double idée fixe“ aus der „Phantastischen Symphonie“, nämlich Miß Smithson, zu erblicken, erhielt er mit einem strafenden Blick die Antwort: „Die hier ist meine zweite Frau; Miß Smithson ist gestorben.“ In Wahrheit lebte seine Frau noch, lebte lange noch, während Berlioz mit seiner schönen Spanierin Deutschland und Österreich durchzog. Der Mann mit der Löwenmähne und dem gewaltigen Adlerblick stand widerstandlos unter dem Pantoffel der Señora. Bei aller Ehrfurcht vor Berlioz berührte es uns doch komisch, wenn sie mit stolz zurückgeworfenem Kopf ihn anherrschte: „Hector, meine Mantille! Hector, meine Handschuhe!“ Worauf dann Hector mit der Unterwürfigkeit eines schüchternen Liebhabers ihr schnell die Mantille umhängte und die Handschuhe brachte. Für die Besorgungen des täglichen Lebens, des geschäftlichen Verkehrs, war sie, die ebenso sparsam als er großmütig mit dem Gelde umging, ihrem unpraktischen Hector allerdings ganz nützlich. „Quel bonheur pour Hector, que je suis sa femme!“ rief sie einmal, als ich ihr den Voranschlag der Konzertauslagen übersetzte, — den sie mit kühnen Federstrichen reduzierte. „Quel bonheur“ war für Berlioz leider nicht

ungetrübt. Im Anfang ihres Zusammenlebens quälte sie ihn mit der Prätension, in seinen Konzerten als Sängerin aufzutreten, was er — doch noch mehr Musiker als Anbeter — nach einigen mißglückten Versuchen einstellen mußte. Später, als er nach dem Tode seiner Frau die Rezio heiratete, litt er unsäglich unter der unheilbaren, entsetzlichen Krankheit, welche langsam, wie mit stumpfer Säge ihr Leben zerschnitt.

Während seines Prager Aufenthaltes war Berlioz unser einziger Gedanke, unsere einzige Beschäftigung. Ich führte ihn auch zu meinem Meister Tomaschek, dem Musikpapst von Prag, den zu besuchen jeder fremde Tonkünstler für Pflicht hielt. Als wäre es gestern, sehe ich mich mit Berlioz in sonnig glitzerndem Wintermorgen über die Moldaubrücke wandern, jenseits welcher der Generalbaß in Person residierte. Berlioz hatte sich fest in mich „eingehängt"; ich litt unter dem vernichtenden Bewußtsein dieser Auszeichnung so sehr, daß ich förmlich fürchtete, Bekannten zu begegnen.

Wenige Schritte vor der kontrapunktischen Residenz eröffnete mir Berlioz mit liebenswürdiger Nonchalance, er habe in seinem Leben den Namen „Tomaschek" nicht gehört, noch weniger kenne er eine Note dieses Autors. Jetzt galt es, in gedrängtester Kürze meinem Fremden das ihm fehlende musikgeschichtliche Kapitel „Tomaschek" beizubringen. Um ihn nicht durch die vielen Titel zu verwirren, wiederholte ich ihm schließlich mit Nachdruck, daß Tomaschek auf ein (in der That vortreffliches) „Requiem" besonderen Wert lege. Wir traten ein, und

es spielte sich eine jener halb peinlichen, halb komischen Scenen ab, welche man „Dolmetschen" nennt. Dies brockenweise Hinüber- und Herübertragen unerheblicher und doch oft schwierig wiederzugebender Sätze wurde durch die etwas verlegene Spannung zwischen dem Altkonservativen und dem Kunstrevolutionär gerade nicht erfreulicher. Glücklicherweise vergaß Berlioz sein Stichwort nicht, und rühmte sofort die besondere Genugthuung, den Schöpfer des „herrlichen Requiems" persönlich kennen zu lernen. Der durch Vereinsamung etwas schroff gewordene alte Herr nahm diese Huldigung mit leichtem Kopfnicken und der Erklärung hin, Berlioz' nächstes Konzert besuchen zu wollen. Eine so seltsame und flüchtige Begegnung konnte nicht geeignet sein, in Tomascheks künstlerisches Wesen irgend welchen Einblick zu bieten. „Il a l'air bien enchanté de lui-même," war das Einzige, was Berlioz nach einigem Nachdenken über die neue Bekanntschaft äußerte.

Berlioz' Konzerte erregten in Prag einen unerhörten Enthusiasmus. Ambros schrieb darüber in der „Bohemia"; ich selbst, zum ersten Male mit voller Namensunterschrift, einen langen Aufsatz in „Ost und West", der den Freunden ebenso sehr gefiel, als er mir heute mißfällt; so unreif und exaltiert, so unerlaubt jugendlich war er geschrieben. Das letzte Konzert, in welchem Berlioz den (sonst überall unterdrückten) fünften Satz der „Sinfonie fantastique" aufführte, habe ich trotzdem versäumt. Ich wollte — da sich mir gerade jetzt die Gelegenheit bot — doch noch lieber Wien kennen lernen, als die „Ronde de Sabbat"

von Berlioz. In Wien hatte ich die freudige Überraschung, folgende darauf bezügliche launige Zeilen von Berlioz zu erhalten: „Henri IV écrivait: Pends toi, Crillon, nous avons vaincu à Arques et tu n'y étais pas. Notre Sabbat a été exécuté mardi dernier; cependant je ne vous engage pas à vous pendre, car il peut aller beaucoup mieux. Mille amitiés, et revenez nous vite!“ Was in Prag unsere Begeisterung für Berlioz' Musik noch befestigte und belebte, war der persönliche Umgang mit ihm, der Eindruck seiner liebenswürdigen, edlen Persönlichkeit. Sein künstlerisches Ideal erfüllte ihn völlig; die Verwirklichung dessen, was er in glühendem, nie befriedigtem Drang als schön und groß empfand, bildete sein einzig Ziel und Streben. In seiner Kunst, mag man sie nun abschätzen wie man wolle, lag eine großartige Redlichkeit. Alles Eigennützige, Kleinliche lag dem Manne mit dem Jupiterkopfe fern. Für das Große und Kühne seiner ganzen Richtung und für einzelne hohe Schönheiten seiner Musik heute noch empfänglich, bin ich doch mit den Jahren von dem maßlosen Enthusiasmus jener Prager Jugendzeit zurückgekommen.

Berlioz selbst habe ich fünfzehn Jahre später, im Sommer 1860, in Paris besucht. Diese kräftig aufrechte Gestalt, dieses königliche Haupt mit den Adleraugen — ich sollte sie sehr verändert wiederfinden. Hätte ich Berlioz irgendwo anders als in seiner entlegenen Wohnung, rue du Calais 4, wiedergefunden, ich würde ihn schwerlich erkannt haben. Zwar hob die Blässe seines

eingesunkenen Gesichts und das gänzlich gebleichte Haar den feinen Schnitt seiner Züge noch plastischer hervor, aber die Kraft und Frische von ehemals waren geschwunden. Trüb und leidend blickte sein Auge, nur in seltenen Augenblicken an das alte Feuer mahnend. Eine voluminöse Partitur lag vor Berlioz aufgeschlagen. Womit er jetzt beschäftigt sei? „Je suis occupé à souffrir," lautete die rührend traurige Antwort. Hand in Hand mit seinem körperlichen Leiden ging eine tiefe Verstimmung des Gemüts, eine zunehmende Verbitterung und Vereinsamung. Hielt doch nur sein glänzendes Wirken als Kritiker die Pariser in Respekt; der Komponist Berlioz blieb ignoriert und verspottet. Wollte er seine Kompositionen hören, so müßte er nach Deutschland gehen. Die Tage in Prag und Wien dünkten ihn ein goldener Traum. Eben von seinem alljährlichen Sommerausflug aus Baden-Baden zurückgekehrt, erzählte Berlioz, wie sehr der Erfolg seiner dortigen Konzerte, trotz der unsäglichen Mühe der Vorbereitungen, ihn erfreue. In Paris fühle er sich dann durch den Kontrast doppelt schwer bedrückt; sein besseres Ich sei verloren „dans ce monde perdu et corrompu". Mit Verachtung sprach er von den Musikzuständen in Paris, mit zorniger Heftigkeit gegen die „Zukunftsmusiker" in Deutschland, mit denen er nichts gemein habe. Entschieden wehrte er jeden Zuspruch, jede Hoffnung auf eine bessere Zeit ab: „J'ai pris mon parti". Unvergeßlich ist mir dieser Seufzer schmerzlichster Resignation. Und er hatte nicht zu schwarz gesehen; es war ihm nicht beschieden, einen

günstigen Umschwung der öffentlichen Meinung in seinem Vaterlande zu erleben. Erst nach seinem Tode begann man ihn dort zu feiern, wobei man jetzt beinahe von einem Extrem ins andere, von Mißachtung in Vergötterung verfällt.

Als Berlioz 1866 in Wien erschien, um daselbst seine „Damnation de Faust“ aufzuführen, war ich bei dem ihm zu Ehren gegebenen Bankett, sprach ihn aber nicht an, da ich von Pariser Freunden wußte, daß Berlioz sich über meine späteren, stark abgekühlten Berichte verletzt geäußert. Trotz aller vorgeblichen Gleichgültigkeit war Berlioz doch keineswegs — wenigstens nicht ausnahmslos — unempfindlich gegen Kritiken — ebenso wenig wie Richard Wagner, mit dem mir später Ähnliches bevorstand. Berlioz war eine edlere Erscheinung, ein mir weit sympathischerer Charakter als Wagner. Ich habe seiner echten, tiefen Künstlernatur, seinem warmen, trotz unsäglichen Leidens und zunehmender Verbitterung echten, ehrlichen Gemüt ein pietätvolles, dankbares Andenken bewahrt.

XI.

An der Spitze des Prager Konzertwesens stand Mitte der vierziger Jahre ein strebsamer und talentvoller junger Mann, Johann Friedrich Kittl. Er war ein Schüler Tomascheks, mit dem er sich aber infolge eines schweren persönlichen Konfliktes unheilbar verfeindet hatte, sodaß Tomaschek kein Konzert besuchte, in welchem ein Stück

von Kittl zur Aufführung kam. Als Komponist und Dirigent von entschiedener Begabung, war Kittl im Leben ohne männliche Würde, schmeichlerisch und kleinlich eitel. Sein Äußeres stimmte dazu; ein dicker Jüngling mit einem fetten Doppelkinn und verschwommenem Gesichtsausdruck. Enfant gâté der Aristokratie, insbesondere der Damen, war er durch deren Protektion in jungen Jahren Direktor des Konservatoriums geworden; als Nachfolger des alten, würdevoll pedantischen Dionys Weber. Allein Kittl bewies bald, daß die Jugend kein Hindernis, ja in wichtigen Dingen ein Vorteil sei für solche Aufgabe. Er schulte seine Zöglinge so gut, daß die Konservatoriums-Konzerte, deren Orchester ausschließlich die Professoren und Schüler dieser Anstalt bildeten, unter seiner Leitung einen großen Aufschwung nahmen und sich den schwierigsten Aufgaben gewachsen zeigten. Berlioz, der ihnen gewiß die härtesten Nüsse aufzuknacken gab, hat dem Prager Orchester das rühmlichste Zeugnis gegeben. Ein Hauptverdienst Kittls bestand in der Auffrischung und Bereicherung des Konzertrepertoires durch die besten neueren Kompositionen. Die Orchesterwerke Schumanns, Mendelssohns, Gades sind in Prag aufgeführt und sehr gut aufgeführt worden, bevor man in Wien daran dachte, desgleichen die meisten Opern von Weber, Marschner, Lortzing, Wagner. Wien gravitierte in den vierziger Jahren entschieden nach Italien; es brachte die neuesten italienischen Opern, blieb aber mit den hervorragenden Werken Deutschlands, dramatischen wie symphonischen, im kläglichsten Rückstand. Von dem

verspäteten Charakter des Wiener Konzertlebens wird noch weiterhin die Rede sein. Hingegen wies die Magnetnadel des musikalischen Prag ganz richtig nach Norden, speziell nach Leipzig, wo Mendelssohn, Schumann, Gade einen neuen blühenden Aufschwung der Konzertmusik herbeigeführt hatten. Zu den bedeutendsten Leipziger Novitäten jener Tage gehörte „Das Paradies und die Peri" von Schumann. — Unser musikalischer Freundeskreis — die „Prager Davidsbündler", wie ihn Ambros taufte — war hoch erfreut, als Kittl eine Aufführung von Schumanns „Paradies und die Peri" anzeigte. Wieder schrieb ich einen langen begeisterten Artikel für „Ost und West", in Form eines Briefes an „Flamin, den letzten Davidsbündler" (Ambros). Diese Briefform entfesselte vollends jenen Schwarm subjektiver, künstlich nachlässiger Heinescher Wendungen, die mir jetzt so unbeschreiblich widerwärtig sind. Kein Zweifel, daß Heine heute noch eine Anzahl von Feuilletonisten zur Nachahmung verführt und manches viel versprechende Talent auf dem Gewissen hat. Bilder und Stilmanieren, die bei Heine als neu und originell wirkten, werden bei seinen Nachahmern unerträglich affektiert und geistlos. Manches heute erscheinende Feuilleton, selbst von talentvollen Autoren, vermag ich nicht weiter zu lesen, wenn ich in den ersten Zeilen das Gefunkel und Geflunker Heinescher Geistreichigkeit und Weltschmerzlerei, die Flitter erborgten Witzes und erlogener Gefühle glitzern sehe. Mein Aufsatz über „Paradies und Peri" hatte wenigstens das Gute, Schumann

Freude zu machen und mir ein Brieflein von ihm einzutragen, in welchem er den Wunsch, mich einmal in Dresden zu begrüßen, auf das freundlichste aussprach. Ich wartete nur auf die Ferien, um diesen ersehnten Ausflug nach Dresden zu unternehmen. Sobald meine Prüfungen aus dem dritten Jahre Jus, unter dem gräßlichen Haimerl, glücklich überstanden waren, fuhr ich, die Brust geschwellt von Jugendglück und froher Erwartung, nach Dresden. Neben dem Glück, Schumann kennen zu lernen, stand mir auch ein Besuch bei Richard Wagner in angenehmer Aussicht.

Wagner hatte ich kurz zuvor in Marienbad kennen gelernt, im Juli 1845. Er war damals im ersten fröhlichen Aufsteigen. Ich hatte in Prag mit großem Interesse seinen „Rienzi" und den „Fliegenden Holländer" durchgespielt. Sein Name, den meisten Badegästen noch fremd, war mir somit bekannt und bedeutungsvoll. Ein glücklicher Zufall machte mich zu Wagners Tischnachbar an der Table d'hôte; ich stellte mich ihm vor und erhielt die Erlaubnis, ihn besuchen zu dürfen. Auch seinen Schwager, den liebenswürdigen Verleger Brockhaus, lernte ich durch ihn kennen. Ich zögerte nicht, Wagner zu besuchen, dessen freundliches, mitteilsames Wesen mir einen günstigen Eindruck machte. Er war damals noch nicht Gott, nicht einmal vergöttert. Seine Frau (die frühere Schauspielerin Minna Planer), eine hochgewachsene, schöne Frau, trat für einen Augenblick ins Zimmer. Ich konnte, nachdem sie uns verlassen, ein bewunderndes Wort nicht unterdrücken. „Ach, jetzt ist sie kaum mehr zu kennen,"

erwiderte Wagner. „Sie hätten sie vor ein paar Jahren sehen sollen! Die arme Frau hat viel Kummer und Entbehrung mit mir durchgemacht. In Paris ist's uns elend gegangen, und ohne Meyerbeers Hülfe hätten wir verhungern können.“ Die Reden Wagners, denen ich gern ungestört gelauscht hätte, wurden fortwährend von dem entsetzlichen Geschrei eines Papageis begleitet und übertönt. „Wie können Sie dieses Gekrächz aushalten?“ fragte ich. „Oh, ich bin daran gewöhnt,“ rief Wagner lachend; „es ist ein gutes Tierchen, das ich überall mitnehme. Es wird freilich oft sehr laut, dafür bin ich aber so begünstigt, eine Frau zu haben, die nicht Klavier spielt.“ Da Wagner mein Interesse an seinen Opern wohlwollend bemerkte, animierte er mich, nach Dresden zu kommen, wo im Oktober die erste Aufführung seines „Tannhäuser“ bevorstehe. Dieser lockenden Aufforderung konnte ich erst im Sommer des folgenden Jahres (1846) entsprechen.

XII.

In Dresden stieg ich in einem ebenso miserablen als billigen, kleinen Gasthaus in der Querstraße ab, für welches mich der zudringlich geschäftige Besitzer gleich im Bahnhof abgefangen hatte. Am nächsten Morgen eilte ich — nicht zur Sixtina, noch ins grüne Gewölbe, sondern zu Schumann. Mit welchem Herzklopfen zog ich die Klingel seiner Wohnung in der Waisenhausstraße!

Schumann erhob sich etwas schwerfällig am Klavier, auf welchem Bachs Choräle aufgeschlagen waren, und reichte mir freundlich schweigend die Hand. Ich redete ein Weilchen und wartete auf seine Antwort. Nach einer Pause rief Schumann: „Wie schade, daß Sie nicht einige Tage früher gekommen sind! Mendelssohn ist gestern nach England abgereist! Wenn Sie doch Mendelssohn kennen gelernt hätten!“ So sehr ich dies bedauerte, heimlich mußte ich mir doch gestehen, daß ich nach der Bekanntschaft Schumanns mich noch mehr gesehnt hatte. Mendelssohns Musik hat, trotz ihres schönen Adels, mich doch niemals so tief im Innersten bewegt wie die Schumanns; auch mochte ich in Prag mit Mendelssohn etwas übersättigt worden sein. Aber in Schumanns Klavierstücke und Lieder mich zu vertiefen, bereitete mir eine Wollust, an der ich mich nicht ersättigen konnte. Von seinen größeren Werken war damals außer „Paradies und Peri“ noch nichts bekannt. So sehr ich seine späteren Meisterwerke, die Streichquartette, das Klavierquartett, die Symphonien verstehen und lieben gelernt: die wunderbare Eigenart seines „Eichendorffschen Liederkreises“, seiner Humoreske, seiner Kreisleriana und Novelletten bleibt doch als etwas ganz Einziges stehen in dem Schaffen Schumanns. Nach einer Weile begann er wieder von Mendelssohn: „Sehen Sie, das hat er mir vor seiner Abreise geschenkt, das schöne Buch!“ Er reichte mir einen Band hin: „Tristan und Isolde“, nicht die noch ungeborene Wagnersche Dichtung, sondern das Original von Gottfried von Straßburg, in Simrocks

Übertragung, mit einer handschriftlichen Widmung Mendelssohns. Gerne hätte ich jetzt etwas über sein eigenes Leben und Schaffen gehört; aber Schumann versank immer mehr in Schweigen und schien nur aufmerksam die Wölkchen seiner Cigarre in ihrem Aufschweben zum Plafond zu verfolgen. Nach einigen vergeblichen Versuchen, ihn mit Mitteilungen aus dem Prager Musikleben zu unterhalten, begann ich mich als Soloredner unbehaglich zu fühlen. Ich fürchtete, er wolle mich fortschweigen, und entschloß mich, rasch aufbrechend, das Prävenire zu spielen. Da legte er mir eine Hand auf die Schulter. „Ich muß Sie doch zu Clara führen!“ Er öffnete die Thür des anstoßenden Zimmers: „Clara! Herr Hanslick aus Prag ist da; Du mußt ihm etwas spielen!“ — „Was soll ich spielen?“ fragte Frau Schumann mit der scharfen norddeutschen Aussprache des „sp“. Um mich mit etwas ganz Neuem bekannt zu machen, wählte Schumann die „Canons für das Pedalklavier“. Mich entzückte diese meisterhafte Behandlung der Canonform, welche nur gleichsam durchschimmert, sich nicht pedantisch vordrängt. Aber meine Sehnsucht ging nach etwas anderem, nach einem der älteren Stücke, durch die Schumann mir teuer geworden. Ich bat um etwas aus seiner „Sturm- und Drangperiode“. Dieser Ausdruck, in Anwendung auf seine ersten Kompositionen, frappierte Schumann; er wiederholte ihn lächelnd einigemale. Clara spielte einige der schönsten Nummern aus den „Davidsbündlertänzen“. Damit sollte mein genußreicher Schumann-Tag noch nicht zu Ende sein.

Schumann lud mich ein, Nachmittag mit ihm und seiner Familie einen Spaziergang in den „Großen Garten" zu machen. Clara ging mit dem ältesten Mädchen voraus, Schumann führte das zweite an der Hand, ich das jüngste, Julie, ein wunderschönes Kind, das Schumann scherzend meine Braut nannte. An einem großen Tisch, unter schattigen Bäumen, setzten wir uns zum Kaffee nieder, und ich habe sogar diesen berüchtigten sächsischen Kaffee vorzüglich gefunden, weil ich ihn an der Seite Schumanns trank. Diesen konnte ich jetzt in seinem Behagen und seiner Zärtlichkeit als Familienvater betrachten. Gesprochen hat er allerdings auch hier sehr wenig, aber sein freundlich, fast kindlich blickendes Auge und sein wie zum Pfeifen gespitzter, lächelnder Mund schienen mir von ganz eigener, rührender Beredsamkeit. Auf meine Erwähnung, daß ich begierig sei, am nächsten Abend den „Tannhäuser" zu hören, erbot sich Schumann zu meiner großen Freude, mir die eben erschienene autographierte Partitur auf einen halben Tag zu leihen. Ob er mit Wagner verkehre? „Nein," erwiderte Schumann; „für mich ist Wagner unmöglich; er ist gewiß ein geistreicher Mensch, aber er redet in einemfort. Man kann doch nicht immer reden."

Am nächsten Morgen eilte ich, die schwere Tannhäuser-Partitur unter dem Arm, zeitlich früh auf die Brühlsche Terrasse, frühstückte dort und durchflog mit Feuereifer den Tannhäuser. Gegen Mittag besuchte ich Wagner. Er empfing mich sehr freundlich und bat mich für ein Weilchen auf dem Sopha Platz zu nehmen, da

er einen Sänger probieren müsse. Es war ein junger Tenorist aus der weit verzweigten Theaterfamilie Brandes. Dieser schlug Wagner eine Menge Opern vor, aus denen er ihm vorsingen wolle, aber Wagner besaß keinen einzigen Klavierauszug irgend einer Oper. Endlich meinte er, die Arie Taminos aus der Zauberflöte werde er wohl auswendig begleiten können. Dies brachte er natürlich auch zu Wege, wenn auch mit auffallend ungeübter Klaviertechnik. Der Tenorist wurde, wie mir schien, für gut befunden und empfahl sich. Wagner kam dann auf allerlei musikalische Zustände und Persönlichkeiten Dresdens zu sprechen, auch auf Schumann. „Wir stehen äußerlich gut miteinander; aber mit Schumann kann man nicht verkehren: er ist ein unmöglicher Mensch, er redet gar nichts. Bald nach meiner Ankunft aus Paris besuchte ich ihn, erzählte ihm eine Menge interessanter Dinge über die Pariser Oper, die Konzerte, die Komponisten — Schumann sah mich immer unbeweglich an oder schaute in die Luft und sagte kein Wort. Da bin ich aufgesprungen und fortgelaufen. Ein unmöglicher Mensch."

Der Abend brachte mir ein ersehntes, unvergeßliches Theatererlebnis: die Aufführung des „Tannhäuser" in dem schönen (seither abgebrannten) Dresdener Hoftheater. Wagner dirigierte, seine Nichte Johanna Wagner sang die Elisabeth, Tichatschek den Tannhäuser, Mitterwurzer (der Vater des heute gefeierten Schauspielers) den Wolfram, Dettmer den Landgrafen. Die Oper übte auf mich eine bedeutende, stellenweise be=

rauschende Wirkung. Schumann und seine Frau saßen neben mir im Parket, verhielten sich aber sehr schweigsam. Am nächsten Morgen machte ich eine Fußwanderung durch die sächsische Schweiz. Auf dem Felsenplateau, welches die „Bastei" heißt, traf ich Wagner und seine Nichte Johanna und konnte ihnen für den Genuß vom gestrigen Abend danken.

Von Dresden unternahm ich einen zweitägigen Ausflug nach Leipzig, das ich nicht kannte. Ich fragte Schumann zuvor, wo ich noch in Leipzig „Davidsbündler" antreffen könnte? „Die seien fast alle zerstreut," meinte Schumann, „doch wolle er mir ein Bierhaus angeben, wo ich abends den Professor Wenzel und noch ein oder zwei der alten Genossenschaft finden dürfte." Am Morgen, da ich mich von ihm verabschiedete, gab mir Schumann zu meiner freudigen Überraschung noch ein Briefchen an den Verleger Whistling mit, dem er ein Heft Lieder von mir zur Herausgabe empfahl. Ein schöner, bezeichnender Zug seiner Herzensgüte! Ich hatte Schumann meine Lieder mit der Bitte überreicht, sie durchzusehen und mir zu sagen, ob dieselben gut genug wären, um gelegentlich gedruckt zu werden. Ihn selbst um einen Verleger anzugehen, hätte ich nicht gewagt, doch mochte er nur zu gut wissen, daß ich ohne besondere Empfehlung keinen finden würde. Über die Lieder selbst sagte er kein Wort, sondern reichte sie mir nur schweigend samt dem Empfehlungsbrief, der ja an sich schon ein nicht ungünstiges Urteil bedeutete. In Leipzig angelangt, wollte ich, nachdem ich die Stadt

durchstreift hatte, die „letzten Davidsbündler" in ihrem Bierhaus aufsuchen. Ich zog den Zettel hervor, auf dem Schumann mir das Schild und die Adresse desselben aufgeschrieben — aber ich vermochte die Bleistiftzeilen nicht zu entziffern. Niemand, dem ich den Zettel zeigte, konnte daraus klug werden. Schumanns Schrift verfiel, wenn er eilig schrieb, in wunderliche Hieroglyphen. Ich hatte dies schon einmal erfahren. Die Schlußworte seines ersten Briefes an mich nach Prag las jedermann, dem ich das Blatt zeigte: „in dieser staubigen Festung". In Wahrheit hieß es aber: „in dieser freudigen Hoffnung". Die Unleserlichkeit der Leipziger Adresse war für mich natürlich von bedenklicheren Folgen. Mich rettete nur der glückliche Zufall, daß man mir in einer Musikalienhandlung sagen konnte, welches Bierhaus Professor Wenzel abends zu besuchen pflege. Da konnte ich denn dem wackeren, geistreichen Mann die Grüße Schumanns überbringen und mit diesem letzten der Leipziger Davidsbündler über die glorreiche Jugendzeit der romantischen Musik sprechen. Am nächsten Morgen überbrachte ich Herrn Fr. Whistling Schumanns Brief und meine Lieder. Er ließ sie sich von mir vorspielen, fand Gefallen daran, seufzte aber mit gutem Grund bei dem Gedanken, Lieder eines unbekannten jungen Menschen in Verlag nehmen zu sollen. Er that es dennoch, aber ich habe nie wieder davon gehört. Auf meine späteren Anfragen von Wien aus, auf meine Bitte, mir wenigstens mein Manuskript zurückzuschicken, von dem ich keine Abschrift besaß, erhielt ich keine Antwort. Ich konnte nur nachträglich in Er-

fahrung bringen, daß der Whistlingsche Verlag in andere Hände übergegangen sei, bei welcher Gelegenheit meine armen Lieder verschwunden sein mögen. Die Welt hat nichts daran verloren; mir aber that es leid um drei von meinem Freunde Robert Zimmermann gedichtete Sonette, die ich mit außerordentlicher Liebe komponiert hatte.

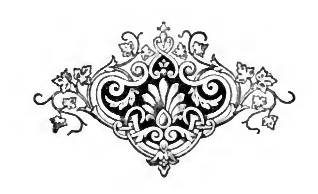
Obwohl aus mir kein Komponist geworden ist, darf ich doch die Zeit und Mühe nicht bereuen, die ich auf einen ansehnlichen Stoß von bescheidenen Kompositions=versuchen verwendet habe. „Das Komponieren," schrieb mir einmal Ferdinand Hiller, „ist ein so hübsches Ver=gnügen, und so billig!" Für den Musikkritiker ist dieses „Vergnügen", wie ich glaube, ein wertvolles Rüstzeug, wo nicht eine Vorbedingung für seine Wirksamkeit. Nicht als ob man selbst ein bedeutender Komponist sein müsse, um die Tondichtungen anderer zu beurteilen. Aber man muß durch eigene Versuche mit der Technik dieser Kunst sich befreundet, mit ihren Schwierigkeiten gerungen haben. Der Kritiker muß selbst probiert haben — mit vollem Ernst, wenn auch mit bescheidenstem Talent, — „wie man es macht". Der Ästhetiker Vischer sagt gelegentlich seines Romans „Auch Einer", er habe dabei erfahren, daß man eine Kunst erst dann recht versteht, wenn man sich darin versucht hat. Niemand verlangt von einem Historiker und Kritiker der bildenden Künste, daß er als Maler selbst etwas leiste, aber wenn er nicht so viel zeichnen kann, um auf Reisen einen Tempel, eine Statue, ein Haus in seinem Skizzenbuch festzuhalten, würde ich

ihn bedauern. Richtig sehen, richtig hören können ist gewiß die erste Bedingung für den Kritiker; aber volle Sicherheit erlangt er doch erst, wenn das Machen-Können, sei es auch mit bescheidenem Erfolg, hinzutritt.

Daß der Musikkritiker ein tüchtiger Pianist oder Geiger sei, ist ein allgemein anerkanntes, auch meistenteils erfülltes Verlangen. Aber es wird ihm außerdem auch sehr zum Vorteil gedeihen, wenn er selbst gesungen oder wenigstens singen gelernt hat. Wie die verschiedenen Register der Stimme zusammenhängen, welche Intervalle schwierig zu intonieren, welche Silben unbequem zu singen sind, wie der Athem einzuteilen und auszusparen sei — das alles sollte man nicht bloß aus Büchern gelesen, sondern an sich selbst als Gesangschüler erfahren haben. An dem Baritonisten Arnold Vogel, dem späteren Gesangsprofessor am Prager Konservatorium, hatte ich als Student einen sehr tüchtigen, musikalisch gebildeten Gesangslehrer. Ich trieb das Singen nur gar zu leidenschaftlich und verdarb meine kleine Tenorstimme bald gänzlich mit Opernarien, in welchen ich möglichst viele hohe b und h mit der Brust hervorschmettern konnte. Das geschah natürlich nicht in der Lektion; Vogel wußte nichts davon, hatte aber nur zu bald Gelegenheit, den irreparablen Schaden zu konstatieren. Ich hatte niemals die Idee, Sänger zu werden; aber mein bischen Gesangsunterricht und Gesangsübung würde ich nicht gern vermissen. Es wäre Musikkritikern, die ihre Aufgabe ernst nehmen, recht sehr zu empfehlen. Vielleicht ein ungebührliches Verlangen in unseren Tagen,

wo selbst namhafte Komponisten für Gesang schreiben, ohne je singen gelernt zu haben. Man merkt es auch an ihren Liedern, die dramatisch, stimmungsvoll, geistreich, kurz alles Mögliche sind, nur nicht — sangbar.

Von meinem kurzen Leipziger Aufenthalt erwähne ich sonst nur die flüchtige Bekanntschaft mit Robert Blum, der damals noch harmlos und unberühmt, an der Theaterkasse saß und Billette verkaufte. Einen politischen Beigeschmack hatte also die Bekanntschaft nicht.



Zweites Buch.

Das vormärzliche Wien und das Jahr 48.



I.

Im Herbst 1846 übersiedelte ich nach Wien, um an der dortigen Universität das vierte und letzte Jahr Jus zu absolvieren und das juridische Doktorat zu erlangen. Diese Übersiedlung machte den bedeutungsvollsten Einschnitt in mein Leben, da ich in Wien meine zweite Heimat gefunden und es, kurze Unterbrechungen abgerechnet, nicht wieder verlassen habe. Es ist für mich eine wertvolle Erinnerung, noch die Abendröte des vormärzlichen Wien miterlebt und mitgenossen zu haben; diese letzten Jahre des engen, vergnügten, gemütlichen Wien, das nach dem Revolutionsjahr eine so ganz andere Physiognomie annehmen sollte. Eine flüchtige Bekanntschaft mit Wien, eine Art Rekognoszierung des Terrains hatte ich einige Monate früher gemacht, indem ich die — mit einiger Liberalität ausgedehnten — Osterferien zu einem ersten Besuch in Wien benützte.

Mir lebte dort eine Tante, die jüngere Schwester meiner Mutter, als Frau des Hofsekretärs im Hofkriegs-

rat Jaburek. Diese „Tante Rosi“, mir von Kindheit auf besonders zugethan — sie hat mich mit dem ersten Paar Stiefel beglückt! — war eine lebhafte, gescheite Frau von feinem Takt und liebenswürdigsten Umgangsformen. Mit welcher Freude folgte ich ihrer Einladung, mit welchen überschwänglichen Erwartungen! Letztere fand ich von dem damaligen Wien mit seinen engen Gassen, düsteren Thoren und festungsartigen Basteien keineswegs erfüllt. Schon meine Einfahrt vom Nordbahnhof, nach der damals sehr langen Fahrt über Olmütz, durch das finstere kasemattenfeuchte „Rotenturmthor“, enttäuschte mich. In Gänserndorf mußte der Eisenbahnzug lange Halt machen, weil die Polizei die Pässe der Reisenden genau visitierte und in Beschlag nahm; wir hatten dieselben zwei Tage später bei der Polizeidirektion in Wien selbst abzuholen. Für die Fahrt von Prag nach Wien, also im Bereich der Monarchie, bedurfte es eines Passes oder Passierscheins. Welche Zustände! Das berühmte Zentrum der Stadt, „Graben und Kohlmarkt“, imponierte mir gar nicht. Der Roßmarkt und der Graben in Prag sind doch ganz andere Plätze! Die hölzerne Ferdinandsbrücke über den Donaukanal war wirklich miserabel, auch wenn man gar nicht an die Prager Brücke dachte. Aber das Leben in Wien, seine künstlerischen und persönlichen Anregungen versetzten mich in einen Freudenrausch. Täglich, gleich nach dem Frühstück, eilte ich die Treppen hinab an die Straßenecke, um die Theaterzettel zu lesen. Fünf Theaterzettel! Ihr bloßer Anblick erfüllte mich mit Entzücken. Die

Vormittage benützte ich teils zur Besichtigung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten, teils zu Besuchen bei Musikern, an die ich Empfehlungen besaß.

Mein erster Besuch galt Liszt, an den mir Berlioz ein freundliches Empfehlungsschreiben mitgegeben. Ich traf den Gefeierten, welcher damals in vollster Frische und männlich jugendlicher Anmut prangte, in seinem Hotel zur „Stadt London". Er saß, mit einer schwarzsamtenen Blouse und weiten türkischen Hosen bekleidet, am Klavier; nicht spielend, sondern schreibend. Er hatte ein Notenblatt auf dem Knie und schrieb da schief, à la Humboldt, seine langgestreckten, dünnen Noten. Während des Schreibens sprach er mit mir und zeitweilig auch mit einem Kreis von vier oder fünf jungen Leuten, die rauchend und plaudernd, wie in einem Kaffeehaus, sich rings auf den Divans rekelten. Unter diesen jungen Liszt-Enthusiasten waren Heinrich Ehrlich und Rudolf Schachner; die Namen der übrigen habe ich vergessen. Liszt fragte mich über die Orchesterkonzerte und einige Opernaufführungen in Prag aus; mein lobender Bericht fand aber wenig Gnade vor diesem Kreise. Man wisse ja, hieß es, daß die Prager, eitel und prahlerisch, ihre Musik für die beste halten. Die jungen Herren hatten aber damals wirklich keine Ursache, auf Prag vornehm herabzublicken. In ernstem künstlerischen Streben und Vollbringen war damals Prag, trotz seiner bescheideneren Mittel, der Residenzstadt entschieden voraus; erst viel später hat sich das Verhältniß umgekehrt. Liszt war so liebenswürdig, mir beim Fortgehen ein Billet zu seinem

Abendkonzert anzubieten. Es war ein Sperrsitz auf der Galerie, damals der teuerste, jetzt der geringste Platz. Das Konzert fand im alten Saal der Gesellschaft der Musikfreunde „Unter den Tuchlauben" statt und begann um halb zehn Uhr abends. Es war das erste Nachtkonzert, das ich erlebte, und zugleich eines der letzten, die überhaupt noch stattfanden. In Wien bestand nämlich die recht kleinstädtische Verordnung, daß Konzerte nie zur Theaterzeit gegeben werden durften, damit die Theater durch keine Konkurrenz geschädigt würden. Die Konzerte fanden denn auch in der Regel um die Mittagsstunde statt; nur Künstler von der ganz einzigen Berühmtheit und Anziehungskraft Liszts konnten es wagen, das Publikum nach dem Theater zu einem Konzert zu laden und bis Mitternacht mit Klavierspiel festzuhalten. Über Liszts Spiel brauche ich mich hier nicht auszusprechen. Es machte mir, wie allen, den Eindruck des Außerordentlichen. Nie wieder habe ich genialer, kühner, glänzender, unbegreiflicher spielen gehört. Nur Liszt selbst hat mich in späteren Jahren noch mehr entzückt, da er ruhiger, abgeklärter und in seinem Programm wählerischer geworden war. Damals (1846) schien wirklich die Virtuosität sein höchster Zweck; auf die künstlerische Bedeutung der Kompositionen legte er wenig Wert. Liszt spielte Rossinis Tell-Ouvertüre, einige Transskriptionen Schubertscher Lieder, und zum Schluß seine Phantasie über spanische Nationaltänze. Wiederholt stürmisch gerufen, setzte er sich nochmals ans Piano und verarbeitete dieselben spanischen Themen in vollkommen

freier Improvisation zu ganz neuen, glänzenden Gebilden. Liszt war sichtlich in guter, fast übermütiger Laune, und so wirkte seine Improvisation ohne Vergleich hinreißender als das bekannte, uns im Druck vorliegende Stück. In Liszts Konzert konnte ich auch sehen, wie die bis dahin unbekannte, jetzt vornehmste Platzkategorie, der „Cercle“, entstand. Der Saal und die Galerie erwiesen sich zu klein für den Andrang zu Liszts Konzerten. Man setzte Stühle auf das Podium, rings um das Klavier, und da insbesondere die Damen den Unvergleichlichen nicht nahe genug haben konnten, wurde dieser anfangs als Notbehelf erfundene Platz der gesuchteste und teuerste, ganz wie zu Voltaires Zeiten die Sitze auf der Bühne des Théâtre français.

Ein zweites Empfehlungsschreiben hatte mir Berlioz für den Violinvirtuosen H. W. Ernst mitgegeben, den er als Künstler und Menschen besonders schätzte. Ich besuchte Ernst und empfing von seiner liebenswürdigen, milden Persönlichkeit wie von seinem Spiel den gewinnendsten Eindruck. Ich ahnte damals noch nicht, daß ich den trefflichen Mann einige Jahre später als gänzlich gebrochenen, unheilbar Kranken wiedersehen sollte.

An den alten, pensionierten Hofkapellmeister Adalbert Gyrowetz war ich von einer mit ihm verwandten, ausgezeichneten Familie in Prag empfohlen. Es freute mich, den würdigen Mann kennen zu lernen, der noch mit Mozart und Haydn befreundet gewesen und dessen Opern und Ballette durch Jahrzehnte in Deutschland wie in Italien floriert hatten. Seine populärsten Opern

waren „Agnes Sorel“ und „Der Augenarzt“; zu letzterem hatte der berühmteste katholische Prediger Wiens, Dr. Emanuel Veith, das Textbuch geschrieben. Gyrowetz wohnte im dritten Stock eines alten Hauses auf dem Franziskanerplatz, der Kirche gegenüber. Trotz seiner dreiundachtzig Jahre war der alte Herr rüstig, gesprächig und lebenslustig, kam selten vor Mitternacht nach Hause und fehlte nie bei den geselligen Samstagsabenden der „Konkordia“. Er komponierte jeden Morgen ein Lied. Das eben frisch gelegte Ei schenkte er mir zum Andenken und lud mich für den nächsten Tag zu Tisch, Punkt zwölf Uhr. Ich traf dort einen Studenten, dem Gyrowetz einen Freitisch gab. Er hatte eine kleine Pension als Hofkapellmeister und außerdem die Zinsen eines bescheidenen Kapitals, das er in besseren Tagen zusammengespart. Zu jener Zeit konnte man, wie Gyrowetz, die Theater mit hundert Opern und Balletten versehen haben, ohne zu ansehnlichem Wohlstand zu gelangen. Als er das siebzigste Jahr überschritten hatte, kalkulierte er so: älter als achtzig Jahre werde ich doch nicht, warum soll ich, kinderloser Greis, mein eigenes Kapital nicht angreifen? Er teilte es in zehn gleiche Teile und verbrauchte jährlich einen davon. Aber er hatte sich verrechnet; nicht achtzig, sondern siebenundachtzig Jahre schenkte ihm der Himmel! Da wären die letzten wahrlich die biblischen „mageren sieben Jahre“ geworden, hätten nicht einige Freunde, insbesondere der immer wohlthätige Meyerbeer, dafür gesorgt, daß der alte Herr nicht Mangel leide. — Es ist mir eine rührende Er-

innerung, diese aus dem vorigen Jahrhundert herüberragende, liebenswürdige Persönlichkeit noch kennen gelernt zu haben. Mit welcher Andacht ergriff ich die runzelige Hand des Mannes, der mit Haydn und Mozart freundschaftlich verkehrt, mit Goethe die Umgebung Roms durchstreift hatte und während der französischen Revolution ein Liebling seines Tischnachbars, des „Kapitän" Bonaparte, gewesen ist! Ja, ich freue mich, noch mit dem uralten Gyrowetz an einem Tisch gesessen zu haben, und vor einigen Tagen mit dem jüngsten Glückskinde Mascagni! Wie viel Musik und welche Musik liegt zwischen diesen beiden Mahlzeiten!

Noch ein zweites ehrwürdiges Haupt aus dem klassischen Jahrhundert hatte ich als fünfzehnjähriger Knabe das Glück begrüßen zu dürfen: den Dichter der „Urania", Tiedge. Es war in Karlsbad, wo ich meine dort zur Kur weilende Mutter besuchte. Im selben Hause mit ihr wohnte der alte Tiedge. Ich hatte seine „Urania" und die Gedichte gelesen — welchen „Klassiker" hätte ich damals nicht verschlungen! — war also sehr glücklich, mit dem gefeierten Poeten unter einem Dach zu wohnen. Meine Mutter und ich nahmen teil an einer Gesellschaft, welche den in einem Rollstuhl fahrenden alten Herrn zu einer Jause im „Posthof" begleitete. Tiedge wurde dort in einen Lehnstuhl gesetzt, die übrigen nahmen Sessel, ließen aber, wahrscheinlich aus Bescheidenheit, den Platz zur Rechten Tiedges frei. Da ich als der Allerjüngste bis zuletzt stehen geblieben war, so fiel mir, zur allgemeinen Erheiterung, der Ehrenplatz von selbst zu. Ich

freute mich weidlich dieses Glückfalls und der gütigen Mitteilsamkeit Tiedges, der mir mancherlei über meinen Liebling Matthisson erzählte. Vor seiner Abreise schrieb er mir in mein Stammbuch die schönen Worte: „Das reine Wohlwollen für andere streuet unverwelkliche Blumen in unser eigenes Leben.“ —

Nach dieser verspäteten Erwähnung Tiedges, zu welcher mich die Bekanntschaft des greisen Gyrowetz veranlaßte, habe ich noch zweier musikalischer Besuche aus jener anregenden Wiener Osterwoche zu erwähnen: Josef Dessauer und Emil Titl, beide durch ihren Zusammenhang mit Prag mir näher stehend. Titl war noch kurz zuvor Regimentskapellmeister in Prag gewesen; ich wußte, es werde ihn freuen, wenn ein Prager ihn besucht und ihm erzählt, daß seine „Nächtliche Heerschau“ (für Männerchor und Orchester) oft mit großem Beifall gesungen werde und seine Operette „Der Zauberschleier“ volle Häuser mache. Letzteres Werk, das Titl als Kapellmeister des Josefstädter Theaters komponierte, hat dieser und zahllosen anderen Bühnen Tausende eingetragen, ihm selbst aber (es war noch nicht die Zeit der Tantiemen) ein armseliges Honorar. Als ich ihn besuchte, war er noch in voller Kraft, rüstig und fleißig. Später aber, als pensionierter Kapellmeister, hatte er mit seiner Familie Not zu leiden. Ich war so glücklich, ihm vom Unterrichtsminister eine bescheidene, jährliche Pension zu erwirken und kann den erschütternden Anblick nicht vergessen, wie der alte Mann, von dankbarer Rührung überwältigt, seine Frau und Kinder um mich versammelte

und alle weinend und schluchzend meine Hände faßten. Heute würde ein so anhaltender populärer Erfolg, wie der von Titls „Zauberschleier“, den Komponisten zu einem reichen Manne machen — man denke an Lecoqs „Angot“, an Neßlers „Trompeter“, vollends an die „Cavalleria rusticana“! Emil Titl teilte aber das Los seines ungleich bedeutenderen Kollegen Lortzing, im Alter darben zu müssen. Ich ziehe einen Schleier darüber — aber keinen Zauberschleier.

Von feinerem Geschmack und gründlicherer Bildung hat Josef Dessauer mit allen seinen Opern doch niemals einen Bühnenerfolg errungen, wie Titl mit dem einen, anspruchslosen Zauberschleier. In der Musikwelt erfreute sich Dessauer großer Achtung und in den Wiener Gesellschaftskreisen besonderer Beliebtheit. In meine Knabenzeit reicht die Erinnerung an eine eigentümlich geschäftige Aufregung, welche sich eines Tages der Prager Gesellschaft bemächtigt hatte. Es galt der Ankunft eines berühmt gewordenen, weit gereisten Landsmannes, welcher nun eine selbstkomponierte Oper in seiner Vaterstadt zur Aufführung bringen sollte. Der vielumschwärmte Komponist war Dessauer, seine Erstlingsoper hieß „Lidwinna“ und war von Karl Egon Ebert für ihn gedichtet. Es sind mitunter klangvolle Namen des österreichischen Parnasses, welche die Dichtungen der Dessauerschen Opern zieren: Ebert, Bauernfeld, Alexander Baumann. Meistens waren die Namen besser als die Leistung, z. B. gerade bei der „Lidwinna“, deren von abgeschmacktem Zauberspuk strotzende Handlung man einem

Dichter wie K. E. Ebert kaum zumuten sollte. „Lidwinna“ mit der jugendlichen Jenny Lutzer in der Titelrolle, fand in Prag (1836) eine günstige Aufnahme, erhielt sich aber nur kurze Zeit auf dem Repertoire. Anhaltenderen Erfolg hatte Dessauers zweite Oper: „Ein Besuch in St. Cyr“. Das feine, im französischen Konversationsstil gehaltene Libretto Bauernfelds eignete sich vortrefflich für das Talent Dessauers, das im Ausdruck des Graziösen und Eleganten, des leicht Sentimentalen und Schalkhaften vorzugsweise glücklich war. Schon vor seinen ersten Opernversuchen hatte Dessauer große Erfolge als Liederkomponist errungen; auch in Paris. Zur Zeit meines Wiener Aufenthalts genoß Dessauer unbestrittene Geltung in der österreichischen Musikwelt. Die Situation, in welcher ich ihn kennen lernte, war drollig genug. Dessauer, in Hemdärmeln, eine Küchenschürze vorgebunden, stand auf einem Stuhle und lackierte mit einem in Firniß getauchten Pinsel einen hohen, geschnitzten Wandschrank. „Alte Möbel,“ entschuldigte er sich lachend, „das ist meine neueste Liebe! Überall schaue ich nach altertümlichen Schränken und Truhen aus und habe schon hübsche Stücke zusammengebracht.“ Auf meine Bemerkung, daß seine Musik mich denn doch mehr interessiere, warf er Pinsel und Schürze fort und legte seinen eben erschienenen Liedercyklus „Slavische Melodien“ (Texte von Siegfried Kapper) auf das Klavierpult. Er sang sie mir mit einer abschreckenden „Komponistenstimme“ und dennoch hätte ich seine musikalische Bekanntschaft kaum auf günstigere Art machen

können. Wer Dessauer nicht bloß als gefälligen Melodiker, sondern als intensiv poetisches Talent kennen lernen will, der singe sich diese „Slavischen Melodien". Ich werde später noch Gelegenheit haben, von Dessauer zu erzählen. —

Außer dem Lisztschen Nachtkonzert waren mir bei meinem ersten Besuch in Wien noch zwei denkwürdige Musikproduktionen beschieden: ein großes Philharmonisches Konzert und die Eröffnungsvorstellung der italienischen Oper. Das Philharmonische Konzert fand um die Mittagsstunde im großen Redoutensaal statt, unter der Leitung Otto Nicolais. Es war das erste und letzte Mal, daß ich den zierlichen kleinen Mann am Dirigentenpulte sah. Er dirigierte die neunte Symphonie mit sorgfältiger, mehr feiner als großartiger Auffassung und so leidenschaftlich nervöser Hingabe, daß er nach dem Schlußakkord fast ohnmächtig zusammenbrach. Der Tenorist Josef Erl sang Beethovens „An die entfernte Geliebte", ein Liederkranz, der entzückend und rührend durch die einfache Innigkeit, insbesondere der langsamen Sätze, mich doch jedesmal durch den opernhaften Schluß etwas verstimmte. Der herkulische Erl, ein ausgiebiger Heldentenor von großem Wert für die Bühne, besaß keine Spur von Poesie und tappte ganz äußerlich an der Beethovenschen Lyrik herum. Die Klavierbegleitung spielte kein Geringerer als Liszt, auf den sich auch die ganze Aufmerksamkeit des Publikums zu konzentrieren schien. Es war dies ein ganz exzeptionelles Konzert, neben welchem der allgemeine klägliche

Zustand des Wiener Konzertwesens jener Zeit nur um so dunkler erschien. —

Der Ostermontag bedeutete stets ein besonderes Fest für Wien; eigentlich zwei Feste. Nachmittags die Praterfahrt, welche damals noch an ihren glänzenden Traditionen festhielt: eine Art großartigen Debüts funkelneuer Equipagen, prächtiger Pferde und elegantester Frühlingstoiletten. Abends fand regelmäßig die erste Vorstellung der dreimonatlichen italienischen Opernsaison statt und lockte die feine Welt ins Kärntnerthor-Theater. Ich hatte niemals italienische Sänger gehört, und auch die Eröffnungsoper „Ernani“ von Verdi war mir gänzlich unbekannt. Mit welcher Erwartung betrat ich das Parterre; wie glücklich fühlte ich mich, noch vor meiner Rückkehr in den Prager Schulstaub das erleben zu können! Aber was ich wirklich erlebte, war eine völlige Enttäuschung. Nur mit dem Aufgebot aller Geduld und Willenskraft hielt ich die Oper bis zum Ende aus, so sehr langweilte sie mich. Italienische Opernmusik war meinem, nur an deutscher Musik herangebildetem Geschmack etwas Fremdartiges, Unsympathisches. Für Gesangsvirtuosität hatte ich keinen Sinn, und die Verdische Oper klang mir über die Maßen langweilig, undramatisch und roh. Beim Herausgehen stieß ich auf einen Prager Bekannten, den als trefflichen Sänger und Gesangsprofessor hochgeschätzten Giovanni Gordigiani. Er, dem natürlich italienische Musik das Höchste war, äußerte sich ganz entzückt über die Oper. Ich konnte seine Begeisterung, er meine Langweile nicht begreifen. „Aber das Duett im

zweiten Akt müssen Sie doch schön finden?" fragte er in freundlich bekehrendem Ton. — „Das Duett im zweiten Akt? Ich erinnere mich wirklich nicht daran". — „Und das Andante des Königs im dritten Akt, ist es nicht herrlich?" — „Ja, von dem weiß ich auch nichts mehr." — „Jedoch diese Stelle und jene im vierten Akt?" Gordigiani bezeichnete sie alle nach Tempo und Tonart. Ich war beschämt, mußte aber gestehen, daß mir eine Nummer wie die andre vorgekommen war, daß aus dem ermüdenden Einerlei dieser Musik mir gar keine Einzelheiten im Gedächtniß hafteten. Ich hatte diese „Herrlichkeiten" ebensowenig begriffen, wie die frenetischen Beifallsausbrüche des Publikums.

Mir ist die erste italienische Oper und mein Gespräch mit Gordigiani stets denkwürdig geblieben. Ich habe später sehr gut einsehen gelernt, daß man auch die italienische Musik näher kennen muß, um ihre Vorzüge, ihre Schönheiten zu verstehen. Mit dem hochmütigen „das ist nur oberflächliche Musik, die braucht man nicht zweimal zu hören, höchstens ein halbmal", — ist es nicht gethan, so oft man das auch von Deutschen hört. Unnötig zu sagen, daß ich in späteren Jahren das Schöne der italienischen Musik, auch in Verdi, verstehen und würdigen gelernt habe, ja, daß ich gerade dieses Schöne heute höher schätze und lebhafter empfinde, seit in unserer dramatischen Musik das „Dramatische" die „Musik" zu vernichten beginnt und das Orchester den Gesang. Nur so lange man noch sehr wenige italienische Opern kennt, sie von ungenügenden Sängern und überdies mit übler

Voreingenommenheit gehört hat, kommt uns die eine wie die andere vor. Italienern geht es ebenso mit deutscher Musik. Mein italienischer Freund Victor Pozzi, der nur in der welschen Musik Empfindung und dramatischen Ausdruck fand, ließ sich in Wien von mir in einige deutsche Opern führen. Fidelio, Zauberflöte, Hans Heiling, — „nun, wie gefällt Dir das?" „Für mich ist das Kirchenmusik," antwortete er stets. — „Aber dieses Duett, jenes Terzett und gar das Finale?" drängte ich weiter. — „Es hat mir alles ziemlich gleich geklungen; ich wüßte Einzelnes kaum hervorzuholen aus meinem Gedächtnis." Also genau dieselben Antworten, wie ich sie Gordigiani gegeben nach der Verdischen Oper. Solche Erfahrungen machen vorsichtig und sollen uns in der Jugend mißtrauisch stimmen gegen uns selbst. Ich muß dabei immer an die Geschichte von dem Neger denken, welcher von einem englischen Matrosen, dessen Namen er nicht wußte, bestohlen worden war. Der Kapitän des englischen Schiffes ließ sämtliche Matrosen in Reih' und Glied vor ihm aufmarschieren; der Kläger sollte jeden Einzelnen genau ansehen und bezeichnen, welcher der Thäter gewesen. Der Neger war aber nicht im stande, die Matrosen von einander zu unterscheiden, er behauptete, die Europäer hätten alle dasselbe Gesicht. Ebenso geht es uns Europäern mit den Negern. Ein längerer Verkehr, eine genauere Beobachtung, — und man wird sich beiderseitig überzeugen, daß weder alle Weißen noch alle Schwarzen dasselbe Gesicht haben.

II.

Mein Osterausflug nach Wien war nur dem Vergnügen gewidmet; ich konnte, jeder Sorge und Arbeit ledig, mich ganz dem Rausch der neuen Eindrücke hingeben. Als ich wenige Monate später nach Wien übersiedelte, um dort meine Universitätsstudien zu beenden, hatte die Sache schon ein ernsthafteres Gesicht. Indeß — das letzte Jahr des Studentenlebens ist noch immer heiterer und poetischer als das erste im Staatsdienst und alle folgenden. Das Studium, obwohl nicht vernachlässigt, ließ mir doch freie Zeit genug für anderes, was mich mehr interessierte als die österreichische Gerichtsordnung und die Verwaltungsgesetze. Ich hatte in der Vorstadt Landstraße, dem damaligen Studentenviertel, ein kleines möbliertes Zimmer gemietet, das monatlich vier Gulden kostete. Das ist ein Beispiel von der Billigkeit im vormärzlichen Wien. Ein ganz anständiges, mäßiges Mittagsmahl war mit zwanzig Kreuzern C. M. zu bestreiten. Gleich beim Erwachen freute ich mich auf ein angenehmes halbes Stündchen: das Frühstück in einem Kaffeehause in der Wollzeil, ganz nahe der Universität. Es war mir, der ich, sehr häuslich erzogen, in Prag niemals ein Kaffeehaus besucht hatte, eine Wonne, mich zu einer Portion guten Kaffees mit köstlichem Wiener Gebäck auf den rotsammetnen Divans des eleganten Kaffeehauses niederzulassen und die Wiener Zeitschriften durchzublättern: Frankls „Sonntagsblätter“, Saphirs „Humorist“, Bäuerles Theaterzeitung, den

„Wanderer“, den „Sammler“ und was sonst damals an gemütlich unpolitischen Journalen in Wien blühte. Da geschah es freilich an manchem kalten, dunkeln Wintermorgen, daß ich mich etwas verspätete und der Glockenschlag Acht mich noch im Kaffehaus überraschte. Es war zu spät, rechtzeitig zur ersten Vorlesung einzutreffen. Ich machte mir keinen besonderen Kummer darüber, war doch die Achtuhrstunde dem einschläferndsten Professor des allerlangweiligsten Gegenstandes gewidmet. Punkt neun Uhr war ich und viele andere an der Thüre des Hörsaales. „Hat er Namen verlesen?“ war unsere Frage. Nein! Nun, da war ja alles gut. Nur die „Absenz“ hätte uns verdrossen, und auch diese war am Ende kein so großes Unglück. Die zweite Stunde habe ich niemals versäumt; der Gegenstand, Nationalökonomie, war mir interessant, und der Professor Eduard Tomaschek fesselte mich durch seinen klaren, von einem wohllautenden, weichen Organ unterstützten Vortrag. Er war ein noch junger Mann, begabt und von moderner Bildung, der später als Hofrat im Unterrichtsministerium mein liebenswürdiger Vorgesetzter und mir zeitlebens freundschaftlich zugethan blieb. Einen anderen anregenden Professor als ihn, wüßte ich aus meiner eigenen Wiener Erfahrung nicht zu nennen. Gerne hätten wir litterarisch strebsamen jungen Leute ein oder das andere außerordentliche Collegium gehört, aber die dafür angestellten Professoren wirkten abschreckend, und Privatdozenten gab es nicht. Ein eigentliches „Studentenleben“ habe ich nie gekannt. Es gab keine Burschenschaften, keine Verbindungen, keine

Kommerse. Jeder von uns lebte und studierte für sich, was jedenfalls nicht schlechter ging, als in Verbindung mit Trinkgelagen und Schlägereien. Nach dem Muster deutscher Universitätsstädte begann ein Studentenleben in diesem Sinne bei uns erst im Jahre 1848, also nachdem ich die Universität verlassen hatte. Es feierte in Wien seine Neuexistenz mit zwei in ganz Deutschland allbekannten Liedern, die ein wunderlich gütiges Schicksal nur für Wien gleichsam aufgespart hatte. Reichhardts „Was ist des Deutschen Vaterland" und das Fuchslied „Was kommt dort von der Höh". Und was im Revolutionsjahr die Wiener Studenten sangen, das sang das ganze Volk.

Im Hause meiner Verwandten fand ich manche Anregung, manches Vergnügen und viele für meine Zukunft wichtige Anknüpfungen, die in Prag nicht möglich waren. Onkel Jaburek, ein angenehmer, freundlicher Mann, hatte in Wien zwei Vettern, mit deren Femilie wir einen lebhaften Verkehr unterhielten: den Hofrat im Obersthofmeisteramt, Baron Forstern und den General-Auditor von Dratschmiedt. Das Haus des Letzteren ist mir jahrelang ein unschätzbares Asyl intimen und künstlerischen Verkehrs gewesen. Baron Forstern verfügte in seiner dienstlichen Stellung über Freikarten ins Burgtheater und in die Oper, die uns sehr oft zu Gebote standen und mir um so wertvollere Genüsse verschafften, als die Börse des Studenten nicht allzu reichlich gefüllt war. Als ein besonderes Glück empfand ich die immer gute Laune meines Onkels und meiner

Tante. Man kann oft die Wahrnehmung machen, daß kinderlose, in ungestörter Harmonie lebende Ehegatten sich eine heiterere Weltanschauung, ihren Freunden und Bekannten eine freundlichere Laune bewahren, als Eltern, die, von der Sorge für ihre Kinder bedrückt, für jedes Glücksgefühl leicht absterben. Es ist eine Art Ersatz für den Kindersegen, daß solche Elternpaare mehr von den Freuden der Außenwelt genießen, sich ein behaglicheres Leben bereiten können, was dann auch erwärmend auf ihre Umgebung ausstrahlt. Wie jedoch auch eine sehr zahlreiche Familie bürgerlichen Mittelstandes sich eine ewig heitere Laune und Lebenslust bewahren könne, das war nirgends schöner zu sehen, als in dem Hause meines Onkels Dratschmiedt. Heiter und liebenswürdig wie die beiden Eltern, zeigten auch ihre Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter im Alter von fünfzehn bis einundzwanzig Jahren, die reizendste Verschmelzung von humaner Bildung und echt wienerischem, sanguinischem Temperament. Viele meiner Wiener Leser dürften sich noch der stattlichen, würdevollen Erscheinung des General-Auditors Friedrich Dratschmiedt von Mährentheim erinnern, dessen blaue Augen und rosig angehauchtes Gesicht unter dem dichten, schneeweißen Haar uns doppelt sympathisch anblickten. Nie hat ein milderer Mann den Säbel getragen, nie ein humanerer Geist das Militärstrafgesetz gehandhabt. Der Bureaudienst hatte seine Liebe für Kunst und Wissenschaft, insbesondere für Musik und Poesie nicht im mindesten abgeschwächt. Er war ein guter Vorleser und sang noch als alter Herr mit

tiefer Empfindung Schubertsche Lieder. Sein Lieblingslied „An die Musik“ haben wir scherzhaft die „Dratschmiedtsche Volkshymne“ genannt. Mehrere Jahre bekleidete dieser General mit Eifer und Erfolg das Ehrenamt eines Präsidenten der „Gesellschaft der Musikfreunde“. An den intimen Abenden bei Dratschmiedt wechselte Musik mit schöner Litteratur ab. Einmal las uns Bauernfeld sein neuestes Drama „Franz von Sickingen“ aus dem Manuskript vor; ein andermal übernahm Onkel Dratschmiedt die Lektüre des eben erschienenen Schauspiels von Hendrik Herz „König Renés Tochter“; Josef Lewinsky, das jüngste Mitglied des Burgtheaters, erfreute uns mit dem Vortrag der schönsten Grillparzerschen Gedichte, und Clara Schumann, die mit ihrer Tochter wiederholt bei Dratschmiedt wohnte, folgte mit ihrem herrlichen Klavierspiel. Auf meine Bitte spielte sie dort auch manche mir besonders teuere Stücke von Schumann, die sie damals öffentlich vorzutragen noch für gewagt hielt; wie die Humoreske op. 20, die Symphonischen Etüden u. a.

Eine so anmutige, fast ununterbrochene Geselligkeit konnte von einer nicht reichen Familie freilich nur zu einer Zeit gepflegt werden, da man weit genügsamer und anspruchsloser lebte als heutzutage. Man konnte viel häufiger Freunde bei sich sehen, weil diese kein großes Souper erwarteten; man gab anstatt eines kostspieligen, großen Balles drei oder vier bescheidene Hausbälle, bei denen es ungezwungen herging und alles sich köstlich unterhielt. Einige junge Herren waren immer

da, welche am Klavier abwechselnd zum Tanze spielten. Dieses Talent und diese Bereitwilligkeit findet man heute viel seltener unter der männlichen Jugend. Mit großartigem Humor pflegte Josef Hellmesberger, der vortreffliche Violinist und Konservatoriums-Direktor, in seiner Wohnung Hausbälle als Muster wohlfeilster Unterhaltung unter dem Titel „Würstelbälle“ zu geben. Es wurde dabei nichts anderes serviert als „Würstel mit Kren“, Semmeln und Bier, — alles vortrefflich und in Hülle und Fülle. Niemand durfte in Frack oder Balltoilette erscheinen, man tanzte in bequemem Sommeranzug. Ein ausgezeichneter Walzerspieler arbeitete unermüdlich auf den Tasten, ebenso unermüdlich tanzten die Gäste, größtenteils heiteres Künstlervölkchen, bis zum Morgengrauen. Nirgend war man so lustig, nirgend so ungezwungen, als auf so einem Hellmesbergerschen Würstel-Hausball. Der Hausherr heimste mehr Dank dafür ein als für das glänzendste Ballfest — und hatte doch so wenig ausgegeben!

In allen Dingen herrschte eine heitere Anspruchslosigkeit in den Familien unserer höher gestellten Beamten. Ausflüge in die Umgebung wurden immer im Omnibus gemacht oder in der dritten Eisenbahnklasse. Man konnte sich eben mit so bescheidenem Sinn viel mehr Vergnügen gönnen. Sperrsitze oder Logen waren ein seltener Luxus; meine Verwandten gingen mit ihren Familien ins zweite Parterre. Da existierte eine jetzt aufgehobene, wunderliche Praxis. Weil man sich gute Plätze sichern und doch nicht ein bis zwei Stunden früher

schon dort sitzen wollte, schickte man seine Dienstboten hinein; diese zahlten an der Kasse ihre Eintrittskarten und verharrten auf den Plätzen, bis ihre Herrschaft kam, dann machten sie dieser Platz und ließen sich an der Kasse ihr Geld zurückgeben, wozu sie das Recht hatten, so lange die Vorstellung noch nicht begonnen. Es war ein überaus komischer Anblick, in den Hoftheatern von sechs bis gegen sieben Uhr lauter Köchinnen und Dienstmädchen in Hauben und Kopftüchern im Parterre sitzen zu sehen. Mit der Zeit wurde dieses regelmäßige Geldzurückgeben an die „Platzaufheber“ den Kassierern doch zu toll, und diese patriarchalische Stellvertretung ward untersagt. Wer einmal auf seinem Sitze saß, mußte sitzen bleiben. So angenehm durch heitere Zwiesprach gewürzte Theaterabende wie im zweiten Parterre habe ich kaum wieder genossen auf den bequemen Parkett- und Logenplätzen meiner späteren Zeit. Und so lustige Sylvesterabende auch nicht. Onkel und Tante Jaburek sind im rüstigsten Alter rasch weggestorben; von der Familie Dratschmiedt lebt nur die jüngste Tochter noch, die immer lustige Sophie, als Frau des Malers Alois Schönn. —

III.

Das juridische Studium in Wien beschränkte nicht allzu grausam meine musikalischen Passionen. Zuerst drängte es mich, den starken Eindruck, welchen mir Wagners „Tannhäuser“ in Dresden gemacht, in meinem Gedächtnis aufzufrischen und eine Analyse dieser

Oper zu schreiben. Wagner war damals in Wien, ich glaube in ganz Österreich, völlig unbekannt. Ich konnte freilich nicht hoffen, daß meine junge Stimme durchdringen würde mit der Anpreisung des „Tannhäuser“ — er wurde erst dreizehn Jahre später, im Herbst 1859, im Hofoperntheater aufgeführt — aber wenigstens wollte ich dem engeren Kreis der Musiker eine Schilderung dieses hochinteressanten Werkes geben. Mit Erlaubnis Liszts durfte ich die ihm gehörige Partitur des „Tannhäuser“, die er bei Mechetti deponiert hatte, bei der Abfassung eines langen, mit vielen Notenbeispielen gespickten Aufsatzes benützen, der sich durch elf Nummern der „Wiener Musikzeitung“ fortschleppte. Dieser Artikel trug mir den geistvollen und inhaltreichen Brief R. Wagners vom 1. Januar 1847 ein, welchen ich in meinen „Musikalischen Stationen“ mitgeteilt habe.[3])

Der Redakteur der „Wiener Musikzeitung“ hieß Dr. August Schmidt. Er war Beamter — natürlich, möchte man hinzusetzen. Im vormärzlichen Österreich war jedermann Beamter, den die Liebe zu künstlerischem Schaffen verzehrte, während er selbst nichts zu verzehren gehabt hätte ohne ein nebenbei betriebenes, gemütliches Staatsamt. Unsere Dichter: Collin, Grillparzer, Friedrich Halm, Mosenthal, J. N. Vogl, Tschabuschnigg, Franz v. Braunau, Otto Prechtler rc., alle waren Beamte, die Musikschriftsteller Kiesewetter, Mosel, Anton Schmid (der Biograph Glucks), Ambros

[3]) Neue Folge der „Modernen Oper“. Berlin 1880. S. 268.

— Beamte. Dr. August Schmidt arbeitete den ganzen Vormittag angestrengt in der Staatsschuldenkasse; am Nachmittag und Abend redigierte er seine Musikzeitung, schrieb für dieselbe zahlreiche Artikel, korrigierte bis in die späte Nacht. Außer der Begründung und tüchtigen Führung dieses Blattes hat er das Verdienst, den ersten Männergesangverein in Wien ins Leben gerufen zu haben, unter unsäglichen Schwierigkeiten und Vexationen von Seiten der argwöhnischen Behörden. A. Schmidt war ein bescheidener und liebenswürdiger Mann, der aus echter Kunst- und Vaterlandsliebe für die musikalische Förderung Wiens nach seinen Kräften wirkte. Von einem nennenswerten Ertrag seines Unternehmens konnte ohnehin nicht die Rede sein. Die größten Musikverleger Frankreichs und Italiens haben es mir bestätigt, daß eine Musikzeitung nur mittelbar sich rentieren könne, indem sie als Eigentum einer großen Firma eine fortlaufende Reklame für deren Verlagsartikel bildet. Diese Voraussetzung fehlte in Wien. — Als stillschweigende Bedingung galt bei Schmidts Musikzeitung der Verzicht auf Honorar, genau wie bei dem früher erwähnten Prager Blatt „Ost und West". Gern hätte ich trotzdem die größeren Konzerte oder Opernnovitäten besprochen, schon des freien Eintritts wegen; aber dieses Ressort war in festen Händen, ich will nicht sagen in den besten. Nur hin und wieder ersuchte mich Schmidt um eine Notiz über irgend ein kleineres Privat- oder Wohlthätigkeitskonzert, und ich Esel freute mich noch darüber, in entlegener Vorstadt einige Lieder und Klavierstücke

gratis hören und kritisieren zu dürfen. Wie haben die Zeiten sich verändert!

Weit größeren Reiz und Wert hatte es für mich, hin und wieder einen Aufsatz in Frankls „Sonntagsblätter“ zu schreiben. Dieses Blatt war unter den vormärzlichen Journalen Wiens weitaus das litterarisch gediegenste und geschmackvollste. Dem oberflächlichen Neuigkeitskram und Theaterklatsch der übrigen Blätter stand es durch seine Bevorzugung der Poesie und bildenden Künste, durch seine ernste Haltung und gewählte Sprache vornehm gegenüber. Ludwig August Frankl, dessen poetisches und journalistisches Talent durch die ruhige Anmut seines Verkehrs noch an Reiz und Einfluß gewann, bildete in Wien eine Art litterarischer Gesandtschaft, bei welcher kein schreibender oder schreiblustiger Ankömmling sich vorzustellen unterließ. Er kannte meine Prager Versuche und forderte mich auf, über besonders wichtige musikalische Vorkommnisse ausnahmsweise neben seinem stabilen Musikreferenten das Wort zu ergreifen. Da war es mir gleich eine Herzensangelegenheit, in den „Sonntagsblättern“ die Ankunft Robert Schumanns zu feiern, welchen das Wiener Publikum fast nur dem Namen nach und zwar als „Mann der Clara Wieck“ kannte. Prag war, wie schon früher erwähnt, der Residenz in diesem und anderen musikalischen Punkten bedeutend voraus. In Wien dürfte ich der erste gewesen sein, welcher die hohe Bedeutung Robert Schumanns dem Publikum zu erklären versuchte, wie ich auch der erste war, der hier für Richard Wagner und seinen

„Tannhäuser" eintrat. Andere Aufsätze von mir behandelten die erste Aufführung von Meyerbeers „Vielka" im Wiedener Theater, Mendelssohns Oratorium „Elias", ein großes Konzert des Komponisten Dr. Alfred Becher, den Tod Mendelssohns u. s. w. Meinen Artikel über Schumann mußte ich Frankl im Manuskript vorlesen; er fand eine Stelle darin unklar; ich suchte sie zu erklären und zu verteidigen, traf es aber nicht zu seiner Zufriedenheit. Nach einer Weile sagte Frankl: „Wenn zwei gebildete Menschen eine volle Viertelstunde über einen Satz, einen Ausdruck disputieren und sich nicht verständigen können, so muß von Seite des Autors ein Fehler vorliegen." Er hatte recht. Ich nahm das Blatt wieder nach Hause, überlegte und änderte. Es ist seither ein halbes Jahrhundert verflossen, aber den Ausspruch Frankls habe ich nie vergessen; er stellt sich mir augenblicklich ein, so oft ein unklarer, mißverständlicher Satz meiner Feder entschlüpfen will.

Ich hatte eine Reihe längerer Aufsätze in den Jahren 46 und 47 für die „Sonntagsblätter" geschrieben, ohne an ein Honorar zu denken, so erwünscht es mir gekommen wäre. In diesem Punkt war ich gut erzogen. Da macht mich einmal ein Mitarbeiter Frankls aufmerksam, daß dieser sich nicht weigere, ein Honorar zu zahlen, wenn man ihn ausdrücklich darum angehe. Ich fasse Mut und trage Frankl meinen Wunsch bescheiden vor. „Setzen Sie sich ein wenig; ich will gleich Ihr Guthaben zusammrechnen." — Und nun zählt er die Zeilen und berechnet und addiert und überreicht mir endlich die

Rechnung, die für meine sämtlichen Artikel zusammen etwas über — acht Gulden ausmachte. „Erlaube mir jedoch," schrieb er unter die Summe, „Ihnen zwei kaiserliche Dukaten zu offerieren." Er überreicht mir aus einem Pillenschächtelchen zwei Dukaten, und ich Neuling — glaubte Wunder was zu haben! Es war mein erstes Schriftstellerhonorar, und ich bedankte mich mit Überschwänglichkeit. Zum Geschäftsmann war ich offenbar nicht geboren. Indessen verdankte ich den „Sonntagsblättern" mehr und Wertvolleres, als diese zwei Goldstücke. Ich war durch Frankls Blatt bekannt geworden und empfing davon auch bald einen reellen Beweis. Mit dem ersten Januar 1848 erhielt die kaiserliche „Wiener Zeitung", welche bisher nur durch ihre amtlichen Publikationen wichtig, sonst aber kläglich bestellt war, eine größere Form und eine neue vielversprechende Leitung. Drei Professoren der Rechte, anerkannt tüchtige Männer von moderner Bildung, wurden gemeinschaftlich mit der Redaktion betraut: Eduard Tomaschek, Moritz Heyßler und M. von Stubenrauch. Man schien in den höheren Regionen doch etwas zu wittern von dem herannahenden frischeren Luftzug, der sich bald zu dem Gewitter der Märzrevolution steigern sollte und fand die lächerlich philiströse Rolle, in welcher die „Wiener Zeitung" förmlich versteinert war, nicht mehr zeitgemäß. Durch die genannten drei Männer erhielt das offizielle Blatt auch in seinem litterarischen Teil Wert und Bedeutung. Professor Tomaschek, selbst ein großer Musikfreund, hatte an meinen Aufsätzen in den

„Sonntagsblättern“ Gefallen gefunden und trug mir das Musikreferat in der „Wiener Zeitung“ an. Mit Freuden schlug ich ein und hatte die Empfindung eines reich dotierten Mannes, als mir ein Monatsgehalt von 25 fl. zugestanden wurde. Dafür hatte ich Konzerte und Opernvorstellungen regelmäßig zu besprechen. Das ging bis zur Märzrevolution und darüber hinaus ganz gut; als aber der politische Sturm Opern und Konzerte für Monate hinwegfegte, wollten die Eigentümer des Blattes, die Ghelenschen Erben, meinen Posten ohne weiteres streichen. Sie hatten sehr viel eingebüßt an dem, bis zum März bestandenen, sonderbaren Monopol der „Wiener Zeitung“, Inserate aufzunehmen. Eine Flut neuer Zeitungen entstand nach der Märzrevolution, und sie alle kehrten sich nicht an das Privilegium der „Kaiserlichen Wiener Zeitung“, sondern nahmen Inserate auf, so viel sie nur bekamen. Durch eine stürmische Intervention Dr. Heyßlers wurde ich trotzdem in meinen mir zugesicherten Ansprüchen geschützt.

IV.

Zwei denkwürdige musikalische Besuche bezeichneten den Ausgang des Jahres 1846. Robert Schumann und Meyerbeer kamen nach Wien. Schumann wohnte mit seiner Frau bei dem Professor des Konservatoriums Josef Fischhof, den er von seinem ersten Wiener Aufenthalt her (1838) kannte. Fischhof war eine der bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten des Wiener Musik-

lebens. Er gehörte zu den damals noch seltenen Musikern, die über eine allgemeine Bildung, über Sprachkenntnisse und gesellige Talente verfügen. Mit Sicherheit und Eleganz im Salon auftretend, verstand er es, über musikalische Dinge leicht anregend zu sprechen. Gegen fremde Künstler war er von entgegenkommender Liebenswürdigkeit und unterhielt ausgebreitete, schätzbare Beziehungen zu den musikalischen Notabilitäten des Auslandes. In Wien hat er viel für den Kultus Mendelssohns gethan, auch für jene Zeit nicht Unbeträchtliches für die Kenntnis Bachs. Seine ansehnliche Bibliothek von Büchern und Musikalien machte er jungen Tonkünstlern gerne zugänglich. Wie glücklich war ich, als eines Morgens Robert Schumann, sein Töchterlein an der Hand führend, mich in meinem bescheidenen Heim überraschte und zu einer musikalischen Matinée bei Fischhof einlud. Das ganze musikalische Wien drängte sich da zusammen in Schumanns Zimmer, vier Treppen hoch im alten (jetzt demolierten) „Gundelhof". Inmitten der einheimischen Halb- und Viertelzelebritäten auch ein erlauchter Fremder: der Dichter Josef von Eichendorff! Ein unvergleichlicher Genuß ward uns zu teil. Zum erstenmale hörte ich das Klavierquintett in Es-dur und die Variationen für zwei Klaviere, von Clara Schumann und Rubinstein aus dem Manuskript gespielt.

Bald sollte noch Schöneres, Größeres folgen. Clara gab drei Konzerte im Musikvereinssaal; Robert Schumann dirigierte in dem dritten (am 1. Januar 1847) seine B-dur-Symphonie und das von Clara gespielte

A-moll-Konzert. Es wurde nur eine Orchesterprobe gemacht, und diese erregte nicht die besten Erwartungen. Nicht alle großen Tondichter sind auch gute Dirigenten. Beethoven war es nicht und auch Schumann nicht. Er taktierte bei der Probe mit leisen, unbestimmten Schlägen, das Auge fest auf die Partitur geheftet. Nur zweimal, da das Orchester außer Rand und Band geriet, klopfte er ab und ließ, ohne weitere Erklärungen, die Stelle wiederholen. Kleinere Ungenauigkeiten schien er nicht zu bemerken; offenbar hörte er die Musik mehr, wie sie in der Partitur und in seinem Innern klang, als wie das Orchester sie wirklich ausführte. Mit freudiger Erregung, zugleich mit etwas ängstlichem Herzklopfen betrat ich am Konzertabend den Saal. Der Besuch war sehr mäßig, der Applaus kühl und augenscheinlich nur für Clara gespendet. Das Klavierkonzert und die Symphonie, zwei der herrlichsten Tonschöpfungen, die wir besitzen, und beide neu für Wien, fanden wenig Anklang. Nach dem Konzert begleitete ich das Ehepaar Schumann aus dem Konzertsaal nach Hause, zwei brave, verständnisvolle Schumannverehrer, Nottebohm und Züllig, gingen mit. Die ersten Minuten verflossen in einem unbehaglichen Stillschweigen, da jeder von uns bedrückt war von der lauen Aufnahme dieses so herrlichen Musikabends. Clara brach zuerst das Schweigen, indem sie über die Kälte und Undankbarkeit des Publikums bitter klagte. Was wir anderen auch Besänftigendes zu sagen versuchten, es steigerte nur ihren lauten Mißmut. Da sprach Schumann die uns unvergeßlichen Worte: „Beruhige Dich,

liebe Clara; in zehn Jahren ist das alles anders!" Und er hat Recht behalten. Zehn Jahre später gab es kaum mehr einen Klaviervirtuosen, der nicht Schumann auf seinem Programm hatte, und kein Konzertinstitut, das nicht Schumanns Orchesterstücke spielte.

Clara gab noch ein viertes und letztes Konzert, und dieses war überfüllt — weil Jenny Lind zwei Lieder darin sang. Ein Beweis, daß man zehn Jahre früher doch eigentlich nur der jugendlichen Virtuosin zu Füßen gelegen war. Für die geistigere Kunst, die uns Clara jetzt bot, besaß Wien noch kein Verständnis. Man hatte noch viel weniger Verständnis für das Genie ihres Gatten, der sie begleitete. „Sind Sie auch musikalisch?" fragte ihn der König von Holland, als Schumann ihm in einem Hofkonzert vorgestellt wurde. Ich habe im Laufe der folgenden dreißig Jahre noch oft das Glück gehabt, Clara zu hören und zu sprechen. Schumann selbst, der mir seit seinem Wiener Besuch immer mehr ans Herz gewachsen war, als Mensch wie als Künstler, — ihn sollte ich nie wiedersehen.

V.

Gleichzeitig mit Schumann war auch Meyerbeer in Wien. Der gesellige Schriftsteller- und Künstlerverein „Konkordia", damals in seiner Blüte, lud die beiden Komponisten zu einem „gemütlichen" Abend. Es wäre besser gewesen, sie nicht zusammenzubitten. Wahrscheinlich war dem Komitee das gespannte Verhältnis zwischen

den beiden Meistern — durch Schumanns unbarmherzigen Artikel gegen die „Hugenotten" hervorgerufen — nicht gegenwärtig. Zum Glück saßen sie ziemlich entfernt von einander; so recht behaglich schien sich aber doch keiner von beiden zu fühlen. Unter den Musikproduktionen dieses Abends befand sich auch ein von mir komponiertes Lied, das ein Wiener Tenorist, dem es gut in der Stimme lag, sich ausgewählt hatte. Daß Meyerbeer mein Lied gelobt hat, wäre nicht der Erwähnung wert, da er ja alles lobte — aber eine allgemeine Bemerkung, die er daran knüpfte, möchte ich nicht der Vergessenheit überantworten. „Junge Komponisten," meinte er, „sollten nie mit der Herausgabe von Liedern beginnen. In der Flut der jährlich erscheinenden Lieder verschwinden selbst die bessern, wenn sie von einem noch unbekannten Autor herrühren. Komponisten sollten vor die Öffentlichkeit zuerst immer mit etwas Größerem treten: mit Sonaten, Quartetten, Ouvertüren, vollends mit Opern. Wird man durch diese einmal bekannt, dann kann man auch für Liederhefte auf die Teilnahme des Publikums hoffen. Aber nur ein außerordentliches Talent vermag heutzutage durch Lieder sich eine Karrière zu eröffnen."

Meyerbeer wurde nach der Aufführung der „Vielka", welche für ihn und Jenny Lind einen großen Triumph bedeutete, noch in einem eigenen Festabend der „Konkordia" — ohne Schumann — gefeiert. Beim Souper hatte man Meyerbeer zwischen Grillparzer und den alten Gyrowetz placiert; an diese reihten sich die Dichter

und Schriftsteller: Friedrich Halm, L. A. Frankl, Castelli, Bauernfeld, Josef Rank, Alexander Baumann. Von bekannten Musikern sah man Flotow, Lortzing, Dessauer, Proch, Hoven (Vesque von Püttlingen), Charles Mayer, Berwald (aus Stockholm), Fischhof, Dr. Becher ꝛc. Vor dem bekränzten Porträt Meyerbeers deklamierte Anschütz einen Prolog von Friedrich Kaiser, mit melodramatischer Begleitung von Proch. Scherzhafte Gedichte von Frankl und Castelli zu Ehren Meyerbeers wurden vorgetragen, Draxler sang dessen „Mönch", Charles Mayer spielte Klavier u. s. w. Nach Mitternacht gab alles sich ungezwungener Unterhaltung und wachsender Fröhlichkeit hin.

Da bestürmten Bauernfeld und andere Freunde Alexander Baumann, er möchte zu Ehren Meyerbeers eine ungarische Rede halten. Das war eines der köstlichsten Kunststücke dieses liebenswürdigen Virtuosen der Geselligkeit. Er konnte kein Wort Ungarisch, wußte aber den Klang und die eigentümlichen Accente dieser Sprache in fließender Improvisation so täuschend nachzuahmen, daß jedermann darauf schwören mochte, es sei Ungarisch. Mit dem enthusiastischen Wurf und den gewaltigen Gesten ungarischer Redner, sich immer mehr ins Feuer treibend, donnerte Baumann seine Rede, in welcher man nur hin und wieder etwas wie „Hugenottoknak", „Robertus Diabolus", „Meyerbeerházy" u. dgl. verstand. Meyerbeer wollte vor Lachen gar nicht zur Ruhe kommen. Da mußte Baumann noch seine englische Rede halten. Auch von dieser Sprache verstand er kein Wort, aber

die Täuschung gelang vollkommen. Das Kunststück war dasselbe, jedoch in ganz anderer Art geistvoll ausgeführt. Während er das angeblich Ungarische mit allen charakteristischen Behelfen magyarischer Mimik und Aktion hervorgesprudelt hatte, versinnlichte nun seine englische Rede vollkommen den Typus des steifen, förmlichen Insulaners.

Ich habe nie wieder einen Menschen von so hinreißend natürlichem geselligen Talent kennen gelernt. Was Baumann an Dichtungen veröffentlicht hat, ist nicht entfernt so originell und köstlich, als es seine Improvisationen im Freundeskreise waren. Die liebenswürdigsten Einfälle seines Witzes und Gemüts gab er im geselligen Verkehr aus; er gehörte zu den Menschen, die ihr Bestes nicht niedergeschrieben, sondern gesprochen haben. Das „Versprechen hinterm Herd" wird aber Baumanns Andenken gewiß noch späteren Generationen lebendig erhalten, welchen die Erinnerung an seine sprudelnde Persönlichkeit nicht mehr zu statten kommt. Dieses Singspiel ist bei all seiner bescheidenen Einfachheit ein kleines Meisterstück. Der Gegensatz zwischen dem naturwüchsigen Steierer und dem gezierten Berliner Touristen, der in die Alpen reist, um Gletscher und Wildschützjagden als Delikatessen zu naschen, ist mit der Überzeugungskraft einer ewigen Wahrheit getroffen. So plastisch die Figuren im „Versprechen", so lieblich sind die Gesänge. Welch köstliche Melodien hat Baumann, der nicht eine Note kannte, erfunden! Er pflegte sie dem Komponisten Randhartinger vorzusingen, der sie zu Papier brachte.

Die reizende Mathilde Wildauer, die berühmte Darstellerin der „Nandl“, war auch bei der Hand, die Lieder gleich zu probieren. Viele von diesen Liedern, die Baumann zu einer Sammlung „Gebirgsblümeln“ zusammengestellt hat, werden jetzt für echt national gehalten, weil sie es geworden sind. Das Volk hat sich schnell assimiliert, was so ganz in seinem Geist gedichtet und komponiert war. Wie es ein Merkmal des wahren Volksliedes ist, daß man seinen Autor nicht kennt, so kennt auch das österreichische Gebirgsvolk den Namen des Mannes nicht, dem es so viele poetische Verklärung dankt. Baumanns Bild wird nie in einer der vielen Sennhütten hängen, aus denen seine Lieder uns so munter entgegenschallen. In Baumann personifiziert sich uns sehr anschaulich der Prozeß, wie das Volkslied entsteht. In einem talentvollen Menschen konzentriert sich die Anschauungs- und Gefühlsweise seines Volks zu schöpferischer Kraft; er singt heraus — nicht so unbewußt, als man gerne glaubt, aber naiv im Vergleich zum Künstler — was die Nation im engen Kreise ländlichen Lebens freudvoll und leidvoll bewegt. Poesie und Musik werden hier nur nebenbei als das Verdienst des individuellen Autors, eigentlich und hauptsächlich aber wie ein Gewinn gemeinsamen Kapitals angesehen, das sich auch sogleich wieder durch den Zuschuß solcher Prozente vermehrt. Selten erhält sich der Name der Erfinder, dieser bevorzugten Missionäre der „allgemeinen Phantasie“. Die vollkommenste Verkörperung österreichischen Temperaments und Talents, war Baumann auch äußerlich ein sehr hübscher Bursch

mit treuherzigen, lebhaften braunen Augen, dunklem Haar und Schnurrbärtchen. Er ist früh gestorben.

Von den musikalischen Notabilitäten, deren Bekanntschaft ich an diesem Konkordia-Abend gemacht, sei hier nur als eine der interessantesten, der Staatsrat (später Sektionschef) im Ministerium des Auswärtigen Johann Vesque von Püttlingen genannt, der unter dem Pseudonym J. Hoven mehrere Opern und zahlreiche Lieder komponiert hat. Das Beste seines Wesens erschöpfte aber weder der eine noch der andere Name, sondern erst der harmonische Einklang beider. Der Künstler und der Diplomat, der Poet und der Weltmann flossen in Vesque zu einer der interessantesten und anmutigsten Persönlichkeiten zusammen. Von jedem der beiden Pole seiner Thätigkeit fiel ein vergoldender Schimmer auf den anderen. Der Opern- und Liederkomponist erschien der Wiener Gesellschaft verherrlicht durch seine hohe bureaukratische Stellung: der Staatsmann durch seinen künstlerischen Nimbus erhoben über das prosaische Niveau seiner Amtsbrüder. Heute bedarf es freilich eines fast angestrengten Erinnerns, um uns in die politischen und geselligen Zustände des vormärzlichen Wien und damit in die eigenartige Stellung Vesques zu versetzen. Es war unerhört, daß unter Metternichs Augen ein beliebter Komponist einen der wichtigsten Posten nicht nur bekleidete, sondern durch seine eminente Fähigkeit und Arbeitskraft zierte; ebenso unerhört, daß ein Hof- und Staatsrat Opern von seiner Komposition am Kärtnerthor-Theater aufführen

ließ und mit allen Künstlern Wiens den regsten kameradschaftlichen Verkehr unterhielt. Letzteres obendrein in der als liberal übel angeschriebenen „Konkordia“, zu deren rührigsten Mitgliedern Vesque gehörte. In dem Metternichschen Österreich hatte Vesques offenes Auftreten als Künstler geradezu eine revolutionäre Bedeutung. Entbehren konnte man ihn nicht im Staatsrate, für dessen juristisches Orakel er galt, und um das Nasenrümpfen in hohen und höchsten Kreisen scherte er sich wenig. Die Liebe zu seiner Kunst arbeitete stärker in ihm, als die Sorge um sein Avancement, die er anderen überließ. Vesque, damals im kräftigsten Mannesalter, war ein auffallend hübscher Charakterkopf mit krausgelocktem dunklen Haare, kohlschwarzen blitzenden Augen, immer voll Beweglichkeit, dabei doch von ungezwungen vornehmer Haltung. Es lag in seinem Aussehen und seinem Gebahren etwas Südländisches, als rege sich in dem Wiener Kinde noch die wallonische Abkunft. Seine Unterhaltung überströmte von heiterer Anmut, von Witz und treffenden Aperçus. Er fühle sich, meinte Vesque, von meiner Doppelstellung als Jurist und Musiker verwandtschaftlich berührt, und säumte nicht, mich in sein Haus einzuladen. Dort, in dem Vesqueschen Familienhause in der Jakobergasse, zur Sommerzeit in seiner Penzinger Villa, habe ich durch eine Reihe von Jahren die genußreichsten Abende verlebt, Stunden geistiger und gemütlicher Anregung und fröhlichsten Musizierens.

VI.

Das Künstlerpersonal des Burgtheaters und der Hofoper stand zur Zeit, da ich nach Wien kam, im höchsten Ansehen und genoß beim Publikum und bei der Kritik unbedingte, mitunter grenzenlose Verehrung. Ich schämte mich, es mir selbst zu gestehen, geschweige denn anderen, daß mir manche dieser Größen durchaus nicht die gehoffte Bewunderung einflößen wollten. Hier machte sich die wunderbare Stärke der Jugendeindrücke geltend. Die Schauspieler unserer ersten Jugendzeit, die ersten Theatererlebnisse halten unsere Phantasie lange Zeit in magischen Banden. Es ist dies ein Vorrecht derjenigen Künstler, von denen wir zum erstenmal die Hauptrollen der klassischen Stücke und Opern gesehen haben. Zugestanden, die besten Sänger und Schauspieler der Prager Bühne seien den Wiener Künstlern nicht ebenbürtig gewesen; — jene waren mit meinen ersten und darum mächtigsten Theatereindrücken so fest verwachsen, sie hatten mein jugendliches Gemüt so vollständig erfüllt, daß mir anfangs das Burgtheater und die Hofoper dahinter zurückblieben. Entzückt war ich von der Haizinger, von La Roche und Fichtner; hingegen wollte der schon bejahrte Anschütz mit seiner kurzen, gedrungenen Figur und seinen kleinen, müden Augen meiner Idee von Wallenstein oder Wilhelm Tell keineswegs entsprechen. Gegen Bayer in Prag schien mir Anschütz zu sehr Deklamator, wenn auch Deklamator von hoher Vollendung. Ähnlich erging es mir mit anderen Berühmtheiten des

Burgtheaters und der Oper. Der gefeierte Schauspieler Korn war damals alt und nur schwer zu verstehen; Loewe konnte zwar in Rollen, wie Holofernes, noch durch sein stürmisches Feuer hinreißen, für seine jugendlichen Heldenrollen war er bereits zu alt. In Wien deckte die schöne Pietät des Publikums alle diese Mängel. Aber der täuschende Glanz der Jugenderinnerungen war es doch nicht allein und nicht überall, was mich gegen die angebliche Unübertrefflichkeit der Wiener Vorstellungen skeptisch machte. Als das Burgtheater einen Beckmann und Meixner erhielt, sahen die Wiener selbst erst ein, mit was für talentlosen Komikern sich das Lustspiel früher beholfen hatte. Durch Sonnenthal und Josef Wagner wurde es dem Publikum klar, daß sein ehemaliger Liebling Lucas doch ein steifer, frostiger, eitler Liebhaber und Held gewesen.

Das Hofoperntheater besaß einen großen Künstler in dem Bassisten Staudigl, der jedoch bald ans Wiedner Theater übertrat. Die erste dramatische Sängerin, Frau Hasselt-Barth, vermochte mich niemals recht zu erwärmen, trotz ihrer klassischen Gesangsbildung und Kehlenfertigkeit. Ihre kleine Figur und ihr sehr unhübsches Gesicht erschwerten obendrein jede dramatische Illusion. Der Heldentenor Josef Erl, ein tüchtiger, zuverlässiger Sänger mit ausgiebiger Stimme, war poesielos im Vortrag und hölzern im Spiel. Ich hörte die beiden ohne innere Erregung in ihren bewunderten Rollen Raoul und Valentine. Poesie und edle Wärme ist in diese beiden Gestalten erst durch Ander und die

Dustmann eingedrungen. Und als Becks eherne Stimme erschallte, da mußten die ehemaligen Verehrer des Baritonisten Leithner doch zugestehen, daß sie früher recht genügsam gewesen. Der Bassist Hölzl, anfangs nur in seriösen Rollen, wie St. Bris u. dgl. beschäftigt, gelangte erst später als vortrefflicher Buffo in sein Fahrwasser und zu künstlerischer Bedeutung. So bin ich keineswegs ein laudator temporis acti, wenn ich von dem vormärzlichen Personal des Burgtheaters und der Hofoper spreche, sondern eher ein Lobredner der darauf folgenden, nachmärzlichen Epoche.

Eine starke Konkurrenz hatte die Hofoper geraume Zeit an dem Theater an der Wien. Hier wirkte zu der genannten Epoche neben Meister Staudigl manche sehr schätzbare Kraft; hier gastierten fremde Sänger allerersten Ranges, wie Jenny Lind und Josef Pischek. Überdies ging das Wiedner Theater der Hofoper voraus in Aufführung vieler interessanter Novitäten. Lortzing, Kapellmeister am Wiedner Theater, führte da zum erstenmale (1846) seinen „Waffenschmied" auf, mit Staudigl in der Titelrolle, und im folgenden Jahre seine „Undine". Auch das winzig kleine Josefstädter Theater war eine zeitlang rühriger und glücklicher in der Aufführung neuer Opern als das Kärntnerthor-Theater. „Robert der Teufel" und „Die Hugenotten" (von der Zensur in „Ghibelinen" verwandelt) haben in Wien ihre erste Aufführung auf dieser Miniaturbühne erlebt. Der Stolz und Schwerpunkt des Hofoperntheaters war die italienische Stagione, welche alljährlich durch volle drei

Monate ausschließlich die Bühne beherrschte und den musikalischen Leckerbissen der vornehmen Kreise bildete. Das deutsche Repertoire war fast nur ein Nachklang des italienischen; nachdem man die Opern von Bellini, Donizetti und Verdi italienisch gehört hatte, gab man sie dann in deutscher Sprache.

Es ist mir eine wertvolle Erinnerung, die letzten Jahre des vormärzlichen Wien mitdurchlebt zu haben. Wie kleinlich war das öffentliche Musikleben am Ausgang der dreißiger und anfangs der vierziger Jahre! Üppig und kleinlich zugleich trug es den Charakter eines zwischen fader Sentimentalität und flimmerndem Witz sich schaukelnden Sinnenlebens. Von allen großen geistigen Interessen abgesperrt, warf sich das Wiener Publikum auf den Kultus des schlechtweg Zerstreuenden, Unterhaltenden in der Kunst. Die Theater florierten nicht nur, sie bildeten den Hauptgegenstand der Konversation, die wichtigste Rubrik der Tagesblätter. In Ermangelung politischer Organe las man mit wunderlicher Wichtigkeit die „Theaterzeitung", den „Humorist" u. s. w. Auf musikalischem Gebiet herrschte die italienische Oper, das Virtuosentum, der Walzer. Strauß und Lanner waren vergöttert. Ich wäre der letzte, das glänzende Talent dieser beiden Männer zu unterschätzen, welche in ihrer Anspruchslosigkeit doch die originellsten, in sich vollendetesten und hinreißendsten Erscheinungen jener Musik-Epoche bilden. Um Strauß und Lanner darf jede Nation Österreich beneiden. Allein von dem begeisterten Taumel, in den sie Wien versetzten, kann

man sich heute kaum mehr eine Vorstellung machen. Im Jahre 1839 hatten Strauß und Lanner jeder bereits über hundert „Werke" veröffentlicht und über jede neue Walzerpartie brachten die Journale entzückte Artikel. Daß dieser süß betäubende Dreivierteltakt, der alle Köpfe und Füße beherrschte, im Verein mit der wälschen Oper und dem Virtuosenkultus die Zuhörer zu geistiger Anstrengung immer unfähiger machte, begreift sich. Daneben herrschten, wie geheim verbündete Mächte, M. G. Saphir und Heinrich Proch. Saphir hatte durch seinen, mit vollendeter Charakterlosigkeit gepaarten, blendenden Witz sich zum obersten Beherrscher der Wiener Journalistik und zum Lieblingsgötzen des Publikums hinaufgeschwungen. Von Musik verstand er nicht das geringste, trotzdem schrieb er oft und gern über Opern und Virtuosen, — um eben die Allmacht seines Lobes oder Tadels nach Willkür auszuüben. Der „Humorist" hat seinen verderblichen Einfluß auf die Wiener Gesellschaft durch volle einundzwanzig Jahre ausgeübt. In direkten Rapport mit dem Publikum stellte sich Saphir durch die großen „Akademien", deren er jährlich zwei bis drei veranstaltete. Die berühmtesten Virtuosen, Sänger und Schauspieler wirkten darin mit; es waren die besuchtesten Akademien im vormärzlichen Wien, man drängte sich stundenlang vor dem Einlaß. Der verderbliche Einfluß von Saphirs flacher Witzmacherei fand eine merkwürdige Ergänzung in Prochs musikalischer Sentimentalität. Proch ward als Liederkomponist von den Wienern bis zum Schwindel gehegt und gehätschelt; seine Lieder herrschten in jedem

Hause, standen auf jedem Konzertprogramm; Franz Schubert war neben ihnen so gut wie vergessen. Manchmal wirkten auch Saphir und Proch als Geschmacksverderber zusammen. So hörte ich Saphirs affektirtes „Lied vom Frauenherzen" von Julie Rettich deklamieren, mit melodramatischer Begleitung von Proch für Harmonium, Violoncell, Horn und Harfe!

Das Jahr 1848 bildet die Grenzscheide zwischen dem alten und neuen Österreich — nicht bloß im politischen und sozialen, auch im litterarischen und künstlerischen Leben. Vom Jahre 1848 dürfen wir den Umschwung der musikalischen Verhältnisse in Österreich datieren. Die Reform trat nicht plötzlich ein, mehrere Jahre währte das Versuchen, Kämpfen und Ringen — der innere Umschwung der Geister, aus welchem diese Neugestaltung auch des musikalischen Lebens sich emporarbeitete, stammt aber aus dem Jahre, stammt vom Jahre Achtundvierzig.

Diese Wendung hatte sich naturgemäß vorbereitet, teils als allmähliche Unzufriedenheit mit dem bestehenden Musikleben, teils als Ahnung und Verlangen von etwas Ernsterem und Höherem. Fassen wir rasch die auffälligsten Elemente zusammen. Daß auf die Herrschaft des Virtuosentums Übersättigung folgen mußte, „wie die Thrän' auf die Zwiebel", liegt in der Natur der Sache. Das Publikum war nicht nur an den erstaunlichen Leistungen äußerlicher Bravour, es war auch an seinem eigenen Enthusiasmus satt und müde geworden. Der Taumel, in dem man sich fast ein Jahrzehnt lang ge=

wiegt hatte, die Liszt-Thalberg-Milanollo-Willmers-Ernst-Servais-Schwärmerei war nicht länger fortzusetzen; man hatte sich ausgegeben.

Der vom Virtuosentum übersättigte ernstere Musikfreund konnte andererseits an dem übrigen Musikleben jener Epoche wenig Genuß und Ersatz finden. Das Unzureichende, Dilettantische der „Gesellschafts-Konzerte" und der „Spirituels" war längst allen Blicken klar geworden; die glänzende, aber vorübergehende Erscheinung von Otto Nicolais „Philharmonischen Konzerten" hatte dies Dunkel durch den Gegensatz noch fühlbarer gemacht. Die „Tonkünstler-Gesellschaft" war in ihren „Jahreszeiten" und „Schöpfung" völlig eingefroren. Von den neueren geistvollen Komponisten Deutschlands nahm man keine Notiz: Schumann, Gade, Hiller, Sterndale-Benett, Carl Löwe, Robert Franz und R. Wagner waren so gut wie unbekannte Namen. Die Abgeschlossenheit von Deutschland, ja die mißtrauische Abneigung gegen dasselbe zeigte sich offen in unseren musikalischen Verhältnissen. Mendelssohn hatte in Wien erst spät Eingang gefunden; sein „Paulus" ist früher in den kleinsten Städten Deutschlands, er ist früher in Amerika aufgeführt worden als in Wien, und als dies endlich geschah, war man nicht allzu sehr begeistert.

Der gewaltige Sturm der Märzerhebung fand fast augenblicklich sein nachzitterndes Echo in dem Kunstleben Wiens. Das erste Lebenszeichen des neuen politischen Umschwungs, das auf künstlerischem Gebiete sich kundgab, war destruktiver Natur: die Verjagung der italienischen

Oper. Am 1. April 1848 sollte die italienische Saison unter der Direktion des Signor Ballochino mit Verdis „Ernani“ eröffnet werden. Kaum aufgeklebt, waren aber auch schon alle Ernani-Zettel zerkratzt, besudelt, herabgerissen. Diese Demonstrationen bestimmten die Hofbehörde, den Anfang der italienischen Saison „auf acht Tage“ zu verschieben. Eine Unzahl anonymer Drohbriefe und das flehentliche Drängen der Freunde veranlaßten jedoch Ballochino, weder mit „Ernani“, noch mit sonst etwas den Anfang zu machen, sondern seine Resignation einzureichen, die auch mit Dekret vom 16. April bereitwillig angenommen wurde. Die italienischen Sänger zerstoben nach allen Richtungen. Der Demonstration gegen die italienischen Sänger lagen die zwei mächtigsten Strömungen jener Tage zu Grunde: die nationale und die demokratische. Der ersteren war man sich vollkommen bewußt und betonte sie ungescheut: man wollte deutsches Wesen, deutsche Politik, deutsche Kunst. Fort mit den Erbfeinden des Deutschtums, fort mit den Welschen! Das zweite Motiv, das weniger laut, aber doch unleugbar mitspielte, war demokratischer Natur: die italienische Oper galt nun einmal als exklusiver Kunstluxus, als die Musik des Hofes, der Aristokratie und der Reichen. Sie war somit der künstlerische Ausdruck deutschfeindlichen und spezifisch aristokratischen Vergnügens.

In dem köstlichen Frühlingsrausch der Märztage dachte man bekanntlich sehr sanguinisch über die „segensreichen Folgen“, welche sofort auf allen Gebieten mensch-

licher Thätigkeit sich zeigen sollten. In der Journalistik vom Jahre 1848 finden wir zahlreiche Aufsätze, welche ein ungeahntes Aufblühen der Künste, speziell auch der Musik, als unmittelbare Folge des neuen politischen Aufschwungs prophezeien. Die schauerliche Leere der Theater und Konzerte, das Eingehen der Musik- und Theaterzeitungen, die Not der Maler, Bildhauer und Musiker hätte die Sanguiniker etwas bedenklich machen können. Es hätte ihnen bedeuten sollen, daß eine Zeit, die alle Köpfe politisch beschäftigt, die alle staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse durcheinander schüttelt, daß eine Zeit angespannten energischen Ringens und Kämpfens dem heiteren Spiel der Künste nicht günstig sei. In solchen Zeiten geht die stille, andächtige Sammlung des Gemütes verloren, in welcher allein echte Kunst geschaffen und genossen werden kann. Nicht einen raschen Aufschwung der Kunst, sondern ein Jahrzehnt schweren Darniederliegens hätte man prophezeien sollen.

VII.

Die Märzerhebung in Wien ist wohl jedem unvergeßlich, der sie als Jüngling miterlebt hat, und seine idealsten Träume hier verwirklicht wähnte. Ich habe die ganze Bewegung zwar nicht als aktiver Teilnehmer, doch als sehr erregter Mitempfinder und Beobachter durchgemacht und die Stadt, trotz dringendsten Zuredens meiner nach Ischl geflüchteten Verwandten, keinen Augenblick verlassen. Himmelhoch jauchzend — im März, zu Tode

betrübt — im October; immer jedoch mitten in den Ereignissen. Trotzdem werde ich über das denkwürdige Jahr mit wenigen Zeilen hinweggehen. Die Fehler anderer sollen meinen Lesern zum Vorteil gedeihen. Es hat mich nämlich sehr gelangweilt, in mancher neueren Selbstbiographie, z. B. der von Bodenstedt, die politischen Ereignisse des Jahres 48, die ganze Entwicklung der Märzbewegung u. s. w. ausführlich geschildert zu finden, als wären das lauter neue Dinge und nicht in jedem modernen Geschichtswerke nachzulesen. Ein Autobiograph, glaube ich, sollte aus jenem, allen Zeitgenossen so geläufigen Jahr, lediglich erzählen, was er persönlich, und nur Er, an charakteristischen Einzelheiten erlebt hat. Ich habe, damals dreiundzwanzigjährig, keine Rolle in der Bewegung gespielt, besaß niemals politischen Ehrgeiz, und noch weniger eine militärische Ader. In die Juristenkompagnie der Akademischen Legion eingereiht, ließ ich mich bald von den täglichen Exerzierübungen im Stadtgraben dispensieren; ich vermochte das Gewehr (— einen ehrwürdigen Prügel mit Feuersteinschloß —) nicht Stunden lang zu tragen, und die Vergeudung der Zeit ertrug ich noch schwerer.

Anfangs März machte ich mein erstes juridisches Rigorosum; nur dieses eine im ganzen Jahr, während ich im nächsten Jahre die übrigen drei Rigosoren, die öffentliche Disputation und die Promotion absolvierte. Das Jahr 48 war eben jedem anhaltenden Studium, jeder ernsten Sammlung feind; auf der Aula wurden ganz andere Dinge abgemacht als juridische Rigorosen,

und wären selbst Studenten bereit gewesen, sich prüfen zu lassen, wo hätte man dazu die Professoren suchen müssen? Eine Art politischer Thätigkeit, wenn auch nur eine bescheiden litterarische, war mir übrigens doch beschieden: als Correspondent der „Prager Zeitung." Sie ist nur aus dem Grunde erwähnenswert, weil eine der hervorragendsten politischen Notabilitäten Österreichs damit in Verbindung stand, der nachmalige Unterrichtsminister und Ministerpräsident Dr. Leopold von Hasner. Hasner, der kurz zuvor Chefredacteur der (offiziellen) „Prager Zeitung" geworden, hatte im Sommer 1848 seinen ständigen Wiener Correspondenten eingebüßt, einen jüngeren Beamten der Hofkammerprocuratur, welcher in die Provinz versetzt wurde. Durch diesen ließ Hasner mir den verwaisten Posten, als Correspondent der „Prager Zeitung" antragen. Das war keine glückliche Wahl, denn ich bin niemals Politiker von Fach gewesen und kam als junger, mit den Rigorosen vollauf beschäftigter Jurist kaum in die Lage, wichtige politische Neuigkeiten zu erfahren. Ein lebhaftes Interesse an den politischen Ereignissen, die ich, wie damals alle jungen Leute, mehr mit dem Herzen als mit dem Verstand beurteilte, schien mir doch nicht ausreichend für eine solche Aufgabe. Meine rückhaltlos geäußerten Bedenken wurden mir mit schmeichelhaftem Drängen ausgeredet, und schließlich that der Wunsch, Hasner aus einer Verlegenheit zu befreien, das Übrige. Ich wagte also den Versuch und nahm die Sache sehr gewissenhaft. Im juridisch-politischen Leseverein standen mir zum Glück

alle Zeitungen nebst einer ansehnlichen Bibliothek zu Gebote und, was noch wichtiger, der Verkehr mit einigen ausgezeichneten, mir wohlgesinnten Männern, wie Hye und Tomaschek (damals meine Professoren), Heißler, Stubenrauch, J. N. Berger und andere, von deren täglichen politischen Debatten ich profitieren durfte. Im Anfang ging alles gut. Hasner war mit meinen Briefen, die sich mehr schildernd als raisonnierend verhielten, zufrieden und lobte namentlich einige humoristisch gefärbte Mitteilungen über das jugendliche Treiben der Akademischen Legion, über Figuren wie Pater Füster u. dgl. „Machen Sie sich doch wieder über etwas lustig!" ermunterte er mich, als meine Briefe seltener wurden. Aber, ach, die Zeiten waren so gar nicht mehr lustig! Der Enthusiasmus der Märztage wandelte sich bald in zunehmende Enttäuschung und Ernüchterung. O, des unvergeßlich herrlichen Morgens vom 13. März im Hofe des landständischen Hauses, wo die mutigen jungen Redner, einer nach dem andern, auf den Brunnen stiegen und zu den Fenstern des Beratungssaales hinauf nach Constitution und Preßfreiheit riefen! „Es geht, es geht!" rief, mich umarmend, damals mein Herzensfreund Robert Zimmermann. Wenige Monate später mußten wir, das „Landhaus" passierend, uns mit Bitterkeit sagen: „Ja, es ist gegangen, ist alles wieder gegangen!" Der Ton trüber Resignation klang nunmehr durch meine Berichte, die immer kürzer und seltener wurden. Das zuchtlose Demagogentum im September und Oktober war mir ein Greuel, das in politischem Wahnsinn phan-

tasierende Wien entsetzte mich. Darin war ich gewiß mit Hasner eines Sinnes. Aber fast ebensosehr wie von den Greueln des Oktoberaufstandes fühlte ich mich empört von der blutigen Reaktion, die nach der Einnahme Wiens über uns herfiel. Dieses Aufspüren und Verfolgen jedes freien Wortes, dieses Einkerkern junger Studenten, bei denen man ein schwarz-rot-goldenes Band oder ein radikales Blättchen fand, dann die täglichen Hinrichtungen in der Brigittenau und vor dem Neuthor ... Ein schwarzer Schleier drückte auf Wien, eine böse giftige Luft, in der jeder freisinnige Geist zu ersticken glaubte. Trostlos über das Scheitern aller unserer Hoffnungen, aller unserer Errungenschaften, gewahrte ich nicht den kleinsten Stern in dieser schauerlichen Nacht, wogegen Hasner, „vor der Zukunft nicht bange", als echter Philosoph „sich behaglich in den Zielen der Menschheit wiegte, während andere in ihrer Strömung." Zu dieser objektiven Ruhe hatten wir jungen Leute vom März 1848 es allerdings noch nicht gebracht. Selbst wo ich rein Thatsächliches berichtete, gab es in meinen Briefen „Seitenblicke, Doppelblicke", welche Hasner mißfielen. Wenn ich in meinen Berichten mich auch zu äußerster Mäßigung zwang, für Hasners Zeitung, für Hasners Anschauungen waren sie nicht mehr möglich. Und nun geschah das überraschend Rührende. Anstatt den unbotmäßigen jungen Korrespondenten einfach abzudanken, wie es jeder andere Redakteur gethan haben würde, setzte sich Hasner hin und suchte in ausführlichen Briefen meine Irrtümer zu widerlegen, mich zu belehren, zu

bekehren. Mit diesem menschlich schönen Zusprechen und Abmahnen verband er stets die präciseste Darlegung seines eigenen Standpunktes und eine Beurteilung der Ereignisse, wie sie mit solcher Unbefangenheit nur ein freundschaftlich brieflicher Verkehr gestattet.*)

---

*) Ich lasse die drei letzten Briefe, welche dieser charakterfeste und hochbedeutende Mann mir geschrieben hat, hier folgen:

1.

Prag, den 31. Oktober 1848.

Verehrter Freund!

Ich habe durch die furchtbaren Ereignisse der letzten Zeit eine Unterbrechung Ihrer Correspondenz erfahren müssen; Ihr letzter Brief war der, wo Sie mir den Text lasen. Sie sagen, ich sollte in Wien sein und würde dann anders reden. Bester Herr! Ob ich das oder das Faktum weniger oder mehr erführe, hätte nichts zu bedeuten, ich glaube genug zu wissen, wenn ich die Geschichte der neuesten Zeit seit den Märztagen in Wien selbst bis zum Mai mitgemacht und seither aus den verschiedensten Quellen entnommen und beurteilt habe. Was man über mich urteile, hat mich nie um ein Haarbreit verrückt — denn ich urteile gewissenhaft, erwäge parteilos, und heiliger ist mir nichts als die Wahrheit, das Recht. Nach Accidentien frage ich bei der Wiener Bewegung nicht — aber sie ist eine unberechtigte Revolution. Lesen Sie mein Blatt seit dem 6., und ich halte Sie für zu ehrlich und denkend, als daß Sie mir einen Vorwurf machen könnten; ich habe als Rechtsmann argumentiert — können Sie mich widerlegen, dann spreche ich von heute an anders. Vielleicht aber wird, wer nicht so albern ist, mich einen Reaktionär zu nennen und mir einen slavischen Standpunkt anzudichten, mich doch einen kalten Verstandesmenschen nennen. Möglich — indes geschieht dies vielen, die nicht gleiche Objekte des Gefühls haben. Ich liebe die nackte, unbarmherzige Wahrheit wie mein Schoßkind, ich wiege mich behag-

Da ich erkannte, daß ich Hasners Ansichten und Wünschen mich nicht anbequemen könne, bat ich ihn um meinen definitiven Abschied und habe niemals wieder über politische Dinge geschrieben. Als ich dreißig Jahre später mit dem Minister und Exminister gesellschaftlich zusammentraf — bei seinem Collegen Glaser und Professor

---

lich in den Zielen der Menschheit, während andere in ihrer Strömung. Irren kann mich darin nichts; kränken nur, daß andere anders denken können. Was mein Blatt anbelangt, so hat es schon als Provinzblatt mit geringen Mitteln geringe Wirkung. Aber die es hat — und es hat seinen Kreis — will ich ungeschwächt erhalten — jedes Mittel, das mir das Schicksal für mein Streben in die Hand spielt, will ich nicht halb benützen. Dies Ihnen, werter Freund, zur Verständigung. Einem Korrespondenten räume ich indes manches ein — nur darf er meinen Lesern keine prinzipielle Ohrfeige geben. Insbesondere halte ich in der Form stets ein leidenschaftsloses Maß hoch. Sind Sie nach diesem Confiteor im stande, mir ferner behilflich zu sein, so soll es mich wahrhaft freuen. Stehen wir wirklich auf zwei verschiedenen Sternen, so bleibt doch mit unwandelbarer Achtung vor der Wahrhaftigkeit Ihres Strebens Ihr ergebener Hasner.

2.

Prag, den 11. November 1848.

Verehrter Freund!

Ich belästige Sie seit einiger Zeit. Allein Sie werden es entschuldbar finden. Wien, wie lange auch der Reichstag verlegt bleibe, ist ein wichtiger Punkt, ich muß einen tüchtigen, raisonnierenden und beschreibenden Korrespondenten dort haben. Tüchtig sind Sie durchaus, aber erlauben Sie mir eine andere Bemerkung — ich glaube, Sie gehen mit Unlust ans Werk. Ich sehe wohl, Sie sind in Ihrer politischen Richtung viel mehr deutsch als österreichisch, ich entschieden umgekehrt. Weder bin ich ein slavischer Politiker, noch sind Sie ein

Seegen — da erinnerte er mich selbst, nicht ohne Humor, an meinen kurzen Feldzug unter seiner Fahne. Ich konnte ihm nunmehr mit gereifter Einsicht nochmals danken für seine mir bewiesene Langmut und Seelsorge. Geleistet habe ich ihm sehr wenig, aber viel von ihm gelernt. Freilich, gewisse politische Sympathien und

---

Slavenfeind. Dennoch scheinen Sie in der letzten Bewegung nur einen Schlag des Deutschtums (bei gerechten Forderungen?) zu sehen, ich nur eine Rettung des Rechtes im Staate und im internationalen Verhältnis. Ich sehe die materiellen Verhältnisse, den Belagerungszustand 2c. für gering an im Vergleiche mit der Weltlage, die mir in der That in eine erwünschte Rechtsordnung eingeführt zu sein scheint; Sie sind verstimmt durch allerhand, das mich doch nur vorübergehend choquieren kann. Sie vertrauen meinem Rechtssinn, aber die Entwicklung desselben scheint vorläufig nicht ganz mit meiner Anschauung der Gegenwart zusammenzukommen. So hat Ihr letzter Brief eine Menge kleiner Zweifel, Seitenblicke, Doppelblicke, und doch möchte ich auch durch meine Korrespondenten mein Publikum auf das Gros der Weltlage gelenkt, ermutigt, hoffnungsvoll gemacht sehen. Das obschon unentschiedene, aber oft radikale konstitutionelle Blatt hier bringt die konservativsten Berichte des gewiß tüchtigen Neustadt, und ich bringe solche, die ein Hauch durchweht, der meinen Glaubenssätzen nicht entspricht. Verzeihen Sie diese aufrichtigen Bemerkungen und die Bitte, offen zu sagen, ob Sie mir leitende Berichte in meinem Sinne mit gutem Gewissen schreiben *wollen*. Im einzelnen urteilen Sie, wie Sie wollen, radikal — das verpönt mein Blatt nicht — aber im ganzen muß ich nach innigster Überzeugung jedem Wege der Politik entgegentreten, der Österreich Gefahr droht, und den Sturz jeder Partei wünschen, die diesen Weg wandelt, und keine Freiheit aus ihrer Hand nehmen, die wir uns selbst geben können. Auch bedarf ich täglicher Berichte. Mit freundschaftlicher Achtung Ihr Hasner.

Antipathien, die tief im Gefühle wurzeln, vermochte ich niemals abzuschütteln, aber das Beispiel Hasners, die Wirren der Tagesgeschichte leidenschaftslos aus historischer Perspective zu betrachten und „sich in den Zielen der Menschheit, nicht in ihren Strömungen zu wiegen,“ verblieb mir als Leitstern fürs Leben.

3.

Prag, den 14. November 1848.

Geehrter Freund!

Daß ich Ihren Brief vom 12. nicht abgedruckt habe, müssen Sie mir verzeihen. Haben Sie es nicht vorausgesehen? Ich will Ihnen meine Gründe sagen — als Nachtrag zu meinem letzten Schreiben. Zunächst wissen Sie doch, daß mein Blatt ein halboffizielles Organ ist. Ich bin zwar deshalb in keiner Weise thatsächlich beschränkt und würde mich nie bestimmen lassen, ein Wort zu schreiben, das gegen meine Überzeugung wäre. Gleichwohl kann ich daselbst nicht von Intriguen, Unterdrückungs-Machinationen ꝛc. des Kabinets sprechen. Dies, was die Form betrifft. Die Sache betreffend, würde ich zu weit kommen, wollte ich nachzuweisen suchen, daß beim besten Willen kein Kabinet der Welt ein verständiges Ziel gegenüber der unverständigen und teilweise selbst boshaften Kritik der Wiener Politiker ganz offen verfolgen könnte, denn diese Kritik halte Gott im Himmel aus, wenn er kann, und sorge dabei noch, daß ihm der eigene Himmel nicht über dem Kopfe zusammenstürzt. Der Hof hat viel gefehlt; aber fehle einer nicht in *diesen* Tagen. Übrigens verehre ich ihn nicht, halte uns aber gesicherter gegen Falschheit von seiner Seite, als gegen Thorheit auf anderer. *Er kann* den Staat in seiner wesentlichen Freiheitsgrundlage nicht angreifen, die Wiener Politik aber hat es — sei es auch nur aus Kurzsichtigkeit — bereits gethan, sie hat den Staat selbst geleugnet. Ist das Naivetät, so ist es doch eine, die wir wahrscheinlich nicht brauchen können, besonders wo sie so prätentiös auftritt. — Was aber die Motive des letzten Kampfes anbelangt, so habe sowol ich in

VIII.

Außer dem unbeschreiblichen Glücksgefühl der drei Märztage bewahre ich aus dem Jahre 48 nur noch Eine schöne Erinnerung. Die Studenten-Begrüßungen und Verbrüderungen standen in voller Blüte; zu Pfingsten sollte die Wiener akademische Legion die steierischen Studenten in Graz begrüßen. Ich war über Wien hinaus

---

meinem Blatte die Bestechung stets als Nebensache betrachtet, als ich glaube, daß nur die beschränktesten Köpfe darin ein wesentliches Moment sehen könnten. Ich habe gleich vom Anfang gesagt, daß zu ihr mehrere Momente gewirkt, die Bestechung nur der nächste Impuls sein konnte, die Bewegung selbst aber sogleich nationale und pseudodemokratische Elemente in sich aufnahm. Nur Eines ist, was alles in sich befaßt, die politische Unmündigkeit Wiens, das jeder Partei zur Beute wurde, und nach dem Gesamtstaate, nach den Provinzen zu fragen unterließ, wo es doch den Bestand des Ganzen an der Wurzel packte. Das mußte als eine große Anmaßung die Erbitterung eben der rechtlich, der freiheitlich Gesinnten erregen, das verdient nicht den Namen der Demokratie, das ist die Despotie des Unsinns, den, sei er auch noch so unschuldig, kein Mensch von Charakter als Träger der Zukunft eines Staates und so der Menschheitszwecke dulden kann. Traurig genug, wenn die Steigerung seit dem März so gewaltig ward, daß endlich jeder längst einsah, hier sei auf ein freiwilliges Einschlagen einer vernünftigen Bahn nicht zu denken. Jetzt herrscht freilich Gewalt, und hart genug. Doch kann sie nur vorübergehend herrschen — und vor der Zukunft ist mir nicht bange. Vexationen, so fühlbar sie seien, verändern doch den Standpunkt über die Oktober-Revolte nicht. Was die schwarz-gelbe Fahne insbesondere anbelangt, so scheinen Sie mir befangen und somit zu Trugschlüssen geführt worden zu sein. Niemand würde je dem Wiener sein schwarz-rot-goldenes Band verübelt haben, wenn er nicht das schwarz-gelbe geschmäht hätte.

nie weiter als nach Schönbrunn und Baden gekommen und nahm mit Freuden teil an der Fahrt. Natürlich wurden in jener politischen Faschingszeit Österreichs die Studenten gratis auf der Eisenbahn befördert. Der Zug kam abends in Gloggnitz an, von wo man in schwerfälligen Stellwagen den Semmering befuhr, über welchen eine Eisenbahn damals noch für eine Unmöglichkeit galt. Es war eine herrliche milde Nacht und Vollmond.

Damit drang er indirekt, er, der im Centrum der Monarchie sitzt, anderen entweder sein Band auf oder desavouierte das gemeinsame Bindeglied. Das hat längst gegen ihn erbittert, das war eine Schmähung des Gesamtstaates, und deutlich genug sprach man doch in Wien und noch jetzt in Frankfurt aus, was diese Schmähung weiter bedeute. Wenn aber irgendwo, so hat die schwarz-gelbe Fahne auf der Burg der Monarchie ein alleiniges Recht; das Aufstecken der schwarz-rot-goldenen dort hieß eine Nation über andere der Monarchie stellen. An seiner Brust trage jeder, was er will, ich garnichts; soll das Spiel das Zeichen aber sein, so gehört auf jede die Gesamt-Monarchie repräsentierende Stelle auch das Banner derselben. Darum erbitterte mich, der ich gewiß kein Czeche heißen kann, schon in Wien die Anmaßung, mit der man dem schwachen, die Bedeutung nicht erfassenden Kaiser das deutsche Banner in die Hand schob ...... Bester Freund, Sie sind eben ein Deutscher, Sie mögen das nicht fühlen, aber wahr ist's doch, und andere haben das seit Monaten gefühlt. Von Wien und Ungarn war nicht Gleichberechtigung zu hoffen, und doch war Wien der Punkt, auf dem man mit Gewalt entschied, was das Recht nicht einräumte.

Irre ich? Gut, ich kann nicht anders, und da ich nicht spiele mit politischen Ideen, so verzeihen Sie mir gewiß, daß ich Ihren Brief nicht gab, den ich für irrig hielt, und weiß, daß er gut geschrieben ist. Seien Sie nicht böse. Männer müssen und können so mit einander reden. Mit aufrichtigster Achtung Ihr Hasner.

Einer machte den Vorschlag, zu Fuß über den Semmering zu wandern; ein Trupp von zehn bis zwölf Studenten machte sich vergnügt auf den Weg; ich vielleicht der glücklichste darunter. Berauscht von der Poesie dieser herrlichen Mondnacht und der abenteuerlichen Wanderung, sang ich im Gehen ein Lied vor mich hin (— mich erwartete in Graz ein liebes Mädchengesicht, das mir wichtiger war als die Universität —) und sang und marschierte, und knöpfte, warm geworden, die Uniform auf. Ich hatte vergessen, daß der zugeknöpfte Rock, der keine Brusttasche hatte, meine Brieftasche mit meiner ganzen Barschaft festhielt und merkte den Verlust erst, als wir in Mürzzuschlag wieder den Eisenbahnzug bestiegen. Das verwünschte Liedchen war mir teuer zu stehen gekommen, genau auf zwanzig Gulden. Zum Glück hatte ich in Graz eine befreundete Wiener Familie, die mir aushalf. Nach zwei vergnügten Tagen, in welchen ich von den Grazer Studenten und ihren Festlichkeiten so gut wie nichts gesehen hatte, fuhren wir nach Wien zurück.

Im August 1848 kam Richard Wagner für einige Tage nach Wien; offenbar angelockt von der politischen Bewegung. Ich brachte einen Abend mit ihm und Professor Josef Fischhof zu, in einem bescheidenen Gasthausgärtchen an der Donau. Wagner war ganz Politik; er erwartete von dem Sieg der Revolution eine vollständige Wiedergeburt der Kunst, der Gesellschaft, der Religion, ein neues Theater, eine neue Musik! Er erkundigte sich nach den bekanntesten demokratischen

Führern in Wien und ließ sich von Friedrich Uhl in eine demokratische Versammlung führen. Es stellte sich auch bald heraus, daß er den demokratischen Abgeordneten Dr. Adolf Fischhof im Sinne gehabt, als er den Klavierprofessor Fischhof besuchte, welcher nicht wenig erstaunt war, von Wagner nur politische Reden und kein Sterbenswörtchen über Musik zu hören.

In Wien wurde es allmählich immer schwüler, immer drohender das Wetterleuchten der politischen Atmosphäre. Nach dem kindischen Barrikadenbau vom 26. Mai mußte jeder Unbefangene einsehen, daß wir auf einer schiefen Ebene herabrollten. Und wir rollten immer schneller und schneller bis zu dem grausigen 6. Oktober, dem Tage der Ermordung des Kriegsministers Latour durch einen wütenden Pöbelhaufen. Auf dem Wege nach meiner Wohnung war ich unwillkürlich von einer flutenden Menschenmenge mit fortgedrängt worden auf den „Hof". Da sah ich die Leiche Latours, bloß mit einem Leintuch bekleidet, an einem Laternenpfahl aufgehängt, vor der Hauptwache des Kriegsministeriums, wo unbegreiflicherweise der Offizier mit seiner Kompagnie unthätig zusah. Der Pöbel hatte die Gasflamme über dem Haupte des Ermordeten angezündet und schrie und johlte um die Leiche herum, setzte sie auch zeitweilig durch einen Stoß in schaukelnde Bewegung. Ich drängte mich, im Innersten schauernd, aus der Menge heraus, welche den ganzen Platz anfüllte und rannte fast bewußtlos nach Hause. Da zündete ich meine Lampe an und schlug einen Band

Goethe auf, um mich rein zu waschen von dem Gesehenen.

Am nächsten Morgen nahm ich in meinem gewöhnlichen Kaffeehause eine Zeitung zur Hand; darin war der Mord Latours als eine Heldenthat des Volkes gepriesen. Ich konnte einen Ausruf des Abscheus nicht unterdrücken. Da fuhr mich eine Stimme vom Nebentische höhnisch an: „Na, ist vielleicht schad' um ihn? Ist Ihnen vielleicht gar leid um ihn?“ — „Ja,“ antwortete ich kurz und ging, um jeder weiteren Replik auszuweichen. Böse Worte folgten mir. Mich entsetzte diese moralische Verwilderung des sonst so gutmütigen Wiener Volkes. Die sittliche Roheit, die sich in den Urteilen der revolutionären Blätter und des aufgehetzten Volkes aussprach, schien mir nicht viel besser, als jene gräßliche Unthat selbst.

Ich suchte mich wieder in mein Studium zu vertiefen, aber es war kaum möglich, der zerstreuenden und aufregenden Gewalt des politischen Sturmwindes zu entgehen. Meine Verwandten und fast alle Bekannten hatten längst Wien verlassen. Ich pflegte abends, im September und Oktober, wo die Sehnsucht nach freundschaftlicher Aussprache, nach Kunst und Wissenschaft fast brennend geworden, in einer kleinen Weinstube in der Bäckerstraße mit den Komponisten Nottebohm und Franz Jüllich, dem Musikschriftsteller Graf Laurencin und einem in skandinavischer Litteratur thätigen Beamten Karl Oberleithner zusammenzukommen. Diese Weinstube, in welcher wir uns meist ganz ungestört befanden,

hatte Nottebohm entdeckt, der Kenner und Schätzer eines „schönen Weines“. Wir anderen waren Laien in diesem Fach; insbesondere Laurencin und ich bewiesen es, von Nottebohm verspottet, indem wir nur ein Gläschen süßen Tokayer oder Ruster tranken. Einige Schnitten Wurst dazu, das war das ganze Gelage.

Gustav Nottebohm, ein Westphale und Protestant, der als angehender Komponist sich noch der Unterweisung und Aufmunterung Mendelssohns zu erfreuen gehabt, war ein tüchtig geschulter Musiker. Sein feines, etwas anlehnendes Talent hat er in einigen Klavierstücken in gewinnendster Weise bewiesen, aber nicht lange kultiviert. Er wandte sich mit Vorliebe bald der theoretischen und geschichtlichen Seite seiner Kunst zu und genoß später als Lehrer der Komposition, wie als musikalischer Forscher bekanntlich großes Ansehen. Seine Bücher „Beethoviana“, „Mozartiana“, seine thematischen Kataloge der Beethovenschen und Schubertschen Werke sind Muster einer gewissenhaften, reinlichen Arbeit. In unserem kleinen Kreise war er der älteste und übte eine gewisse Autorität. Er war ein spröder Hagestolz und Sonderling. Unter einer außerordentlich breiten, zurückliegenden Stirne blitzten zwei giftig blaue Äuglein hervor, welche neben der roten Nase und dem rötlichen Bart noch greller schienen. Er hatte keine gesellschaftlichen Manieren, eckige Bewegungen, eine scharf abgehackte, in kurzen Sätzen springende Redeweise. Ein durchaus ehrenwerter, selbständiger, in seiner Lebensführung anspruchsloser Mann, war er doch keineswegs ein liebenswürdiger oder bequemer Gesellschafter.

Aber ich hielt mich gern zu ihm, da mir der Verkehr mit einem tüchtigen, praktischen Musiker, der mehr Bildung besaß, als die meisten seiner Wiener Kollegen, wertvoll war, und seine warme Verehrung für Mendelssohn und Schumann, sowie sein Widerwille gegen Liszts Kompositionen mich sympathisch berührten. In späteren Jahren haben Beschäftigung und Geselligkeit uns weiter von einander entfernt, wie dies leider in großen Städten zu gehen pflegt. Nettebohm ist nach kurzer Krankheit im Jahre 1882 gestorben; ein Verlust für seine Freunde und für die Musikwissenschaft.

IX.

Ein Original ganz anderer Art war Graf Ferdinand Laurencin. Im Gegensatz zu dem verstandesscharfen, kritischen Nottebohm war er der musikalische Enthusiast vom reinsten Wasser. Mir ist nie wieder ein Mensch begegnet, den Musik so vollkommen entzücken und beglücken konnte, der so ausschließlich in Musik webte, lebte und — starb. Er war der Sohn eines Kammerherrn des Kardinal-Erzbischofs Rudolf und hat seine erste Jugendzeit am Hofe dieses musikliebenden Fürsten in Olmütz verlebt. Er erinnerte sich noch des vortrefflichen Klavierspiels des Erzherzogs, dem bekanntlich Beethoven Unterricht erteilt und die Missa solennis gewidmet hat. Seine musikalischen Studien hatte Laurencin bei Tomaschek und bei dem Organisten Pietsch in Prag betrieben. Dann übersiedelte er nach Wien,

wo er, mit einer bescheidenen Apanage von seiner Mutter ausgerüstet, hauptsächlich der Musik lebte. Wer kannte ihn nicht, den auffallend kleinen Mann mit dem sehr großen Kopf und den über die Brille hinausschielenden, kurzsichtigen Augen? Wer hat ihn nicht an Sonntag Vormittagen mit einer dicken Partitur unter dem Arm durch die Straßen eilen sehen? Laurencin pflegte nämlich der Musik wegen zwei Messen nach einander zu hören, er rannte von der Minoritenkirche in die Hofburgkapelle und von da sofort in das Mittagskonzert der Philharmoniker oder der „Gesellschaft der Musikfreunde". Um halb fünf Uhr Nachmittag war er in der Quartettproduktion Jansas oder Hellmesbergers (welche erst in späteren Jahren auf die Sieben-Uhrstunde verlegt wurde) und um sieben Uhr, wenn es eine klassische Oper gab, auf der vierten Galerie des Hofoperntheaters. Er konnte unglaubliche Massen von Musik ertragen, mit der gleichen Empfänglichkeit. Selbst die allerbekanntesten Werke, wie Beethovens Quartette op. 18, oder Mozarts G-moll-Symphonie, verfolgte er in jeder Aufführung eifrig mitlesend in der Partitur. Dabei kritzelte er unaufhörlich mit seinem Bleistift Notizen, deren Inhalt ich niemals enträtseln oder erfahren konnte. Bei jeder schönen Stelle, und deren gab es für Laurencin sehr viele, nickte er vergnügt mit dem Kopf, that einen Ausruf des Entzückens, schmunzelte, lachte und setzte seinen Bleistift in wütende Bewegung. Seine musikalische Empfänglichkeit und Begeisterung kannte keine Grenzlinie. Eine kanonische Stimmführung in irgend einer unbedeutenden Schul-

meister-Messe, eine sentimentale Modulation von Spohr, der gewaltigste Bachsche Choral und Beethovens neunte Symphonie, — alles tauchte den beneidenswerten Mann in die gleiche Flut von Entzücken. Er hatte in diesem Gebahren ohne Frage etwas Komisches, aber auch etwas Liebenswürdiges, durch kindliche Naivetät Rührendes. Es versteht sich fast von selbst, daß einer solchen Gewalt fast elementarischen Musikempfindens nicht eine gleiche Stärke ästhetischen Urteils zur Seite stand. Laurencin war auch sehr leicht aus seiner ursprünglichen Ansicht zu verdrängen. Wir gingen einmal zusammen zu einer Aufführung von Haydns mir damals noch nicht bekannten „Sieben Worten". Auf dem Wege hin überströmte Laurencin von Bewunderung dieses Werkes und versprach mir Wunderdinge davon. „Nun, was habe ich Dir gesagt?" fragte er freudestrahlend beim Herausgehen. „Aufrichtig gesagt," erwiderte ich, — habe ich mich schrecklich gelangweilt." Ich suchte dieses pietätlose Wort nach Möglichkeit zu rechtfertigen und empfing nach einer Weile Laurencins zustimmendes Votum: „Ja, Du hast recht, es ist doch eigentlich ein Zopf!"

Laurencin schrieb unter dem Namen Philokales in der „Wiener Musikzeitung" von August Schmidt und versah sie insbesondere mit Berichten über die Kirchenmusik-Aufführungen. Er hatte einen Artikel über Mendelssohns „Elias" angekündigt, von dessen Schönheit er ganz erfüllt war. Der Gewalt seiner Empfindung entsprach aber leider auch ein in Superlativen überströmender, sich in den längsten Perioden fortwindender

Stil. Laurencin hatte viel Hegel gelesen, was schwerlich zur Klärung seiner etwas konfusen Darstellungsweise beitragen konnte. Da begann er nun mit einer langen philosophischen Untersuchung des Begriffes „Oratorium“, welche mehrere Nummern der Zeitung füllte, dann folgte ein historischer Rückblick, abermals von ansehnlicher Länge, endlich war er bei der Ouvertüre angelangt und kam unter der bedrohlich anwachsenden Ungeduld der Leser und der Redaktion nicht vom Fleck mit seiner gründlichen Analyse. Der Aufsatz gelangte ungefähr bis zur Kritik der zweiten oder dritten Nummer des Oratoriums — da riß dem guten August Schmidt die Geduld: er strich das fürchterliche „Fortsetzung folgt“ unbarmherzig von dem Manuskript und versetzte dem bestürzten Grafen den vernichtenden Bescheid: „Jetzt ist's aus.“ Es ist niemals eine Fortsetzung des großartigen Elias-Artikels erschienen.

Mit einem schüchternen Versuch, Laurencin als Musikreferenten vorzuschlagen, bin ich einmal schlecht angekommen. Es war bei Dr. Ignaz Kuranda, dem Herausgeber der „Ostdeutschen Post“ und hochverdienten Begründer der „Grenzboten“, die als verbotener, gierig verschmauster Leckerbissen eine so wichtige Rolle gespielt haben im vormärzlichen Österreich. Wir Wiener wissen, daß der geistvolle Kuranda mitunter recht komisch aussehen konnte. Die illustrierten Witzblätter lebten geraume Zeit von seiner mit drei Linien umrissenen sofort kenntlichen Karrikatur. Wenn das kleine hagere Männchen in Eifer geriet, — und das geschah sehr leicht —, dann

schien seine berühmte Nase noch weiter vorzuspringen, seine Bewegungen überhasteten sich, und seine Stimme überschlug in einen wunderlichen, orientalisch modulierenden Diskant. Kuranda ersuchte mich eines Tages, das Musikreferat in der „Ostdeutschen Post“ zu übernehmen. Das konnte ich nicht, denn ich sollte eben nach Klagenfurt verbannt werden — nicht wie Görgey aus politischen, sondern aus bureaukratischen Gründen. „So schlagen Sie mir jemand anderen vor!“ Das war damals wirklich nicht leicht; doch äußerte ich nach einigem Nachdenken, Laurencin würde vermutlich gern für die „Ostdeutsche Post“ schreiben. „Ja, er wird schreiben, freilich, er wird schreiben,“ sprudelte Kuranda, „aber“ — und hier flog seine Stimme in die höchste Oktave „aber wer wird's lesen?“ Das klang so schlagend und zugleich so komisch, daß ich vor Lachen nichts entgegnen konnte.

Eine durchaus innerliche musikalische Natur, hatte Laurencin unüberwindlichen Abscheu vor der „verfluchten Politik“ und jeder dahin einschlägigen Diskussion. In Momenten der größten politischen Aufregung und Bestürzung, während des Barrikadenkampfes und dem Anmarsch Jellacics gegen Wien fand ich Laurencin in seiner hochgelegenen Stube emsig vertieft in Hegels „Phänomenologie“ oder in die H-moll-Messe von Bach. Er wußte gar nicht, was draußen vorging, wollte es auch nicht wissen. Eine zeitlang praktizierte er beim Landesgericht und sollte die erste Richteramtsprüfung machen. Da hatte er denn anstatt Hegel und Bach das Straf-

gesetzbuch vor sich liegen. Aber bei seiner philosophischen Gründlichkeit und Umständlichkeit blieb er immer an dem § 7 haften, so daß man in jedem Sinne sagen darf, er ist in seiner richterlichen Laufbahn nicht über den „Versuch“ hinausgekommen. Eine kleine Erbschaft von seiner Mutter machte es ihm später möglich, diesem Beruf, für den er schlechterdings nicht paßte, rasch Adieu zu sagen. Laurencin hatte sich mit einer nicht mehr jungen, hochgebildeten Dame verlobt, welche als Gouvernante bei einer gräflichen Familie in Böhmen lebte. Ich ergötzte mich oft daran, ihn abends im „Juridisch-politischen Leseverein“, diesem wohlthätigen Asyl für uns studierende Junggesellen, emsig schreiben zu sehen, einen dicken Folianten vor sich. „Was schreibst Du denn da? —“ „Oh,“ erwiderte er mit einem glückstrahlenden Lächeln, „an meine göttlichste, liebenswürdigste Antoinette.“ — „Und so viele Blätter?“ — „Ja, ich schreibe ihr täglich sechzehn bis vierundzwanzig Seiten, und ja kein Wort von der gottverdammten Politik — nur was mein Herz mir diktiert!“ Seine Mutter, „die alte aristokratische Frau“, wie er oft schmähte, wollte die Heirat nicht zugeben. Später erreichte er doch sein Ziel und ward einer der glücklichsten Ehemänner, die es gegeben hat. Der kleine Laurencin neben seiner ungewöhnlich großen Frau bot freilich einen komischen Anblick, aber seine Ehehälfte — von Ambros sein „Ehe-Siebenachtel“ genannt — wußte ihm das Leben zu glätten und zu verschönern. Es war der härteste Schlag für ihn, als der Tod ihm seine Antoinette raubte, und

nie hat er sich völlig von diesem Schlag erholt. Die Musik mußte ihm nun sein Alles sein und ward auch thatsächlich sein Alles. Im Jahre 1891 hatte ich noch die Freude, im engsten Freundeskreise, mit Brahms und Ehrbar den siebzigsten Geburtstag Laurencins zu feiern. Wie erquickte uns seine kindliche Freude, sein dankerfülltes Gemüt! In einem scherzhaften Toast sagte ich, auf seine Hinneigung zur neu-deutschen Schule anspielend, Laurencin habe zwar den übermäßigen und den verminderten Dreiklang verherrlicht, aber seine Seele werde dereinst sicherlich in Gestalt eines reinen Dreiklangs zum Himmel aufsteigen. Wir ahnten nicht, daß dies so bald geschehen werde. Laurencin hat seinen siebzigsten Geburtstag nur um wenige Wochen überlebt. —

X.

Wenn wir in unserem stillen Weinstübchen uns des Abends von Musik unterhielten, so betraf das natürlich nur unsere musikalischen Studien und Erinnerungen. Von lebendiger Musik künstlerischen Gehalts war ja in dem ganzen Revolutionsjahr nichts zu vernehmen. Die Konzertsäle waren geschlossen, die Oper, die sich mit dem allernötigsten Personal und abgespielten Werken behalf, verödet. Dafür hörte man allenthalben das „Fuchslied", das zu einer Art harmloser Marseillaise der Studenten geworden war, und das lyrische Frag- und Antwortspiel „Was ist des Deutschen Vaterland". Ein sehr reaktionärer hoher Militärbeamter, in dessen

Familie ich viel verkehrte, ärgerte sich täglich einigemal darüber, daß eine Treppe über ihm das Fuchslied gespielt wurde; sofort setzte er sich ans Klavier und spielte mit voller Macht die österreichische Volkshymne. Man replizierte oben noch stärker mit „Was kommt dort von der Höh'?" worauf unten in wütendem Fortissimo „Gott erhalte unsern Kaiser" gehämmert wurde. Dieses musikalische Duell zwischen zwei unsichtbaren Gegnern wiederholte sich mehrmals des Tages. Eine recht schöne Unterhaltung.

Das alte harmlose „Fuchslied" hatten die Wiener aus Benedix' Studenten-Lustspiel „Das bemooste Haupt" kennen gelernt, das allabendlich im Theater an der Wien gegeben wurde. In diesem Stück kommt auch eine solenne „Katzenmusik" vor, die von dem lernbegierigen Wien schnell aufgefaßt und begeistert akklamiert, bald unzählige Katzenmusiken ins Leben rief. Unvergeßlich bleibt mir eine davon, die mit Thalbergs Abschiedskonzert in komische Verbindung geriet. Der berühmte Pianist, nach seiner letzten Nummer stürmisch hervorgerufen, setzte sich nochmals ans Klavier und begann mit der Volkshymne, welcher ohne Zweifel brillante Variationen folgen sollten, aber schon während der ersten Takte hörte man verdächtiges Pfeifen und Miauen von der Straße her, — Thalberg merkte Unheil und schloß resigniert mit dem Thema ohne Variationen. Und in der That geriet man aus dem Konzertsaal unmittelbar in ein anderes, sehr kräftiges Konzert, welches in der Eigenschaft eines Ständchens der k. k. Polizeidirektion

gebracht wurde. Das Publikum war hier noch viel, viel zahlreicher als in Thalbergs Konzert, schien aber nicht ebenso beifallslustig und anerkennend, — es pfiff aus Leibeskräften.

Wenige Tage, bevor in Wien das „Fuchslied" für immer verstummen sollte, an einem sonnigen Oktobernachmittag, stieß ich nächst der Universität auf den Dr. Alfred Becher. Er hatte sich aus dem weltfremden Komponisten und Musikkritiker in den radikalsten Journalisten der Revolutionspartei umgewandelt. Das Gewehr geschultert, mit rasselndem Schleppsäbel und zerknülltem Kalabreser begrüßte er mich kurz: „Wohin? Kommen Sie mit mir auf die Rotenturmbastei, wir brauchen noch junge Leute!" — „Fällt mir nicht ein. Aber Sie, lieber Becher, sollten lieber mit mir kommen; ich wäre glücklich, sähe ich Sie wieder zur Kunst, zur Musik, zurückkehren aus diesem aussichtslosen, verderblichen Treiben!" — „Wird auch geschehen, wird gewiß bald geschehen!" rief er mir begütigend zu und eilte weiter. Ich habe ihn nie wiedergesehen. Er wurde kriegsrechtlich wegen Hochverrats verurteilt und am 23. November 1848 erschossen. Obgleich ich nicht in intimerem freundschaftlichen Verkehr mit ihm gestanden habe, ging mir sein schreckliches Ende doch sehr nahe. Becher war ein unstäter, leidenschaftlicher, aber sehr begabter und im Grunde redlicher Mensch gewesen; überdies der beste Musikkritiker des vormärzlichen Wien, ja der einzige, der überhaupt ernst zu nehmen war. Von deutschen Eltern in Manchester geboren, hatte er in

Leipzig Musik studiert und eine große Verehrung für Mendelssohn von dort mitgenommen. In Wien — ich weiß nicht, welcher Anlaß ihn hergeführt — gab er einige Musikstunden, komponierte und schrieb zeitweilig für die „Sonntagsblätter" und Schmidts „Musikzeitung". Er hielt viel größere Stücke auf seine Kompositionen, als auf seine Kritiken; mir schien das Umgekehrte richtig. Er war ein grübelnder Komponist, welcher geistreiche, oft abstruse Kombination für musikalische Erfindung hielt. Ein Heft Klavierstücke, meines Wissens die einzige gedruckte Komposition von ihm, gewährte, teilweise an Mendelssohn anlehnend, noch einiges Vergnügen; eine Symphonie und ein Streichquartett hingegen, beide auf dem späteren Beethoven „fortbauend," machten den Eindruck des trostlos Erzwungenen. Grillparzer hat Bechers Quartett mit folgendem Epigramm von wahrhaft vernichtender Anschaulichkeit charakterisiert:

„Dein Quartett klang, als wenn Einer
Mit der Axt gewicht'gen Schlägen,
Und drei Weiber, welche sägen,
Ein Klafter Holz verkleiner'!"

Wie eine traurige Ironie des Schicksals erscheint es, daß Becher im letzten Spirituelkonzert (Ende April) einen von ihm komponierten Trauermarsch mit Chor: „Ueber den Gräbern der am 13. März Gefallenen" zur Aufführung brachte, in dessen Schlußstrophe er die österreichische Volkshymne verwebte! Wenige Monate nach dieser patriotischen Gelegenheitsmusik ward der Komponist als Hochverräter hingerichtet. Becher frappierte durch

seine auffallende Erscheinung; eine lange, hagere Gestalt mit einem Shakespearekopf, von dessen hoher, bereits etwas kahler Stirne lange, graublonde Haare bis auf die Schultern fielen. Er war sehr nachlässig gekleidet, nervös-unruhig in seinen Bewegungen und sah infolge seines unregelmäßigen Lebens früh gealtert aus. Becher mochte viel Ähnlichkeit mit dem genialen, unordentlichen und gleichfalls dem Weine ergebenen F. A. Kanne haben, dem besten Wiener Musikkritiker zu Beethovens Zeit. Die Namen Kanne und Becher waren für beide sehr bezeichnend. Wie es geschehen konnte, daß dieser der Politik ganz fernstehende fünfundvierzigjährige Mann sich so weit in das wüste Treiben der extremsten Wiener Revolutionspartei verstricken ließ, ist mir nie ganz klar geworden. Er hat seine nachgiebige Schwäche und Verblendung schwer gebüßt. Dem politischen Fortschritt ist er von gar keinem Nutzen gewesen, für die musikalische Bildung Wiens hätte er gewiß noch lange förderlich gewirkt.

XI.

Die Einnahme Wiens durch die kaiserlichen Truppen am 30. Oktober 1848 nahm zwar einen Alp von den Gemütern der Bevölkerung, legte aber einen anderen, recht andauernden auf dieselben: die Militärherrschaft und unverhüllte Reaktion. Die zahlreichen Hinrichtungen, darunter Robert Blums, Bechers, Dr. Jellineks, Messenhausers, das unausgesetzte Aufspüren „Verdächtiger“, das

oft in Übermut ausbrechende Selbstbewußtsein des Militärs, das alles lastete wie eine schwere, schwarze Decke auf unserem Haupte. Ich erinnere mich eines Balles im Fasching 1849 bei dem früher erwähnten höheren Militärbeamten und musikalischen Fuchsliedvertilger, wo ungefähr die Hälfte der Tänzer aus Offizieren bestand. Kein Wort wurde zwischen uns Civilisten und den Offizieren gewechselt, keiner von uns wollte in der Quadrille einem Offizier vis-à-vis tanzen, oder dessen Soupernachbar sein. Ein Herzenstrost in diesem düsteren, schweren Jahre war mir der Umgang mit einigen lieben alten Freunden aus der Prager Zeit, dem Professor Karl Schiller, dem Historiker Adam Wolf, dem nachmaligen Hofrat und Professor Dr. Wilhelm Wahlberg, vor allem mit Robert Zimmermann, damals Littrows Assistenten auf der Sternwarte. Er schrieb nicht mehr Freiheitsgedichte wie in Prag, sondern eine Abhandlung über Leibniz' Monadenlehre. Wir hatten zusammen zwei nett möblierte Zimmer im vierten Stock eines Hauses in der Wollzeil gemietet, für den Gesamtmonatszins von zehn Gulden! So billig lebte man auch noch damals. Wenn wir an freien Abenden es uns recht gemütlich machen wollten, so ließen wir uns ein bescheidenes Nachtmahl aufs Zimmer bringen — in der Regel ein „Paar Frankfurter" und ein Glas Bier — und waren in trautem Gespräch über Politik, Litteratur und Herzensangelegenheiten seelenvergnügt.

Von den „Errungenschaften" des Jahres 48 war mir die teuerste und jedenfalls die einzige, der man nichts

anhaben konnte, das Freundschaftsbündnis mit Eduard Schön. Er war aus Engelsberg in Österreichisch-Schlesien gebürtig, dem Städtchen, das er sich zum Pseudonym auf seinen Kompositionen gewählt hat. Im Vorzimmer von Professor Hye, bei dem wir uns wegen unseres bevorstehenden Rigorosums Rats erholten, traf ich zum erstenmal mit Schön zusammen, dessen jugendlich blühendes Gesicht mit den treuherzigen Augen schnell alle Sympathien eroberte. Mehr noch als unsere gemeinsamen juridischen Leiden, schloß uns die Liebe zur Musik an einander. Ich ließ ihm nicht Ruhe, bis er einige seiner reizenden Lieder und Männerchöre im „akademischen Gesangverein“ zur Aufführung gebracht und veröffentlicht hatte, wozu er in fast schüchterner Bescheidenheit nur pseudonym sich verstehen wollte. Wir sahen uns oft, und als ich später sein Büreaunachbar im Finanzministerium wurde, waren wir geradezu unzertrennlich. Ich werde später noch von ihm zu erzählen haben; hier drängt es mich nur, den Anfang eines Freundschaftsbündnisses zu notieren, das mich dreißig Jahre lang beglückt hat und in ungestörter Harmonie bis zu Schöns leider frühem Tode dauerte.

XII.

Ein ausgezeichneter Mann, mit dem ich im Jahre 48 und später noch häufig verkehren durfte, war Friedrich Hebbel. Im juridischen Leseverein lernte ich ihn auf seltsame Weise kennen. Ich war einen Augenblick von

meinem Sessel aufgestanden und hatte auf dem Lesetisch einen Kommentar des Strafgesetzbuches offen liegen lassen. Zurückkehrend fand ich Hebbel auf meinem Sitz installiert und vertieft in einen heiklen Paragraph des Kriminalkodex. Ich sah ihm eine Weile zu und sprach ihn endlich an. Sein Interesse an allem, was Verbrechen betrifft, verstand ich sehr wohl, und da ich in seinen Dramen genau Bescheid wußte, war bald ein langes Gespräch im Zuge. Eigentlich ein Monolog Hebbels. Der geistvolle Mann war ein Virtuose des mündlichen Vortrags und schwelgte augenscheinlich im Selbstgenuß dieser Virtuosität. Ich habe kaum jemanden, der stets Eigentümliches, Tiefgedachtes zu sagen wußte, es so formvollendet, so druckreif vortragen hören. Nicht ein Wort hatte er zu korrigieren, nicht ein Interpunktionszeichen fehlte. Es war ein seltener Genuß, Hebbel zuzuhören. In diesem Genuß empfand ich nur eine Eigentümlichkeit Hebbels störend: er kam sprechend dem Angeredeten immer näher und näher, bis diesen der Hauch seines Mundes berührte. Ich wich meistens unmerklich immer mehr zurück, bis ich mit dem Rücken an der Wand lehnte und nicht weiter konnte. Dabei pflegte Hebbel den Kopf langsam, taktmäßig nach rechts und links zu wiegen und mit der rechten Hand zu agieren. Mit seinen wunderbar schönen, blauen Augen schien er dem andern tief ins Innerste zu bohren. Hebbels Gespräch hatte stets etwas Dozierendes, fast Predigendes. Mit einer Zwischenfrage oder Gegenbemerkung durfte man ihn nicht unterbrechen, ohne dazu aufgefordert zu sein.

Er wollte nur Zuhörer, nicht Mitsprecher. Nur die zustimmende Aufmerksamkeit seiner Hörer war ihm wertvoll, nicht deren eigene Meinungen. Ich hatte bei aller Verehrung für Hebbel doch stets die Empfindung, es seien ihm alle Menschen seiner Umgebung eigentlich gleichgültig in ihrem Wohl und Wehe, und nur existierend, als mehr oder minder würdige Gefäße für die Aufnahme seiner Gedanken. Die fascinierende Kraft seiner Rede, seiner Unterhaltung, ließ anfangs jedermann sich gern mit der untergeordneten Rolle bescheiden, zu welcher Hebbel seinen Gast herabdrückte. Aber auf die Länge verträgt selbst der aufrichtigste Verehrer nicht die völlige Anullierung der eigenen Persönlichkeit. Die meisten in Hebbels Hause verkehrenden jüngeren Männer schränkten mit der Zeit ihre Besuche ein und benützten irgend einen nicht zu vermeidenden Zusammenstoß mit Hebbels tyrannischer Laune, um unmerklich auszubleiben. Hebbel strafte dies mit dem Ausspruch: „Wenn die Aepfel reif sind, fallen sie ab.“ In jenem ersten Jahrzehnt von Hebbels Wiener Leben waren Robert Zimmermann und ich sehr gern bei Hebbel gesehen. Erst später kamen Emil Kuh, Debrois, Julius Glaser u. a. an die Reihe. Er lud uns beide häufig in seine Stadtwohnung, im Sommer auch nach Penzing ein, wenn er ein neues Werk aus dem Manuskript einem kleinen Kreise vorlas. So hörten wir ihn „Herodes und Mariamne“, den „Rubin“, den „Diamant“, „Agnes Bernauer“ vorlesen. Sehr stolz waren wir, als eines Morgens Hebbel uns in unserer Studentenwohnung, vier Treppen hoch, aufsuchte und uns einlud, der ersten

Aufführung seines Trauerspiels „Herodes und Mariamne“ im Burgtheater mit ihm beizuwohnen. Zimmermann und ich nahmen nicht ohne Selbstgefühl in Hebbels Parterreloge Platz. Aber es sollte uns teuer zu stehen kommen. Nach dem ersten Akt rührte sich keine Hand; im zweiten erregten einige Stellen ironische Heiterkeit. „Das Stück fällt durch,“ sagte Hebbel mit erzwungener Fassung. Wir suchten ihm zu widersprechen, aber wie es in solchen Fällen geht, klang unsere Einwendung so kleinlaut, daß man den eigenen Unglauben heraushören mußte. „Das Stück fällt durch!“ wiederholte Hebbel mit stärkerer Betonung, und er behielt leider vollständig recht. Die erste Aufführung von „Herodes und Mariamne“, am 19. April 1849, ist auch die letzte geblieben. Es war ein nicht zu beschönigendes Fiasko. Das Sichbedanken und Adieusagen nach einem solchen Mißerfolg gehört zu den gräßlichsten Empfindungen. Sie ist mir tief sitzen geblieben, und ich habe seither nie wieder eine Première an der Seite des Autors durchgemacht.

Von Hebbels aufbrausender Empfindlichkeit machte ich gleich im Anfang unserer Bekanntschaft manche Erfahrung. Im juridischen Leseverein war mir das neueste Heft der „Tübinger Jahrbücher“ zuerst in die Hände gefallen, worin ein großer kritischer Aufsatz von Fr. Vischer über Hebbels „Judith“ und „Maria Magdalena“ stand. Der Aufsatz enthielt neben begründeten Einwürfen, doch auch volle Anerkennung von Hebbels genialer dramatischer Kraft, und mußte, wie mir schien, als das Urteil des bedeutendsten und berühmtesten Aesthe-

tikers, für Hebbel von Wichtigkeit sein. In meiner Unschuld brachte ich Hebbel, der im Nebenzimmer saß, das Heft. Ich kannte noch nicht die ganze Reizbarkeit seines Selbstgefühls, das absolut keinen Tadel vertrug. Nachdem er den Aufsatz gelesen, kam er in zorniger Erregung dicht an mich herangeschritten: „Junger Mann,“ herrschte er mich an, „wenn Sie mir noch einmal eine Wespe ins Gesicht setzen wollen, so werde ich Ihnen dafür ein ganzes Wespennest bringen.“ Sprach's und ließ mich ganz niedergedonnert stehen. Ich hatte eine Kritik von Vischer doch für mehr angesehen, als einen Wespenstich und Hebbels künstlerischen Ernst und Wahrheitsdrang für größer, als seine Eitelkeit.

Später schien er sein barsches Auftreten zu bereuen; er kam nach einer Stunde beruhigt wieder und erklärte mir, daß man einem schaffenden Poeten alles Störende, Verletzende fernhalten müsse. „Goethe,“ beschloß er, „hatte einen eigenen Beamten angestellt, der die Zeitschriften durchsehen und alles beseitigen mußte, was ihn in üble Laune versetzen konnte. Und Goethe hatte recht.“ Zu den Gegenständen seines besonderen Hasses gehörten Julian Schmidt und Gutzkow. Eines Tages betraf mich Hebbel auf der Lektüre einer sensationellen, neuen Flugschrift von Gutzkow, „Deutschland am Vorabend seiner Größe oder seines Falles“. — „Junger Mann!“ fuhr er wieder zornig los, „mit was für Zeug verderben Sie Ihre Zeit? Merken Sie: man muß nur zweierlei Schriften lesen; will ich mich über die Fabrikation von Stiefeln belehren, so lese ich das Werk eines

Schusters, also eines Fachmannes. Alles Übrige nur von den wahrhaft großen, führenden Geistern der Litteratur. Gutzkow ist ein niederträchtiger Bursche!" Man konnte Hebbel manchmal mit der harmlosesten Bemerkung in Harnisch bringen. Nach einer Aufführung von „Judith" äußerte ich: „Wie schön war die Aufführung; wie großartig Ihre Frau im dritten Akt!" — „Im dritten Akt?" entgegnete Hebbel spitzig und gereizt; „im dritten Akt? Ich glaube von einem Ende bis zum andern, von einem Ende bis zum andern!" Und damit ließ er mich stehen. Ein andermal war von Goethe die Rede; meine ungemessene Bewunderung für „Faust" veranlaßte Hebbel zu folgenden Worten: „Goethe ist unser größter Lyriker, bleibt unerreichbar als Lyriker. Als Dramatiker ist er ein Kind gegen mich."

Für Malerei und Plastik hatte Hebbel, wie seine Tagebücher aus Rom beweisen, eigentlich gar kein Interesse; nur eine Kunst war ihm noch gleichgültiger: die Musik. Als ein bekannter Musiker trotzdem eine Äußerung über Beethoven aus ihm herauslocken wollte, erhielt er folgende lakonische Auskunft: „Ich suche Beethoven nicht auf, aber ich weiche ihm auch nicht aus." Daß Hebbel eine durchaus unmusikalische Natur war, konnte ein feines Gehör allenfalls schon aus seinen Gedichten vermuten, in welchen so wenig Wert auf Wohlklang gelegt scheint. Trotzdem hatte Rubinstein die wunderliche Idee, sich einen Operntext bei Hebbel zu bestellen. Hebbel und ein Opernlibretto! Er selbst zauderte eine Weile; dann mochte ihn doch das ganz Neue, Aben=

teuerliche dieser Aufgabe reizen und nicht zuletzt das von Rubinstein angebotene sehr bedeutende Honorar. Also Hebbel schrieb den gewünschten Operntext; Rubinstein, ungeduldig, verschlang gierig das Manuskript, las es dann ruhig noch einmal und noch ruhiger ein drittes Mal und sperrte es schließlich als ganz unmöglich in seinen Schreibtisch ein. Auch die Schönheiten der Natur vermochten Hebbel, dessen Geist nur an psychologischen Problemen Nahrung fand, nicht nachhaltig zu fesseln. Als er ein kleines Landhaus in Gmunden angekauft hatte, war es mit der Freude an dem Besitz bald vorüber. „Ach, wie glücklich müssen Sie sich in dieser herrlichen Landschaft fühlen!" apostrophierte ihn ein Bekannter. „Lassen Sie mich mit dem ewigen Naturgenuß in Frieden," erwiderte Hebbel gereizt, „ich esse keine Maikäfer, ich esse Menschen."

Das Großartige, Geniale in Hebbels Dramen, die Kühnheit der Probleme, der psychologische Scharfblick — das alles erregte meine lebhafteste Bewunderung. Sie konnte aber für die Dauer nicht ungeschmälert bleiben; der Mangel an Schönheitssinn, an naiver Schaffensfreudigkeit bei Hebbel, das Gequälte seiner auf krankhafte psychologische Probleme auslugenden Phantasie ernüchterte mich früher, als ich gedacht hätte. Zu dieser innerlichen Opposition fühlte ich mich noch mehr gereizt durch Hebbels Neigung, in jedem, auch dem mindest bedeutenden seiner Werke, den Gipfel seiner Kunst zu erblicken. Die kleine Erzählung „Die Kuh", die komische Geschichte „Schnock" und ähnliches nannte Hebbel „Kunstwerke, in denen die

höchsten Probleme des Sittlichen gelöst sind, alle Elemente des Tragischen und Komischen in der Form strengster Notwendigkeit vereinigt erscheinen." Sein Gedicht, der „Brahmane", bezeichnete er als seine großartigste Schöpfung, ohne nur von fern zu empfinden, wie nahe an das Komische die Erhabenheit dieses Brahmanen streift, der sich von Ungeziefer auffressen läßt, weil er nicht das Recht habe, irgend ein lebendes Wesen zu tödten. —

Man konnte auf Hebbels Freunde den bekannten Ausspruch des sterbenden Hegel also variieren: „Von allen Freunden Hebbels hat es nur einer bis zu Ende bei ihm ausgehalten — und auch dieser hat es nicht ausgehalten." Dieser eine war Emil Kuh, ein geistreicher und liebenswürdiger Mensch, der mit schrankenloser Begeisterung an Hebbel hing und diesem in einer zweibändigen Biographie ein würdiges Denkmal gesetzt hat. Eines Tages erzählte mir Kuh, er habe sich mit Hebbel überworfen. „Nicht möglich!" rief ich ungläubig aus; „wie konnte das nur kommen?" Kuh war durch mehrere Jahre, jeden Abend zur bestimmten Stunde, zu Hebbel gekommen, der sich an ihn gewöhnt hatte und alles mögliche mit ihm besprach, oder richtiger ihm vorsprach. Er war Hebbel schließlich unentbehrlich geworden. Da geschah es, daß Emil Kuh sich verlobte und es ganz natürlich fand, hin und wieder auch einen Abend bei seiner Braut zuzubringen. Hebbel fand dies aber keineswegs natürlich. Er verlangte unbedingte und ausschließliche Hingebung. „Entweder Sie kommen täglich

zu mir wie bisher oder gar nicht!" So schwer es dem guten Emil fallen mochte, er wählte schließlich das „gar nicht". Der auch in der Freundschaft autokratische Hebbel war denn doch zu weit gegangen. Erst auf dem Sterbebette ließ er Kuh zu sich kommen, um nicht unversöhnt mit diesem, seinem treuesten Anhänger aus dem Leben zu scheiden.

XIII.

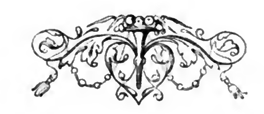
Ich hatte im Jahre 1849 mit großem Fleiße nachgeholt, was durch den politischen Sturm des Jahres 48 zurückgedrängt worden war. Das Winterhalbjahr gehörte der Hofkammerprokuratur, deren jüngster Konzeptspraktikant ich geworden, das Sommersemester der Kriminalpraxis im Landesgericht. Drei juridische Rigorosen und die Richteramtsprüfung waren „mit Auszeichnung" abgelegt. Ich war nun Doktor der Rechte und geprüfter Richter — welche Opfer an Zeit, Anstrengung und Geld hat es bedurft, um diese Würden zu erreichen, die für meinen späteren Beruf von gar keinem Nutzen waren! Sich in einer Wissenschaft und deren praktischer Anwendung heimisch gemacht, überhaupt ernsthafte Kenntnisse erworben zu haben, darf uns niemals reuen. Nur der Gedanke schmerzt mich, daß es mir nicht vergönnt gewesen, die Zeit und Mühe, die mich das Studium der Rechte gekostet, auf mein Lieblingsfach, die Musik zu verwenden.

Und dennoch — mittelbar, auf weitem Umweg, hat mich die Beamtenkarrière schließlich zu dem ersehnten

Ziel, der Musikprofessur, geführt. Denn nur als Beamter des Unterrichtsministeriums unter Leo Thun, der meine musikalischen Bestrebungen wohlwollend beurteilte, vermochte ich mir allmählich den Weg zu bahnen zu meiner jetzigen Stellung. Die Mauer, die mich für immer von meinem Ziele abzusperren schien, ward mir zur Brücke. Das konnte ich damals, im Jahre 49, freilich noch nicht hoffen. Ich war einmal in den Staatsdienst getreten und mußte trachten, darin vorwärts zu kommen, durfte nicht murren, wenn die ersten Konsequenzen dieses Berufs mich schmerzlich drückten. Und das thaten sie in hohem Grade. Da viele der tüchtigsten Fiskalbeamten zu den neu errichteten Staatsanwaltschaften übertraten, entstand plötzlich bei den Fiskalämtern in der Provinz ein Mangel an Arbeitskräften. Es ergingen Notrufe nach Wien um rasche Aushülfe. Unter den Konzeptspraktikanten der Hofkammerprokuratur, die als Aushülfsreferenten in die Provinz abgesandt wurden, war ich einer der jüngsten und unerfahrensten. Ich wurde dem Fiskalamt in Klagenfurt zugeteilt und bezog für die Dauer meiner dortigen Verwendung eine Remuneration (nicht „Gehalt") von 50 Gulden monatlich. Diese Summe schien mir zwar an sich recht ansehnlich; aber sie hätte, auch zehnmal größer, mich nicht mit meiner neuen Bestimmung zu versöhnen vermocht. In Wien ließ ich ja alles zurück, was mir lieb war, mir das Leben verschönte: meine Verwandten, meine Freunde, musikalische Genüsse und wissenschaftliche Bildungsmittel, eine Atmosphäre edelster Geselligkeit! Obendrein hatte

ich hier als Musikkritiker der „Wiener Zeitung“ eine Nebenbeschäftigung, die mir lieber und wichtiger war, als mein offizieller Beruf. Mein Name hatte eben begonnen, in den musikalischen Kreisen bekannt zu werden — und alles sollte ich plötzlich verlassen, um als Beamter und nur als Beamter in einer entlegenen Provinzialstadt, Gott weiß wie lange, zu vegetieren! Im Februar 1850 nahm ich schmerzlich bewegt Abschied von den Freunden, von der Musik, Abschied von Wien, Abschied von einem geliebten Mädchen, dessen Hand ich durch ein baldiges Avancement zu erringen hoffte.

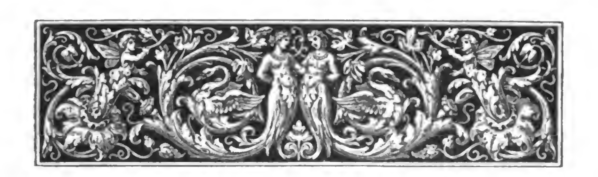
Es ist alles ganz anders gekommen.



Drittes Buch.

Intermezzo.

Klagenfurt 1850—1852.



Es war ein trauriger, naßkalter, nebliger Februarmorgen, als ich in Klagenfurt, meinem amtlichen Bestimmungsort, eintraf. Zwei Tage lang währte die Reise, denn von Wien reichte die Eisenbahn nur bis Marburg in Steiermark, von da ging's mit der Postkutsche, meist der Drau entlang, nach Kärnten. Klagenfurt, jetzt so häufig besucht und gepriesen, hatte damals, aus Mangel einer Eisenbahn, fast keinen Zusammenhang mit der übrigen Welt. Es war in allem, was Komfort, Bildungsmittel, künstlerische Anregung betrifft, eine zurückgebliebene Provinzialstadt. Sie kam mir manchmal vor wie eine Insel inmitten des bewegten Meeres der Civilisation. Dazu die leblose Stille, die nur an den Sonntagabenden von dem Gesang italienischer Arbeiter auf den Straßen, oder dem Lärm zechender Bauern aus den Wirtshäusern unterbrochen wurde. Schlechtes Pflaster in der Stadt, gar keines in den Vorstädten. Die Straßenbeleuchtung so kümmerlich, daß während der Frühjahrsnebel ein Gang in die Vorstadt lebensgefährlich wurde.

Auch die Treppen der meisten Privathäuser waren nicht beleuchtet, so daß man zu Abendbesuchen stets Wachslichtchen mitnahm, um heil hinauf zu gelangen. Kein Orchester, keine Konzerte, ich darf wohl auch sagen: kein Theater, denn die klägliche Wandertruppe, die drei Wintermonde hindurch in einem kleinen, verwahrlosten Gebäude spielte, verdiente kaum diesen Namen. Die Mängel und Übelstände der kleinen Stadt hatte ich in vierundzwanzig Stunden weg; ihre Schönheit, die herrliche Alpengegend, die mir später zu Freude und Trost gedieh, verdeckte der Nebel und Regen dieses unholden Wintermonats. Ja, mein Eintritt in Klagenfurt war traurig, und trauriger noch als die Außenwelt mein Inneres!

Ich meldete mich in meiner Eigenschaft als neuer „Aushülfsreferent“ bei dem Vorstande des Fiskalamts, einem bissigen, alten Finanzrat, vor dem ich jetzt noch erschrecke, wenn er mir im Traum erscheint. Ein untersetzter Sechziger mit glühend rotem Gesicht, in welchem zwei stechende grüne Äuglein lauerten; auf dem Kopf eine schlecht sitzende braune Perrücke. Über gelben Nankingbeinkleidern trug der Unhold eine grasgrüne Weste mit Metallknöpfen! Nun wußte ich alles, was mir bevorstand. Es war ein Slave, ein Krainer, wie ich gleich aus seinem Accent entnahm, also kein Freund der Deutschen. Zwischen Kärnten und Krain herrscht, wie zwischen Spanien und Portugal, eine gewisse Antipathie der Nachbarschaft; die Deutschen, der überwiegende Volksstamm in Kärnten, mögen die „Windischen“ nicht und umgekehrt. Mein „Amtsvorstand“ war ein eingefleischter Bureaukrat alten

Schlages und dem „Staatshämorrhoidarius" in den Fliegenden Blättern aus dem Gesicht geschnitten. Er hatte nur Gefühl und Interesse für die alten Hofdekrete, das Alpha und Omega seiner Jurisprudenz. Mit Ungeduld wartete er auf das Eintreffen des neuen Aushülfsreferenten, da sein bester Konzipient zur Staatsanwaltschaft übergegangen war. Eine Menge der schwierigsten Arbeiten hatte er schon für mich aufgestapelt. Unter anderem sollte ich gleich die Einrede auf eine umfangreiche Erbschaftsklage verfassen, die den Nachlaß eines längst verstorbenen Fürstbischofs betraf. Dieser überaus verwickelte Prozeß reichte in die Zeiten der französischen Occupation zurück und war auf Grund des Code Napoléon zu bearbeiten. Mein in Fiskalprozessen ergrauter Chef hatte diese Arbeit als unappetitlich Jahre lang liegen lassen; nun wurde sie mir, dem unerfahrenen Neuling zugemutet. Ich erwähne dieses bureaukratische Detail, um zu beweisen, daß meine Verzweiflung nicht unbegründet war. Andererseits konnte ich es dem Mann mit der grasgrünen Weste nicht verdenken, wenn er sich höchst unzufrieden gebärdete über die neue Acquisition. Nur der Wiener Hofkammer mußten wir beide grollen, daß sie einem „blutigen Anfänger", wie es im Theaterjargon heißt, Lasten auflud, welche einen erprobten, starken Rücken erheischten. Gewiß war das nicht angenehm für den Amtsvorstand. Aber ein humaner und einsichtsvoller Chef hätte meine noch weit unangenehmere Stellung gewiß dadurch erleichtert, daß er mir für den Anfang ein wenig helfend und ratend an die Hand ging. War ich

doch jederzeit für Belehrung empfänglich und dankbar, auch nicht ungeschickt. Allein mein Höllenrichter empfand offenbar eine Wonne, mich, so oft ich ihn um Rat und Aufklärung ersuchte, mit den Worten abzuschütteln: „Das müssen Sie wissen, Herr Doctor, Sie sind ja Aushülfs-referent.“ Eines Tages schiebt er mir ein Bündel Akten zu: „Gehen Sie zur Tagsatzung auf das Landesgericht!“ Nun wußte ich wohl aus der Gerichtsordnung, was eine Tagsatzung ist, hatte aber nie im Leben eine gesehen, nie bei Gericht interveniert. Es war nicht meine Schuld. Er aber wollte meine offene Erklärung nicht hören; ich mußte zur Tagsatzung, wo ein wildfremder Advokat mich schnell in die nötigen Förmlichkeiten einweihte. Einmal wollte der edle Krainer mich zu einer Verhandlung mit slovenischen Bauern entsenden; es war nämlich durch die Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph ein lehens-rechtlicher „Herrenfall“ eingetreten, und die Vasallen wurden zur Erfüllung ihrer, meistens in Naturalien be-stehenden Lehenspflicht aufgerufen. Die slovenischen Bauern in Kärnten hatten natürlich keinen Begriff davon, und ich war der letzte, sie in ihrer Sprache darüber aufzuklären. Diesmal mußte also doch mein Peiniger selbst gehen. So denke ich denn an meine erste Klagen-furter Zeit als an eine der trübseligsten meines Lebens. Nicht bloß weil ich hier weit von allem, was mich liebte, freute und erhob, rettungslos festgenagelt war, sondern obendrein just an eine Stelle, die ich mit bestem Willen nicht auszufüllen vermochte.

Das Fiskalamt war mit verschiedenen anderen

Ämtern in der „alten Burg“ untergebracht, einem massiven, düsteren Gebäude mit dicken Mauern und ausgetretenen steinernen Treppen. Die Fenster meines Bureaus gingen auf einen ziemlich geräumigen, mit Bäumen bepflanzten Hof. Da pflegten sich nachmittags die Kinder aus der angrenzenden Volksschule spielend zu tummeln. Wie oft trat ich für einen Augenblick ans Fenster und schaute auf den fröhlichen Übermut dieser kleinen Welt, von dem ich so gern etwas für meinen Arbeitstisch aufgefangen hätte! Nach dem Bureau pilgerte ich dann in das sogenannte Kasino, einen dumpfigen Lesesaal, wo die Wiener Zeitungen auflagen; das heißt jene wenigen, die sich nicht zwischen den Fäusten, Armen oder Knieen lesewütiger pensionierter Offiziere eingeklemmt befanden. Klagenfurt war damals das Eldorado invalider Heldengreise vom Feldmarschalllieutenant abwärts, sowie Graz das „Pensionopolis“ der Generalität.

Meine fiskalamtlichen Leiden sollten nicht die einzigen bleiben. Ich erkrankte und lag an die drei Wochen zu Bett, ohne eine befreundete Seele, die sich um mich gekümmert hätte — bloß mit den Akten, die man mir zur Bearbeitung ins Haus zu schicken so gütig war. Der Arzt, der mich behandelte — ein in der Stadt sehr angesehener, tüchtiger Homöopath — war ein sonderbarer Kauz. Wie so manche dicke Riesen hatte auch Dr. H. ein überaus weiches, sentimentales Gemüt. Wenn er sich an meinem Bett von mir verabschiedete, sah er mich lange wehmütig an, that einen schrecklichen tiefen Seufzer und sprach: „Gott gebe Glück und Segen!“

Diese Abschiedsworte sagte er langsam, bedeutungsvoll, in einem so trostlos schmerzlichen Ton, daß ich überzeugt war, mit „Glück und Segen" sei es für immer vorbei. Ich habe in meinem von Krankheiten nicht verschonten Leben Ärzte kennen gelernt, die schon durch ihr bloßes Erscheinen dem Kranken Mut einflößten; ihre Miene, der Ton ihrer Stimme wirkte wie halbe Genesung. Diese sind die größten Wohlthäter der Menschen. Auf meinem Klagenfurter Krankenlager mußte ich jetzt auch die gegenteilige Erfahrung machen: wie sehr ein mutloser, weichherziger Arzt bei aller Geschicklichkeit die Genesung seines Patienten auf psychologischem Wege verzögern könne.

Noch während meiner Krankheit traf mich ein neuer, unerwarteter Schlag. Der Vater meiner Braut, der nur sehr widerwillig meiner Werbung zugestimmt hatte, schrieb mir aus Wien, er habe in Erfahrung gebracht, daß ich nicht so bald auf ein ausreichendes Avancement hoffen könne, weshalb er unser Bündnis unwiderruflich löse. Offenbar hatte er, mir von Anfang an abgeneigt, nur auf meine Abreise gewartet, um den Schlag zu führen. Ich war davon in tiefster Seele verwundet, und meinen Schmerz erreichte an Heftigkeit nur der Haß gegen den tyrannischen Vater. Jetzt weiß ich freilich, daß der Mann ganz recht gehabt. Es dauerte thatsächlich zehn Jahre, bevor ich zu einer Stellung gelangte, die, zusammengenommen mit der bescheidenen Mitgift meiner Braut, einen halbwegs anständigen Haushalt ermöglicht hätte. Also zehn Jahre trübseligster Arbeit, unausgesetzter Seelenqual, aufreibenden Kampfes gegen eigene

und fremde Vorwürfe! — Und dann am ersehnten Ziele angelangt? Eine ärmliche Existenz, wachsende Familiensorgen und die stumme Klage einer Frau, die, mit mir in gleichem Alter, sich um ihre schönsten Jahre getäuscht sieht. Ich war diese Verlobung mit größter Unbesonnenheit eingegangen, unter dem Zauber goldener Jugendeindrücke. In Prag hatten wir als Kinder miteinander gespielt, „Mann und Frau“ gespielt. Als ich das Mädchen zwölf Jahre später in Wien wieder sah, erwachten plötzlich jene Kindheitsspiele in meinem Herzen. Auf einem Hausball bei meiner Tante schlug ich ihr vor, wir möchten uns für die Dauer des Kotillons wieder „Du“ nennen, wie einstens. Der romantische alte Adam war aus mir niemals auszutreiben. Als Prager Jugendfreund kam ich sehr häufig in das Haus; das heimliche „Du“ wurde fortgesetzt; wir hatten uns sehr lieb und fanden es, als meine Abreise nahte, ganz ausgemacht, daß wir ohne einander nicht leben könnten. Der Brief ihres Vaters, der mir auch unbarmherzig alle die kleinen Andenken, die ich ihr geschenkt, zurückschickte, hat diesen Wahn zerstört. Was ich als höchstes Glück ersehnte, es wäre bei der weichen Empfindlichkeit meines Charakters das Unglück meines Lebens geworden.

Wie oft hängen wir uns leidenschaftlich an einen Wunsch, für dessen Nichterfüllung wir später Gott danken müssen! Auf einer kleinen Insel im Veldeser See (Krain) steht ein Wallfahrtskirchlein, von dessen Turme der Glockenstrang in das Innere der Kirche herabhängt. Es herrscht der fromme Glaube, daß, wer diese Glocke läutet, auf die Erfüllung des Wunsches hoffen darf, den

er dabei im stillen ausspricht. Bei einem Ausflug nach Veldes mit Klagenfurter Freunden habe ich ein paar Jahre später auch einmal dieses Wunschglöcklein gezogen. Es wäre mein Verderben geworden, hätte ich das vermeintliche Glück wirklich auf mein Haupt herabgeläutet. Das mußte ich mir bald nachher selbst gestehen. Was ich mir damals, den Glockenstrang in Händen, vom Himmel erbeten habe, weiß ich jetzt nicht mehr genau. Jedenfalls etwas sehr Dummes.

Als ich ein Jahr nach meiner Vertreibung aus dem Paradies in Wien meinem Ex-Schwiegerpapa auf der Straße begegnete, meinte Freund Schön: was ich dem Tyrannen wohl hätte mit Lust anthun mögen? „Ich hätte ihm gern dankend die Hand gedrückt," antwortete ich wahrheitsgetreu. Aber die klare Einsicht, daß das Schicksal es besser mit uns gemeint als wir selbst, die haben wir nicht augenblicklich. Ein Stich ins Herz thut lange weh, wenn auch die Zeit ihn allmählich heilt. Es kamen Monate der düstersten Stimmung über mich; menschenscheu und leidensmüde suchte ich weder, noch fand ich Ansprache oder Aufheiterung. Die Stunden, welche der gräßliche Bureaudienst mir gönnte, teilte ich zwischen der Musik und dem Studium von Vischers Ästhetik, deren zwei erste Bände mein guter Vater mir zum Trost in mein Exil geschickt hatte. Ich verbrachte die Abende am Klavier und spielte mit unersättlichem Eifer Schumann, der so trefflich zu meiner Stimmung paßte. Oder legte, statt der Noten, das Porträt meiner Geliebten aufs Pult und phantasierte dazu.

Da kam endlich der Frühling, der göttliche Tröster.

Nach allen Seiten durchstreifte ich die so reizvolle nächste Umgebung der Stadt. „Im Thale grünet Hoffnungsglück.“ Mit diesem Wunder von vier Worten hat mir Goethe Balsam aufs Herz gelegt. Das Leid bröckelte allmählich von mir ab. O wunderbare Heilkraft der Jugend! Goethe erzählt in einem Brief an Frau von Stein, man habe ihm, der bereits schlafend im Bett gelegen, die Nachricht gebracht, seine Lili sei Braut. „Kehre mich um, und schlafe fort.“ Ähnlich ist es mir, etwa ein Jahr nach jener gewaltsamen Trennung, ergangen. Auf einem Ausflug nach Tirol fuhr ich an einem herrlichen Sommermorgen in leichtem Wägelchen über den Paß Finstermünz. „Frei wie ein Gott und aller Not entladen“ fühlte ich mich so glücklich, daß ich laut vor mich hin sang. Da fiel mir plötzlich ein, daß heute in Wien die Vermählung meiner einstigen Verlobten mit einem Generalstabs-Offizier stattfinde. Ich wünschte ihr im stillen Glück dazu, und mir auch, und sang mein Liedchen fröhlich weiter.

An dem Punkte, wo ich meine Erzählung verlassen, war ich aber noch lange nicht so weit. Es ging mir recht miserabel. Da kam mir von außen eine unverhoffte Überraschung, ein Gruß aus der Heimat, der mich dem Leben wieder näher brachte. Hofrat Vesque von Püttlingen (als Komponist J. Hoven genannt) besuchte mich auf dem Wege nach Gastein und blieb zwei Tage in Klagenfurt. Es war mein erster angenehmer Augenblick im Bureau, als der liebenswürdige, geistreiche Mann, der mir stets besonders wohlwollte, unvermutet da eintrat. Ein Hofrat aus dem Ministerium des Aus-

wärtigen und Ritter so vieler hoher Orden! — Das kupferige Gesicht meines Amtstyrannen nahm einen ganz neuen, weichen und süßschmunzelnden Ausdruck an. Es sollte noch besser kommen. Ich brachte mit Vesque den Abend beim Statthalter, Baron Schloißnigg, zu, seinem intimen Freunde und Schulkollegen. Da äußerte Vesque den Wunsch, ich möchte ihn auf der Fußwanderung über den Malnitzer Tauern nach Gastein begleiten. Ich wendete die sichere Opposition meines Amtschefs ein; der Statthalter versprach aber zu helfen. Am anderen Morgen kam Vesque in mein Bureau und erbat mir einen dreitägigen Urlaub. Als der Cerberus die erdenklichsten Schwierigkeiten machte, überreichte ich ihm ein Briefchen des Statthalters, welcher das gleiche Verlangen stellte. Da war keine Weigerung mehr möglich. Nun war es köstlich anzusehen, wie in dem Mann der schwer verhaltene Zorn, mich nicht zurückhalten zu dürfen, mit den Regungen einer sklavischen Unterwürfigkeit kämpfte. Es schien ihm politisch, recht gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Eine mütterliche Zärtlichkeit für mich überkam ihn plötzlich: „Geben Sie nur acht, Herr Doktor, daß Sie sich nicht erkälten! Herr Doktor, vergessen Sie ja nicht einen warmen Plaid mitzunehmen!“ Die ganze Natur eines slovenischen Amtsdrachen kam da zum Vorschein. Mir aber blühten drei köstliche Tage.

Wir fuhren eine Strecke mit dem Statthalter in dessen Wagen, dann mit der Post bis an den Fuß des Malnitzer Tauern. Vesque bestieg ein Maultier, ich ging fröhlich neben ihm her. An einem schroffen Abhang wurde dem Reiter angst. „Fürchten's Ihnen nit,“

rief ihm der Führer zu, „der Muli ist gescheidter als ein Mensch.“ In ununterbrochen fließendem, anregendem Gespräch über Kunst, Litteratur, Politik, einem Gespräch, wie ich es seit Wien nicht genossen, gelangten wir den Berg hinab, durch das herrliche Naßthal, nach Wildbad Gastein. Hier ward mir noch die Freude, den Dichter Julius Mosen kennen zu lernen. Er bewohnte ein Parterrezimmer in ein und demselben Hause mit Vesque. Ich faßte Mut und klopfte an seine Thüre. Da bot sich mir ein trauriger Anblick. Der unglückliche Dichter lag vollständig gelähmt in einem Krankenstuhl, an welchem ein kleines Tischchen befestigt war. Vor ihm stand seine Frau, eine sanfte Dame, mit einer großen Kaffeetasse in der Hand, aus welcher sie den Kranken wie ein kleines Kind fütterte. Der Arme, damals kaum fünfzig Jahre alt, war seit mehreren Jahren gelähmt und hatte die weite beschwerliche Reise von Oldenburg unternommen, in der Hoffnung auf die Heilkraft Gasteins. Es freute ihn, von mir zu hören, daß wir schon als Prager Gymnasiasten seine Gedichte rezitierten, von denen insbesondere zwei: „Die letzten Zehn vom vierten Regiment“ und „Andreas Hofer“ („Zu Mantua in Banden“) in ganz Österreich populär waren. Seine breiten, nicht schönen Züge verklärte ein wundervoller Ausdruck von Geist und Wohlwollen. Mosen sprach lebhaft und fragte voll Anteil nach den politischen Zuständen in Österreich. Davon war freilich wenig Gutes zu melden; die Reaktion entfaltete eben unter dem Einfluß Alexander Bachs und der Jesuiten ihre volle Blüte. „Lesen Sie Macaulays Geschichte der englischen Revolution!“ rief

mir Mosen zu, „daraus werden Sie und die österreichische Jugend lernen, wie lange und ausdauernd ein Volk um seine Freiheit kämpfen muß!“ Ich empfahl mich nach einem fruchtbaren Gespräche von dem Dichter und seinem guten Engel, der ihn zärtlich pflegenden Gattin. Sein Hoffen auf Genesung erwies sich leider als trügerisch; noch zehn Jahre lang lag auch er „in Banden“, kaum leichter drückenden als jene des Andreas Hofer. Erst der Tod hat den edlen Mann im Jahre 1863 daraus befreit.

Am nächsten Morgen nahm ich dankbaren Herzens Abschied von meinem lieben Reisegefährten und trat — wieder zu Fuß über den Tauern — den Rückweg nach Klagenfurt an. Das freundliche Lächeln war aus dem Antlitz des roten Tyrannen verschwunden — für immer verschwunden. Hingegen erwies sich durch Vesque mein Verhältnis zum kaiserlichen Statthalter auf die angenehmste Weise gefestigt. Baron Schloißnigg, ein liebenswürdiger und liberaler Mann, war ein großer Musikfreund und liebte es, mit mir vierhändig zu spielen. Freilich büßte er dieses Vergnügen mit Strömen von Schweiß, da ich ihm durchaus nicht gestatten konnte, die Ouverture zu „Zampa“ oder zur „Stummen von Portici“ in dem ihm bequemen tempo giusto zu spielen. Aber nicht bloß im Hause des Statthalters, sondern in der gesamten guten Gesellschaft von Klagenfurt verhalf mir die Musik bald zu einer angenehmen, bevorzugten Stellung. Ich war der Liszt von Klagenfurt. Darauf brauchte ich mir nicht viel einzubilden, that es auch nicht. Es freute mich aber, mit meinem bischen Musik eine Lücke ausfüllen und anderen Vergnügen machen zu

können. Mehrere junge Damen aus den besten Familien sangen recht hübsch und ließen sich gern von mir accompagnieren. Überhaupt herrschte eine lebhafte Vorliebe für Musik in diesen Kreisen. Baron Edmund Herbert ließ nach meiner Angabe eine schwere Menge vierhändiger Musik aus Wien kommen; er kam ungefähr dem Statthalter gleich im guten Willen und — Transpirieren. Im Viktringer Schloß, einem ehemaligen weitläufigen Kloster, wohnte die liebenswürdige, fein gebildete Familie von Moro; bei ihr und der ihr verschwägerten Familie von Rainer wurde lebhaft musiziert. Die jungen Herren dieser beiden, unter den Patriziern von Klagenfurt obenan stehenden Familien sangen im Quartett sehr hübsch kärtnerische Volkslieder. Eine Auswahl dieser ungemein charakteristischen, naiv anmutigen Volkslieder hat Herbert unter meiner Mitwirkung herausgegeben.

Eine der interessantesten musikalischen Persönlichkeiten war Graf Ferdinand Egger, Besitzer der Herrschaft Lipitzbach, ein alter Herr mit weißen Haaren, stets sehr elegant gekleidet und von den feinsten aristokratischen Manieren des ancien régime. Mit seiner stark verwitterten Baritonstimme, welche durch ihre meisterhafte Schulung noch immer Freude machte, wußte er Loewesche Balladen geistvoll und wirksam zu interpretieren. Ebenso anziehend war sein Vortrag italienischer Buffoarien und französischer Romanzen. Er pflegte sich nur kurze Zeit in Klagenfurt aufzuhalten, war viel auf Reisen und im Sommer auf seiner Herrschaft Lipitzbach. Dort besuchte ich ihn einmal mit Edmund Herbert; wir beide natürlich in bequemem Sommeranzug. Wir waren die ein-

zigen Gäste — als man aber zu Tische ging, erschien der alte Graf in Frack, weißer Kravatte und ausgeschnittenen Schuhen, seine Gemahlin Nothburga — ein winziges, hageres Frauchen — dekolletiert, mit Handschuhen bis an den Ellenbogen. Auch auf dem Dorfe hielt er fest an seinen Kavalierstraditionen. Cavalleria rusticana. Hingegen nahm er nicht den mindesten Anstand, in den Konzerten, die man zeitweilig zu wohlthätigen Zwecken in Klagenfurt zu stande brachte, öffentlich aufzutreten. Graf und Gräfin Egger waren vortreffliche Menschen und bleiben unvergessene Wohlthäter der ganzen Gegend.

In einer Stadt, die kein Orchester, keine Virtuosen, keine Sänger von Fach besitzt, darf sich eben niemand ausschließen, alles muß mitthun und thut gern mit. Der musikalische Dilettantismus, in großen Residenzen meist ein unnötiges Übel, ist auf dem Lande eine notwendige Wohlthat. Einstens hat er auch in den Hauptstädten unserer Kultur Erfreuliches, ja Großes geschaffen; man denke nur an Wien, das zu Haydns und Mozarts Zeiten keine Orchester- und Chorkonzerte gehabt hätte ohne die überwiegende, ja entscheidende Mitwirkung der Dilettanten. Ich selbst habe noch kurz vor dem Jahre 48 „Spirituel-Konzerte“ und Konzerte der „Gesellschaft der Musikfreunde“ in Wien gehört, die von Dilettanten geleitet und größtenteils von Dilettanten ausgeführt wurden. Indem die Liebhaber durch ihre eifrige Thätigkeit den Geschmack an guter Musik und das Bedürfnis danach popularisierten, in immer weitere Kreise leiteten, haben sie das Anwachsen und den Zusammenhalt von Fachmusikern gefördert und

so — mehr oder minder unwillkürlich — dahin gewirkt, sich selbst überflüssig zu machen. Welche Langeweile, wenn uns heute in einem Wiener Salon Dilettanten ein Trio oder Klavierquartett mangelhaft vorspielen, das wir tags zuvor von Künstlern vortrefflich gehört! Anders in der kleinen Stadt. Da gäbe es gar keine Musik, wollten nicht die Liebhaber, ihre Scheu überwindend, damit hervortreten. Ob da etwelche Passagen etwas holperig und ungleich herauskommen — daran liegt gar nichts. Zu meiner Zeit besaß Klagenfurt keinen Singverein, nicht einmal eine Liedertafel. Da brachte denn, wenn ein Konzert in Sicht war, der wackere Kaspar Harm, ein längst invalider Sänger und einziger Musiklehrer in Klagenfurt, aus den Töchtern und Söhnen der besten Familien einen kleinen Chor zusammen, exerzierte ihn ein, und die ganze Stadt freute sich über diese vielstimmige neue Ausschmückung des Programms. Wie erwähnt, wurden auch die Solonummern durchweg von Dilettanten ausgeführt. Daß ich selber darunter war und mein Scherflein zu einem Armenkonzert mit einer selbstkomponierten Phantasie über kärntnerische Volkslieder beisteuerte, brachte mich um den letzten Rest von Achtung, den ich vielleicht bei meinem Amtschef noch genoß. In seinen Augen war ich fortan ein verlorener Mensch, ein räudiges Schaf in der bureaukratischen Herde.

Es gab noch ein zweites der Art, zum Glück unter einem minder grausamen Hirten. Der Landgerichtsadjunkt Franz Ruckgaber glänzte in unserem Dilettantenkreis als Violinspieler; er war gleich mir ohne jedweden Rivalen, also der Vieuxtemps von Klagenfurt.

Wir beide wurden den musikalischen Familien und bald auch einander unentbehrlich. Aus Ruckgabers technisch ungepflegtem Spiel sprach eine eminent musikalische Natur. Was er vortrug, war erwärmt von echter Empfindung, angeglüht von der ewigen Lampe der Begeisterung. Mit aufrichtiger Bescheidenheit wehrte er sich gegen jedes technisch schwierigere Stück, aber die meisten Duos von Beethoven und Schubert, auch die F-moll-Sonate von Mendelssohn (unser Lieblingsstück) spielten wir recht gut. Wie er beim Spielen seinen schönen dunklen Kopf so zurücklehnte und seine großen braunen Augen vor Wonne glänzten, da erinnerte er mich an Robert Heckmann, den begeisterten Primgeiger des „Kölner Quartetts". Offenbar war Ruckgaber für ein Orchester oder ein Quartett geboren, durch eine schadenfrohe Fee aber heimlich ins Landgericht verschleppt worden. Er hat es dort auch nicht weit gebracht. Verstimmt und nervös am Aktenstück, blühte er förmlich auf, wenn es ans Musizieren ging. Im Sommer hatten wir fast für jeden Sonntag einen Ausflug für den ganzen Tag vorbereitet. Da hielt Ruckgaber früh mit einem Wägelchen, worin schon sein Geigenkasten und die Notenmappe lag, vor meiner Wohnung, und wir fuhren seelenvergnügt in die schöne Landschaft hinaus nach Völkermarkt, St. Veit oder sonst wohin, wo man uns freundlich aufnahm und bewirtete. War doch der „Geigenfranzi" wie Papageno bekannt im ganzen Land. Auch im Winter unternahmen wir manchmal solche Fahrten. Wie herrlich glitt der Schlitten über den silbernen sonnbeglänzten Schnee, wie glitzerten die Bäume im Reinfrost! Die Schönheit des Winters

habe ich erst in Kärnten kennen gelernt. In großen Städten hat man keine Ahnung davon. Wo wir hinkamen, erwartete uns ein bequemes Fremdenzimmer; wir brauchten uns die Freude am Musizieren nicht durch den Gedanken an eine nächtliche Heimfahrt stören zu lassen. Erst am anderen Morgen fuhr unser offenes Wägelchen wieder vor. Es brachte uns leider direkt ans Thor unseres Zwing-Uri. Immerhin — den Sonntag wenigstens hat man uns nicht nehmen können.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ich immer mehr in die Strömung der Geselligkeit geriet; bildeten doch alle besseren Häuser der Stadt gleichsam Eine Familie. Ungefähr denselben Gästen, die man in einem Salon fand, begegnete man auch in den andern. Das gab dem Verkehr etwas Unbefangenes, Gemütliches, das wohlthuend von dem steifen, kalten Luxus großstädtischer Soiréen abstach. Zweier interessanter Erscheinungen, die ich bei den befreundeten Familien häufig traf, muß ich da gedenken. Die eine war eine historische Berühmtheit: der ungarische Insurgentengeneral Arthur von Görgei. Er war nach der Waffenstreckung bei Világos nach Klagenfurt interniert worden. Ich erinnere mich noch aus meiner Prager Studentenzeit, Görgei als jungen Mann gesehen zu haben, als er bei Professor Redtenbacher Chemie studierte. Man erzählte sich in Prag von seiner Heirat folgende Geschichte, deren Wahrheit ich freilich nicht verbürgen kann. Görgei hielt in einem vornehmen Bürgerhause um die Hand der einzigen Tochter an. Er bekommt von ihr einen Korb. Ohne ein Wort zu verlieren, geht er in das anstoßende Zimmer zu der Gou-

vernante, macht ihr einen Antrag und heiratet sie. Er war ein Mann der raschen, kaltblütigen Entschlüsse. Diese Heirat „par dépit“ scheint übrigens besser ausgefallen zu sein, als sie es verdiente; ich habe Görgei in Klagenfurt stets im besten Einvernehmen mit seiner Frau und seinem anmutigen Töchterlein Bertha gesehen. Der politische Sturm des Jahres 48 führte Görgei, den ehemaligen Lieutenant, rasch von Prag hinweg in seine ungarische Heimat, wo er sich bekanntlich als General nicht blos durch beispiellosen persönlichen Mut, sondern auch durch eminentes, strategisches Talent ausgezeichnet hat. Weshalb er vor den Russen bei Világos die Waffen gestreckt? „Weil ich,“ antwortete er mir, „mit mathematischer Gewißheit erkannte, daß wir in regelrechtem Kampf uns nicht länger hätten halten können. Als Guerillabanden durchs Land streifen, — das wollte ich nicht! Den Russen aber, nicht den nach unserem Blut lechzenden Österreichern, ergab ich mich, weil ich von jenen mit Sicherheit eine mildere Behandlung der Insurrektionsarmee erwarten durfte.“ Daß er allein begnadigt, die übrigen Führer hingegen in Arad durch Henkershand sterben würden, das habe er nicht geahnt, und das allein brannte als nimmer heilende Wunde auf seiner Seele.

Görgei ging nicht müßig, er suchte praktische Thätigkeit und fand sie. Der Soldat war untergegangen, nun tauchte wieder der Chemiker an die Oberfläche. Wo es ein Fabriketablissement einzurichten oder zu verbessern gab, suchte man Görgeis Rat und Mitwirkung. In der berühmten Moroschen Tuchfabrik zu Viktring wirkte er unermüdlich; er galt fast für einen Beamten dieser Firma.

Die ganze Haltung Görgeis in Klagenfurt erregte meine aufrichtige Bewunderung, verstand ich doch die Größe seines resignierten Wesens besser, als seine militärischen Heldenthaten. Vom Gipfel des Ruhmes und der Thätigkeit sich plötzlich herabgestürzt zu sehen in das Dunkel ewiger Vergessenheit, ein Dunkel, das nur zeitweilig die Blitze der Verleumdung erhellten, — das ist ein Schicksal, welches doch nur eine große Seele mit Würde zu tragen vermag. Unbefangen, ruhig, ohne Klage oder leidenschaftlichen Vorwurf, fern von jeder weltschmerzlichen Miene oder Märtyrerpose benahm sich Görgei, wie wenn er nie etwas anderes gewesen wäre, als Chemiker in einer Fabrik. Energischer Wille und unbestechlicher kalter Verstand schienen mir die vorherrschenden Elemente seines Charakters. Der Adel ritterlicher Haltung war ihm verblieben bei aller Bemühung, ein Philister unter Philistern zu scheinen. Zeitweilig verriet immerhin ein sarkastisches Wort, eine ironische Anspielung, daß er kein frommes Lämmchen sei und scharfe Zähne habe. Es war keine sentimentale Ader in ihm. In allen gebildeten, politisch unabhängigen Familien der Stadt hieß man Görgei willkommen; der Salon des Statthalters war vielleicht der einzige, der selbstverständlich ihm verschlossen blieb. Ich begegnete Görgei zuerst in dem trauten „Stöckel" (— so heißt hier jedes einstöckige Wohnhaus —) des Barons Theophil von Ankershofen, mit dessen liebenswürdiger Familie ich gern und häufig verkehrte. Dort habe ich die authentische Vortragsweise des Rakoczymarsches von Görgei gelernt. Er ließ sich das Stück von mir vorspielen, das ich in ziemlich raschem

Marschtempo, aber streng im Takt vortrug; Görgei zeigte mir, halb singend, halb pfeifend, wie die Zigeuner den Rakoczymarsch spielen, rhapsodisch, leidenschaftlich, wechselnd im Takt und Tempo. Wenn er nicht praktisch beschäftigt war, las er unermüdlich, arbeitete rastlos an seiner geistigen Fortbildung. Je weniger er aus sich machte, desto sicherer war ich, einen bedeutenden Mann vor mir zu haben. Görgeis Waffenthaten kann irgend ein beherztes Glückskind ihm vielleicht nachthun; sein bürgerliches Heldentum im Unglück schwerlich.*)

---

*) In einem Briefe an mich vom 11. Mai 1893 (aus Viktring) bezeichnet Görgei die oben erzählte Anekdote von seiner Verheiratung als erdichtet: „Sie thaten wohl daran," schreibt er, „diese Geschichte nicht zu verbürgen, deren Quelle ich genau kenne, jedoch aus Schicklichkeitsgründen nicht nennen darf." Über seine technischen Arbeiten äußert sich Görgei folgendermaßen: „Nur ein einziges Etablissement habe ich eingerichtet: die Preßhefen-Fabrik in Ehrenhausen und zwar — als Theoretiker, wie natürlich — zum Nachteil des Fabrikbesitzers. Die Morosche Tuchfabrik hingegen kennt mich nur als Schützling ihrer Fabriksherren und deren lieben Angehörigen. Diesem Umstande verdanke ich es auch, daß ich heute noch — nach 26 Jahren — mich jetzt hier auf kurzen Besuch so heimisch warm wie zu Hause fühle.

Als Chemiker wieder aufzutauchen bemühte ich mich allerdings aus Leibeskräften, hatte auch das Glück, eine Sekretärsstelle des damals in Klagenfurt bestehenden Gewerbevereins zu erhalten; mußte jedoch diese Stelle nach wenigen Tagen wieder ablegen, weil man in Wien das politisch Gefährliche meines etwaigen Einflusses auf Schlosser, Tischler, Schuster, Schneider, Hafner, Zinngießer und Rauchfangkehrer Kärntens sofort erkannte.

Hiermit glaube ich Ihrem Wunsche entsprochen zu haben, und nun erlauben Sie mir, Ihnen eine dringende Bitte ans Herz zu legen. Kündigen Sie mir nie und nimmer jenes freundliche Plätzchen, welches Sie mir in Ihren Erinnerungen einzuräumen so gütig waren

Ein Ordensgeistlicher ist in der „guten Gesellschaft“ beinahe ebenso auffallend, wie ein Insurgentenchef. Pater Vincenz Rizzi, ein aufgeweckter Kopf und lebhafter poetischer Geist, war eine solche Erscheinung. Im Priesterstande fand er ebensowenig Befriedigung, wie Ruckgaber im Landesgericht oder ich im Fiskalamt. Es war ihm gelungen, einen mit seinem Stande verträglichen Seitenweg aufzufinden: er redigierte das belletristische Beiblatt der Klagenfurter Zeitung „Carinthia“, das er mit manchen hübschen kleinen Erzählungen und lyrischen Gedichten schmückte. Aesthetische Studien und eigene litterarische Thätigkeit halfen ihm über den Zwiespalt in seinem Innern hinweg. Ein anregender, warmherziger Mensch, mit dem ich mich recht innig befreundete. Trotz seines lebhaften Temperaments und liebebedürftigen Herzens hat Rizzi niemals ein zärtliches Verhältnis gehabt: „Ich war stets in die Geliebten meiner Freunde verliebt,“ schrieb er mir einmal, „mich könnte kein Mädchen, keine Frau begeistern, die nicht ernstlich liebt.“ Eines seiner kleinen Gedichte lautete:

Ließe mir einst Gott zum Sterben
Stunde ganz nach Willkür frei,
Wünscht' ich, daß es eben Frühling
Und ein schöner Morgen sei.
Und die Vöglein müßten singen
In dem frühen Morgenschein,
Und da nickt' ich still und friedlich
In den ew'gen Schlummer ein.

---

und seien Sie versichert, daß stets zu Ihrem dankbarsten Publikum zählte Ihr aufrichtig ergebener Arthur Görgei.

Sein Wunsch ging — nur zu früh! — in Erfüllung. An einem schönen Frühlingsmorgen 1856 that Rizzi in noch jugendlichem Mannesalter den letzten Atemzug.

Neben diesem bescheidenen geistlichen Poeten besaß Klagenfurt noch einen eigentlichen Schriftsteller und Dichter von Fach, einen einzigen: Adolf Ritter von Tschabuschnigg. Unter den vormärzlichen Poeten und Novellisten Österreichs zählte er zu den bekanntesten und begabtesten. Ich kannte Gedichte und Novellen von ihm, die er, nach damaliger Sitte, meistens in Almanachen veröffentlicht hatte. Seine Bekanntschaft zu machen war mir in dieser kleinen, ganz unlitterarischen Stadt natürlich sehr erwünscht, wenn mir Tschabuschnigg auch Unrecht that mit der Behauptung, mir fange der Mensch eigentlich erst beim Schriftsteller an. Das Gegenteil zeigte sich nur zu bald, denn mit niemandem pflog ich geringeren Verkehr, als gerade mit ihm, dessen eitles und sarkastisches Wesen mich bald unsympathisch berührte. Daß mein instinktives Mißtrauen in seine Aufrichtigkeit begründet war, erfuhr ich gelegentlich meiner Abreise nach Wien auf komische Weise. Er hatte mir eine Empfehlung an seinen Schwager, einen belletristischen Hofsekretär im Unterrichtsministerium, mitgegeben. Ich öffnete den Brief und las folgende Zeilen: „Herr Dr. Hanslick, Aushülfsreferent im Fiskalamt, wünscht Deine Bekanntschaft zu machen. Eh bien, le voilà. Besondere Liebenswürdigkeit nicht nötig.“ Punktum. Ich habe es vorgezogen, mir den Brief zum Andenken aufzuheben, anstatt ihn abzugeben. Der geistreiche Verfasser der „Ironie des Lebens“ wird aber schwerlich vermutet

haben, daß die „Ironie“ sich auch einmal gegen ihn selbst wenden und ein unbedeutender „Aushülfsreferent“ klüger sein könne als er.

Ein willkommenes, schmuckes Element der Klagenfurter Gesellschaftskreise bildeten die Offiziere des kärntnischen Landesregiments Prochaska. Junge, hübsche Leute, die den italienischen Feldzug unter Radetzky mitgemacht, also auch ein Stück Welt und den Ernst ihres Berufes kennen gelernt hatten. Das verlieh ihnen ein männliches und zugleich bescheidenes Auftreten, im Gegensatz zu so vielen jungen Offizieren der vormärzlichen langen Friedenszeit, die ja in der Armee weniger Helden, als eitle Salonjünglinge ausbrüten konnte. Ich war wenig mit Militärs umgegangen, fühlte auch — genau wie mein Vater — geringe Sympathie für den Stand, als dessen Typus mir stets der prahlerische „miles gloriosus“ des römischen Satirikers vorschwebte. Diese Empfindung konnte sich nach der Einnahme Wiens im Oktober 1848 nur verstärken; damals standen fast alle jungen Männer vom Zivil grollend den Offizieren gegenüber, die auch im Salon und Ballsaal ein übermütiges Siegerbewußtsein zur Schau trugen. Mit den Offizieren in Klagenfurt war das etwas ganz anderes; sie benahmen sich durchaus bescheiden und liebenswürdig. Die Musikliebe des einen und andern, welcher die lebhafteste Freude an meinem Klavierspiel verriet, machte mich bald mit allen bekannt und befreundet. Wir trafen uns bei den bekannten Familien, auch häufig nachmittags in demselben Kaffeegarten oder auf der Schwimmschule am Wörthersee, welcher damals noch nicht durch Eisenbahn

oder Dampfschiff mit der Stadt verbunden war. Ich stand fast mit allen auf Du und Du. Mittags am Offiziersstisch im „Kaiser von Österreich“ war ich regelmäßig der einzige Schwarzrock unter den weißen Waffenröcken. Eines Tages kam der Banus von Kroatien, Jellacic, auf der Durchreise in den Speisesaal des Hotels; es freue ihn, äußerte er, auf mich deutend, daß hier das Militär so gut mit dem Zivil harmoniere. „Ja, Exzellenz,“ lautete einstimmig die Antwort, „das ist aber auch der Einzige!“ Der Verkehr mit den jungen Offizieren wirkte erfrischend auf mich. Was mich an ihnen anzog, möchte ich — im weitesten Sinne — das ästhetische Element nennen. Die frische Jugend, das sichere Auftreten, die anmutigen gesellschaftlichen Manieren, der hoffnungsfreudige leichte Sinn. Welcher Gegensatz zu meinen Kollegen! Man fühlte sich bedrückt und sorgenschwer, wenn man eine Stunde unter diesen verweilt hatte. Die Herren von der Justiz oder Verwaltung, sie waren gewiß sämtlich tüchtige Beamte, aber — mit Ausnahme Ruckgabers — nichts als Beamte; Beamte bis in den letzten Winkel ihrer Seele. Es stimmte doch zu trostlos, auch nach den Bureaustunden nur von Akten und Verordnungen, von gehofften oder vereitelten Avancements reden zu hören. Etwas Unfrohes, Gedrücktes lastet meistens auf diesen sitzenden Wesen: die Sorge, Weib und Kind zu ernähren, oder die Sorge, ja recht bald Weib und Kind zu bekommen. Unter meinen Offizieren wußte ich mich sicher vor all dieser Misère; von ihrem heiteren Mut überströmte etwas in mein eigenes Gemüt.

So floß nach dem ersten trüben und einsamen Jahr meines Klagenfurter Exils das zweite rascher und fröhlicher vorüber. Kleine Sonntagsausflüge in die herrliche Umgebung, Besuche bei Baron Herbert im Lavantthal, auf Schloß Freienthurn bei Rainer, in Victring bei Moros, im Rosenthal, — Resi Rauscher hieß nicht umsonst die Rose des Rosenthals — und anderen anmutigen Sommersitzen belebten die schöne Jahreszeit. Der Winter hatte seine gemütlichen und geselligen Abende mit Musik und Lektüre, auch Weihnachtsfreuden und Faschingsunterhaltungen.

Von letzteren muß ich eine der reizendsten und seltsamsten erwähnen, die ich erlebt habe. Ihr Schauplatz war — ein Nonnenkloster. Die Elisabethinerinnen in Klagenfurt, ein hochgeachteter, der Krankenpflege gewidmeter Orden, brachten ihre sonntäglichen Kirchenmusiken hauptsächlich durch die gefällige Mitwirkung von Dilettanten zu stande; Freund Ruckgaber als Primgeiger an der Spitze. Eine musikalische Nonne des Klosters, Schwester Franziska, spielte die Orgel und war für diese Kirchenmusik, ihre einzige Freude, rastlos thätig. Sie bewog die Oberin, jenen Herren, welche regelmäßig aus Gefälligkeit ihr Kirchenorchester versahen, eine Art Revanche zu bieten, und sie einmal im Jahr zu einem bescheidenen Souper zu laden. Dabei wurde auch ein bischen musiziert und schließlich tanzten die Schwestern miteinander. Das sollte sich während meiner Anwesenheit im Fasching 1851 wiederholen. Ich hatte stets eine poetische Leidenschaft für Klosterromantik und war als siebenjähriger Knabe in Prag in eine Ursuliner-Nonne

Hedwig, die wir mit unserer Lehrerin besuchten, verliebt. Der Name Hedwig hat zeitlebens einen verklärenden Weihrauchduft für mich behalten. „Du mußt mich mitnehmen, Ruckgaber, um jeden Preis!“ Das Mittel war bald gefunden. Ruckgaber meldete im Kloster, daß für den Abend eigentlich ein Klavierspieler nötig sei, den er mitbringen werde. Schwester Franziska ließ ihr kleines Klavier aus ihrer Zelle hinabbringen ins Refektorium. Ein Nachtmahl wurde dort aufgetragen. Nur die Oberin, eine würdige alte Dame, saß an dem Tisch mit uns vier bis fünf Musikern und dem Beichtvater des Klosters; die Nonnen an einer größeren Tafel für sich. Die Laienschwestern bedienten geräuschlos. Es ging ziemlich stockend und feierlich her. Dann ließ ich einen Straußschen Walzer ertönen, zu welchem einige Nonnen allmählich zu tanzen begannen, eine auch mit dem langen hageren Beichtvater. Das kann ich auch, dachte ich mir, und besser. Ich nötigte Ruckgaber ans Klavier und engagierte die jüngeren Nonnen, eine nach der anderen, zum Tanz. Zwei der hübschesten hatten goldene Krönchen auf dem Kopf als „heilige Bräute“, die nächstens Profeß ablegen sollten. Diese durften nicht tanzen. Die anderen aber thaten es mit desto innigerer Freude. Ich hielt mich bald an einige Lieblingstänzerinnen, deren Gesicht sich erhellte, wenn ich sie mit „Fräulein“ ansprach. Fräulein Philomela, Fräulein Angelika, — die Nonnen haben alle so hübsche Namen! — tanzten mit niedergeschlagenen Augen, aber sichtlich gehoben von dem langentbehrten unschuldigen Vergnügen. Außer dem langen Beichtvater, der sich einigemale gravitätisch herumdrehte, war

ich der einzige Tänzer. Ich arbeitete seelenvergnügt im Schweiße meines Angesichts, denn meine guten Nonnen waren in ihren schweren Schuhen, ihrem groben Tuchhabit und ihrer geistlichen Schüchternheit nicht eben flink im Tanzen. Am andern Morgen, beim Aufstehen, wie thaten mir da alle Glieder so himmlisch weh! Eines war mir doch sehr merkwürdig und erfreulich: die ernste Sittsamkeit, der tadellos gute Anstand, welchen die Nonnen, trotz der ganz ungewohnten vergnügten Aufregung, durchaus bewahrten. Nicht eine Miene, nicht eine Bewegung, welche die feinste Dame sich hätte vorwerfen können. Und doch sind alle diese Klosterfrauen aus niederem Stande, Töchter armer Bauern oder Handwerker, ohne jegliche Bildung! Was bewirkt wohl diese wunderbare Haltung, welche ihnen so natürlich saß, und doch nicht angeboren war, noch anerzogen? Ich glaube, es ist die Macht des Kleides.

So schweigsam wir Eingeladenen uns aus Dankbarkeit auch verhielten, die Kunde von dem improvisierten Klosterball verbreitete sich doch — wahrscheinlich mit etlichen Ausschmückungen — in der Stadt. Der Statthalter, neugierig gemacht, fragte mich darnach. „Ich will's Ihnen erzählen," erwiderte ich, „aber Sie dürfen es dem Statthalter nicht weiter sagen!" Er hat auch wirklich die Sache treulich ignoriert. Leider glaubte der Fürstbischof, dem Gott weiß was berichtet wurde, strenger sein zu müssen und es ist seit jenem Faschingsabend kein Walzer mehr getanzt worden im Refektorium der ehrwürdigen Elisabethinerinnen. —

So gab's denn auch schöne Tage, heitere, durch

Kunst und Freundschaft anregende Abende für mich in Klagenfurt. Unter dieser anmutigen Oberfläche arbeitete freilich rastlos die nagende Unzufriedenheit mit meinem Beruf, das Verbannungsgefühl, der hoffnungslose Drang nach fruchtbarer Thätigkeit, die Sehnsucht nach Wien! Es nimmt aber alles sein Ende. Meine Freunde in Wien hatten es doch endlich durchgesetzt, daß ich zum Finanzministerium einberufen wurde. Die Osterwoche 1852 war die letzte, die ich in Klagenfurt verbrachte. Wenn man für immer einen Ort verlassen muß, in dem man, sei es auch wider Willen, heimisch geworden, — da sieht man doch erst mit klaren Augen und fühlt es mit dankbarem Herzen, was man Gutes da genossen hat und anderswo nicht mehr wiederfinden wird. Die wohlthätige Ruhe, die tägliche Erholung in freier Natur, der ungebundene herzliche Verkehr mit liebenswerten Familien, — lauter Dinge, auf die man in der Großstadt meistens verzichten muß! So fiel mir der Abschied doch schwerer, als ich gedacht. Aber sobald die ersten Meilensteine vorüber waren, regte sich doch wieder in mir das Gefühl frohen Daseins, der Triumph, einer unwürdigen Amtstyrannei entronnen und meinen geistigen Bestrebungen halb und halb zurückgegeben zu sein.



Viertes Buch.

Wien 1852—1862. — Finanz- und Unterrichtsministerium. — Litterarische Thätigkeit. Geselligkeit. — Ausflug nach Berlin, Düsseldorf und Leipzig.



I.

Im Mai 1852 wurde ich endlich aus meiner mehr als zweijährigen provisorischen Stellung in Klagenfurt nach Wien zurück zum Finanzministerium einberufen. Diese Berufung konnte — ganz abgesehen davon, daß ich sie ersehnt und angesucht — als eine Beförderung gelten, ist ja das Finanzministerium die den Fiskalämtern vorgesetzte, oberste Behörde. Aber in meiner Besoldung mußte ich mir einen Rückschritt gefallen lassen. Die vorübergehende Klagenfurter „Remuneration" von 600 Gulden schmolz auf das systemierte Adjutum eines „Konzeptspraktikanten", d. h. auf 400 Gulden jährlich herab. Ein armseliger Betrag — für das Leben in Wien! Von Hause bezog ich seit Jahren keinen Zuschuß mehr. Ich hätte verzagen müssen, aber zum Glück war meine frühere Stellung als Musikreferent bei der „Kais. Wiener Zeitung" mir aufgehoben, ja förmlich garantiert.

Das war so zugegangen. Bei meiner Abreise nach Klagenfurt drängte ich meinen Freund Eduard Schön,

an meiner Statt das Musikreferat in der Wiener Zeitung zu übernehmen. Schön, als Chor- und Liederkomponist unter dem Pseudonym Engelsberg rühmlich bekannt, war ein tüchtiger Musiker, vielseitig gebildet, auch stilistisch gewandt. Meine Passion, über Musik zu schreiben, besaß er freilich nicht, aber gleich mir den stichhaltigsten Grund, ein kleines Nebeneinkommen, ein „peculium adventitium“, zu wünschen. Er erhob anfangs gegen meinen Vorschlag bedenkliche Zweifel; teils aus bescheidenem Mißtrauen in sein Kritikertalent, teils aus büreaukratischer Ängstlichkeit. Diese steckte zeitlebens tief in ihm; die Möglichkeit, sein Hofrat oder gar der Minister könnte erfahren, daß sie einen Feuilletonisten an ihrem Busen gewärmt, machte ihn schaudern. Indes der unentbehrliche „schnöde Mammon“ siegte schließlich, und Schön nahm mein Anerbieten unter der Bedingung an, daß er in strengster Anonymität verharren und keine Seele jemals von seiner Missethat erfahren dürfe. Außer mir und dem Chefredakteur der „Wiener Zeitung“ hat es auch bis heute niemand erfahren. Freund Schön führte seine Mission als Musikkritiker friedsam und anmutig durch länger als zwei Jahre fort; von meiner Abreise nach Klagenfurt bis zu dem Augenblick meines Wiedererscheinens in Wien. Da er darauf bestanden hatte, die Stelle nur für die Zeit meiner Abwesenheit als mein „Platzaufheber“ zu übernehmen, beeilte er sich nun, sie mir wieder zu räumen und den Redakteur der Wiener Zeitung davon in Kenntnis zu setzen.

Dieser Redakteur, den wir Dr. Leopold nennen wollen,

war ein eigentümlicher Kauz. Klein, schielend, unschön, mit einer heiseren, fortwährend überschlagenden Rabenstimme, machte er einen abenteuerlichen Eindruck. Er war ein gutmütiger Mensch, aber kleine Kinder fürchteten sich vor ihm. Eine für den journalistischen Tagesbedarf praktisch geschulte, doch litterarisch ganz unbedeutende Persönlichkeit, kannte er als Chefredakteur kein höheres Gesetz, als die Zufriedenheit der „maßgebenden", insbesondere hohen und höchsten Persönlichkeiten. Die Zensur war seit dem März 48 aufgehoben; Dr. Leopold setzte sie aber, zumal für die Theaterkritiken, auf eigene Faust fort. Er bewahrte die Traditionen des vormärzlichen Polizeiministers Graf Sedlnitzky, welcher eigenhändig die Theaterberichte zu zensurieren pflegte. Sedlnitzkys ästhetisches Prinzip war, daß an den Leistungen der beiden Hoftheater nicht das allermindeste getadelt, hingegen keine Opern-Vorstellung einer Vorstadtbühne gelobt werden dürfe. Mir ist's noch lebhaft gegenwärtig, wie eines Morgens der unglückliche Musikkritiker Dr. Becher sehr aufgeregt in mein Zimmer trat und mich wegen meines Berichts über die Oper „Maritana" von Wallace zur Rede stellte. Er könne es mir allerdings nicht verwehren, daß ich an der Musik kein gutes Haar gelassen, — weshalb aber die treffliche Aufführung im Wiedner Theater und das Verdienst des deutschen Bearbeiters (es war Becher selbst) gänzlich totschweigen? Mein Gewissen war rein, und ich konnte Becher beruhigt in die Druckerei der „Wiener Zeitung" führen, wo sich mein von Seiner Excellenz eigenhändig zensurierter Bericht

noch vorfand. Da sah denn Becher mit Erstaunen, daß nur der Tadel stehen geblieben, das Lob der Aufführung und der Bearbeitung jedoch gestrichen war. Ein klein wenig von dieser Passion war auch auf „unseren Leopold“ übergegangen. Die Vorstadttheater, deren Konkurrenz im Opernfach aufgehört, ließ er unbehelligt, geriet aber außer sich, wenn ich an einer Hofopernsängerin die geringste Ausstellung machte. Bevor er ihr diesen Schmerz zufügte, strich er lieber die Stelle in meiner Kritik. Da gab es denn zwischen uns einige sehr lebhafte Auseinandersetzungen, die schließlich zu dem Kompromiß führten: wenn mir ein Satz meines Berichts besonders wichtig wäre und ich unter keiner Bedingung daran wolle rühren lassen, sollte ich denselben mit Rotstift dick anstreichen. Diese gefärbten Stellen bedeuteten also so viel wie eine Kabinetsfrage. Freilich wurden ihrer immer mehr und mehr, so daß viele meiner Kritiken sich ganz in roter Uniform präsentierten. Einen ausgiebigen Schutz gegen die Verbesserungswut meines Zeitungschefs gewährten sie trotzdem nicht.

Die heutige Unsitte der „Nachtkritiken“, diese ärgste Pein für mich, existierte damals noch nicht in Wien. Das Publikum befand sich ganz wohl, ohne schon um sechs Uhr früh zu erfahren, wie gestern der gastierende Herr X. den Masetto oder Fräulein Y. die Papagena gesungen habe. Wir konnten warten. Nur eines Ausnahmefalles erinnere ich mich, der zu einer mir unvergeßlichen komischen Scene führte. Zur Vermählungsfeier des Kaisers Franz Josef fand eine Festvorstellung im Opern-

theater statt, ein aus Opern und Balletscenen zusammengestelltes und mit Gelegenheitstableaux ausgeschmücktes Pasticcio. Bei der außerordentlichen Wichtigkeit dieses Theaterabends für die Kaiserl. Wiener Zeitung mußte ich dem Dr. Leopold versprechen, nach der Vorstellung in seine Wohnung zu kommen und dort einen kurzen Bericht zu schreiben. Er lag schon im Bette und sah in seiner weißen Zipfelmütze und weißen Flanelljacke sehr geisterhaft aus. Ich schrieb schnell an dem Tischchen neben seinem Bett und mußte ihm dann das Geschriebene vorlesen. Offenbar hatte er nicht viel Vertrauen zu mir. Ich las nach einem kurzen Eingang: „Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin erschienen um sieben Uhr in der Hofloge; enthusiastischer Jubel scholl ihnen entgegen." Was? Wie? unterbricht mich der Redakteur und richtet sich mit dem Ausdruck höchsten Entsetzens im Bette auf. Ich lese die Stelle, in der ich nichts Arges ahnte, noch einmal. „Ihnen entgegen? Ihnen?" stammelt mein Zensor mit gebrochener Stimme — „Allerhöchstdenselben!!" Und der Zipfel der weißen Nachtmütze senkte sich in Devotion ersterbend auf seine Flanelljacke herab.

Zu diesem Manne also eilte mein gewissenhafter Eduard Schön mit der Meldung meiner Ankunft. Ganz verstört kommt er von dem Besuch zurück. „Denke Dir nur," ruft er entrüstet aus, „was dieser . . . . mir geantwortet hat: „Nein, nein! den Hanslick brauche ich nicht! Sie sind mir lieber!" Lachend mußte ich den Redakteur gegen meinen entrüsteten Platzaufheber in Schutz nehmen. Es war ja richtig, daß jener sich besser

mit Schön vertrug, der niemanden tadelte, am wenigsten eine Hofopernsängerin, und mit aller Welt in Frieden bleiben wollte. Gegen die entschiedene Weigerung des Redakteurs war aber nichts zu machen. Doch, etwas! Wir wollten das Geschäft teilen. Schön, der im Kreditsdepartement anstrengend beschäftigt war, empfand stets die grausamste Verlegenheit, wenn er wegen eines Mittagskonzertes das Bureau früher verlassen sollte; er hätte diesen Konflikt der Pflichten kaum länger ertragen. So bat er mich denn, alle Konzerte zu übernehmen; er wolle blos die Opernvorstellungen besprechen. Das monatliche Honorar von fünfundzwanzig Gulden sollte geteilt werden, aber in einer das Lehnsverhältnis ausdrückenden Weise: dreizehn Gulden für Schön, als Lehnsherrn, zwölf Gulden mir, als seinem Vasallen. Dieses Lehnsverhältnis, das wir uns mit komischen Reminiszenzen aus dem „liber feudorum“ würzten, gab uns ein Jahr lang reichlichsten Stoff zum Lachen. Und was für ein unvergleichlicher Lacher war Freund Schön! Die Wände erdröhnten unter seinem herzlichen Gelächter; bei komischen Scenen zwischen Scholz und Nestroy wendeten sich im Theater alle Köpfe nach ihm. Ich ließ aber den Stoff zur Heiterkeit auch nicht ausgehen. Redakteur Leopold durfte nicht wissen und weiß es bis heute nicht, daß die Konzertberichte alle von mir waren; Schön mußte mein Konzept eigenhändig abschreiben. Das reizte mich denn, nach einem ganz ernsthaften Anfang unmerklich und dann immer merklicher, allerhand Schabernack in meine Berichte einfließen zu lassen, worüber

sich mein „Lehnsherr“ beim Abschreiben halb tot lachen wollte. Waren wir doch beide so heiter und lebenslustig, — er mit seinen dreizehn, ich mit meinen zwölf Gulden Monatsgehalt! Unsere kritischen Meisterwerke schrieben wir meistens im Bureau, auf grobes Konzeptpapier im Aktenformat. An den meinen hatte Schön oft mehr zu thun, als ich selbst, da er all die Späße und Tollheiten kunstvoll ausmerzen mußte, die ich im Übermut hineingepackt.

Unser so ergötzliches Lehnsverhältnis sollte nicht lange dauern. Ich war doch vom Schicksal bestimmt, bald wieder die ganzen 25 Gulden einzukassieren. Es erschien nämlich eines Tages ein Erlaß des Finanzministers (und analog in den übrigen Ministerien), worin diejenigen Beamten, welche an politischen Zeitungen des In- und Auslandes mitarbeiten, die Bewilligung des Ministers einzuholen haben. Wer nicht über Politik, sondern über Kunst und Wissenschaft schrieb, hatte hiervon bloß die Anzeige an den Minister durch den vorgesetzten Bureauchef zu machen. „Lieber sterben!“ meinte Schön. „Warum nicht gar!“ entgegnete ich und schrieb sofort auf schönstem Kanzleipapier die verlangte Anzeige, während Schön mit einer Miene bewundernden Entsetzens mir über die Schulter sah. Die gefährliche Selbstdenunziation wurde gleich eingereicht, und es hat kein Hahn jemals darnach gekräht. Dr. Leopold aber, der seinen Schön verloren hatte, nahm faute de mieux mich in Gnaden auf. Aus begründeter Furcht vor „Verbesserungen“ unterzeichnete ich jedoch bloß mit einem Pseudonym,

meinem Davidsbündlernamen Renatus. Nur größere Aufsätze für die von Professor Eitelberger redigierte wissenschaftliche Beilage der „Wiener Zeitung" fertigte ich mit meinem Namen.

Im Finanzministerium war ich dem Zolldepartement zugeteilt, dem ich zwar keinerlei Schaden, aber auch schwerlich erheblichen Nutzen zugefügt habe. Tröstend berührte mich die Thatsache, daß auch Grillparzer seine Anfänge im Zolldepartement gemacht hatte. Er war bei meinem Eintritt noch Archivdirektor im Finanzministerium; in dieser Höhle saß er ruhig, ward wenig gestört und von uns jüngeren niemals gesehen. Daß mich die Beschäftigung mit Zollsachen nicht gerade romantisch stimmte, bedarf keiner Versicherung, — kein anderes Departement dürfte die Phantasie so wenig aufregen. Aber ich arbeitete unter einem sehr milden, ruhigen Chef und mit freundlichen, gebildeten Kollegen. Wenn ich eines Trostes bedurft hätte in dieser Stellung — einem Paradies im Vergleich mit Klagenfurt! — mir ward der allerbeste in der Nachbarschaft Eduard Schöns. Er arbeitete Thür an Thür mit mir im Kreditsdepartement, einem höchst aristokratischen Ressort neben dem mehr plebejischen des Zollwesens. Ein eminent begabter und bis zur Aufopferung fleißiger Beamter ist Schön bis zum Sektionschef aufgestiegen, — leider als er im Dienste bereits seine Gesundheit eingebüßt hatte. Mein Ehrgeiz war dies keineswegs. Darum ängstigte ich mich vor dem mir persönlich sehr wohlgesinnten Chef der Kreditsabteilung, der mich häufig in Schöns Arbeitszimmer getroffen und ein

Auge auf mich geworfen hatte. Er wollte mich in sein Departement herübernehmen, diesem Brutofen der wichtigsten und schwierigsten Arbeiten. Ich wußte, daß mir Nationalanlehen, Valuta, Bank- und Börsenwesen zeitlebens undurchdringliche Rätsel bleiben würden, und bat Schön flehentlich, mich bei seinem Hofrat so schlecht als möglich anzuschreiben, was keiner großen Übertreibung bedurfte. So blieb ich denn unbehelligt auf dem bescheidenen Ufer des Zollwesens und brauchte mich nicht auf die stürmische hohe See der Kreditoperationen zu wagen. Indes sollte ich auch jenes Gestade bald gegen ein blühenderes vertauschen, nämlich mit dem Dienst im Unterrichtsministerium.

II.

Den Anstoß dazu gab der Kunsthistoriker Dr. Gustav Heider, der im Unterrichtsministerium angestellt und beim Minister besonders beliebt war. Bei wem wäre er nicht beliebt gewesen, der stattliche Mann mit dem schönen Kopf, dem treuen Herzen und dem unerschöpflichen Humor! Seine Aufrichtigkeit hatte ihm ein förmliches Privilegium errungen, allen alles gerad' heraus zu sagen, mit oder ohne Grobheit. Dieser Mann, der durch sein Wissen und durch seinen energischen Geist dem Unterrichtsministerium die wertvollsten Dienste geleistet hat, sah sich als Sektionschef eines Tags plötzlich pensioniert. Seine unverblümt liberale und deutsche Gesinnung soll dem Klerus und den „interessanten Nationali-

täten" unbequem geworden sein. Man hat ihn in den Freiherrenstand erhoben und in die Unthätigkeit hinabgetaucht. Ich hatte Heider durch Professor Eitelberger kennen gelernt, an dessen „Literaturblatt" zur „Wiener Zeitung" wir beide mitarbeiteten. Zu Heider von allem Anfang sympathisch hingezogen, ergriff ich mit Freude seinen Vorschlag, ins Unterrichtsministerium überzutreten. Er stellte mich dem Minister, Graf Leo Thun vor, der in einer kurzen Audienz mich in Universitätsangelegenheiten nicht uneingeweiht fand, und die Sache war abgethan. Ich wurde ins Unterrichtsministerium berufen und dem Universitäts-Departement zugeteilt.

Das war ein anderes Leben, als im Finanzministerium! Schon dadurch, daß die Aufgabe der Unterrichtsverwaltung eine idealere ist und bei ihren Beamten ein wissenschaftliches, litterarisches, künstlerisches Interesse voraussetzt, fühlten wir uns alle einander nähergerückt. Auch der weniger zahlreiche Personalstand befördert ein gemütliches Zusammenwirken. Nächst Heider ragten zwei jüngere Beamte, beide Tiroler, durch Talent und umfassende Bildung hervor: Rudolf Kink und Vincenz von Ehrhart. Ersterer hat im Auftrage des Ministers die erste aktenmäßige Geschichte der Wiener Universität geschrieben. Letzterer gehörte dem Innsbrucker Dichterkreise an, der — mit Adolf Pichler und Hermann von Gilm an der Spitze — im Vormärz das poetisch-freisinnige „Jung-Tirol" repräsentierte. Ehrhart, von dem wir ein Bändchen sinniger, edelgeformter Gedichte besitzen, war als hochgebildeter Beamter und guter Stilist eine Zierde

des Ministeriums. Von seiner strenggläubigen tiroler Erziehung und Umgebung war ihm nichts konfessionell Beschränktes, nichts Pfäffisches zurückgeblieben, wohl aber eine Reinheit des Gemüts und eine sittlich strenge Lebensführung, wie ich sie häufig an Tirolern wahrgenommen habe. Mit Heider und Ehrhart verband mich schnell die herzlichste Freundschaft, von allen Kollegen im Ministerium standen sie mir am nächsten. Erst mehrere Jahre später trat Dr. August von Honstetter ins Ministerium ein, heute ein wertvolles Direktionsmitglied der „Wiener Künstlergenossenschaft" und einer der sehr wenigen guten Freunde, die mir von so vielen noch geblieben sind. Ehrhart ist im Jahre 1873 im rüstigsten Alter als Ministerialrath gestorben. Nicht nur mit meinen Kollegen, auch mit meinen Vorgesetzten konnte ich zufrieden sein, in der Regel ein seltener Fall. Ich war dem Ministerialrat Tomaschek zugeteilt, der 1847 mein Professor gewesen und der als Mitredakteur der „Kaiserl. Wiener Zeitung" mich bei diesem Blatt installiert hatte. Er war eine zaghafte, aber freundliche Natur, großer Musikfreund und deshalb auch nachsichtig gegen meine musikalische Nebenbeschäftigung.

Endlich der Minister selbst, Graf Leo Thun! Von dem Manne ging ein eigener Zauber aus, dem sich niemand entziehen konnte. Auf der hohen, edlen Gestalt saß ein höchst ausdrucksvoller Kopf, aus dem zwei etwas tiefliegende, von buschigen Brauen beschattete schwarze Augen leuchteten. Sein Blick hatte für den ersten Eindruck etwas Finsteres, konnte sich aber gar

wohlwollend und liebenswürdig erhellen. Mit dem ernsten, dunklen Blick harmonierte die ernste, dunkle Stimme, ein Baß von seltener Tiefe, aber weichem Wohllaut. Gerade aus diesen Augen und aus dieser Stimme, deren düsterer Ernst so viele abschreckte, quoll die faszinierende Macht, von welcher ich früher sprach. Ich hätte Leo Thun immer ansehen, seiner Stimme immer lauschen mögen. Darum war ich glücklich, wenn er mich in einer Amtsangelegenheit rufen ließ, selbst wenn ich argwöhnte, er werde mir eine Ausstellung machen. Denn er las und prüfte jeden Akt aufs genaueste. Von seiner Thätigkeit als Minister zu sprechen, ist hier nicht meine Sache. Die Reformen, die das österreichische Schulwesen in seiner verworrensten, hülfsbedürftigsten Zeit ihm verdankt, sind unschätzbar und unvergessen. In seiner ersten Ministerperiode trat auch Thuns ultramontaner Standpunkt keineswegs hemmend hervor; berief er doch eine Reihe der ausgezeichnetsten protestantischen Professoren aus dem Deutschen Reich nach Österreich. Mit der Zeit nahm aber seine religiöse Strenge und seine Deferenz vor den Bischöfen in unheilvoller Weise zu und kreuzte nicht selten die Interessen des Unterrichts und der Wissenschaft. Ein treffendes Witzwort Ungers verglich den Grafen Thun mit Penelope: was er tagsüber als Unterrichtsminister geschaffen, trennte er nachts als Kultusminister wieder auf. Aus einem ähnlichen Gedanken entsprang das Epigramm Grillparzers:

„Ihr Herren laßt Euch sagen!
Der Kultus hat den Unterricht erschlagen!“

III.

Der Selbstbiograph hat gegen eine harte Versuchung zu kämpfen: er soll seine Leser mit Dingen verschonen, die sie nicht interessieren, und welche doch ihm selbst teuer und unvergeßlich sind. Schmerzliche Kämpfe, traurige Erlebnisse zu verschweigen, das fällt weniger schwer; es ist, ich möchte sagen, ein Gebot der Höflichkeit, eine natürliche Rücksicht. Hingegen so viel Liebes, Heiteres, Gutes, das wir erlebt, das Beste vollends, was das Leben uns bietet — Männerfreundschaft! Ich hatte das Glück, in Wien vortreffliche Freunde zu besitzen. Wie viele von ihnen auch das Interesse des Lesers erwecken mögen, steht freilich dahin. Von Robert Zimmermann und Eduard Schön habe ich schon gesprochen; ihre Freundschaft verblieb mir ungeschmälert; nur der tägliche Verkehr, die gegenseitige Unentbehrlichkeit und Gemeinschaft nahm ein Ende mit ihrer Verheiratung. Das ist immer so, wenn auch die jungen Ehemänner sich und ihre im Cölibat zurückbleibenden Freunde gern darüber täuschen möchten. „Es wird ja gerade so sein, ja noch schöner, wenn ich ein Heim habe und euch bei mir sehen kann, statt im Gasthaus.“ Welche Illusion! Der verheiratete Freund gehört den alten Kameraden, nach denen er sich wohl manchmal sehnen mag, nur noch zum kleinsten Teil, so nebenbei, ausnahmsweise; er gehört seiner Frau und seiner Familie. Darum hat das dauerhafteste Band und der stetigste Verkehr mich mit zwei später gewonnenen Freunden bis an ihr Lebens-

ende verknüpft, — weil sie unverheiratet geblieben sind: Vincenz von Ehrhart und Josef von Walther.

Letzterer, auch ein Tiroler, war Ministerialrat im Justizministerium und intimer Freund der Minister Unger und Glaser. An mich knüpfte ihn persönliche Sympathie und seine Musikliebe. Jahrelang hat er fast regelmäßig mich in die Konzerte begleitet, wenn sie ihn interessierten und — mir zulieb — auch wenn sie ihn nicht interessierten. Die Künstler waren schließlich so daran gewöhnt, ihn neben mir zu sehen, lebhaft gestikulierend, beifällig nickend oder kopfschüttelnd daß sie ihn auch für einen Musikreferenten, mindestens für meinen Stellvertreter hielten. Mehr als eine Wiener Pianistin hat mich gebeten: „Wenn Sie wirklich nicht mein Konzert besuchen können, schicken Sie wenigstens Herrn von Walther hin!" Dazu war er freilich nicht zu haben. Aber musikalische Proben hatte er doch schon abgelegt. Er war in jüngeren Jahren Gerichtsadjunkt in Ragusa gewesen; wenn man dort den Genuß einer italienischen Opernstagione sich verschaffen wollte, mußten die Dilettanten der Stadt im Orchester aushelfen. Walther hat dort zu allen italienischen Opern im Orchester die zweite Violine gespielt, regelmäßig, unfehlbar, wie ein bezahlter Geiger. Das Ableiern derselben zwei bis drei Opern mit ihrer armseligen Orchesterbegleitung wurde ihm so langweilig, daß er oft mitten im Geigen einschlief und erst durch ein unvermutetes Fortissimo mit Paukenschlag aufgeweckt wurde.

Eines Abends feierten wir mein Avancement zum

Ministerialkonzipisten in heiterem Freundeskreise. Da wird durch das Anklingen der Gläser ein tiefer Seufzer Walthers bemerkbar. „Was ist Dir?“ — „Oh, ein verdrießliches Datum! Heute ist mein vierzigster Geburtstag!“ Ich hatte die Empfindung, als bräche ein Jubelruf aus meinem Innern hervor, eine wahre Triumphfanfare, daß ich noch nicht so alt sei! Vierzig Jahre! das kam mir wie ein Unglück vor, und ich gottlob noch weit davon. Ich bekam nur zu bald Anlaß, mich an jenen Abend zu erinnern, und kein Jahr vergeht, ohne daß ich jetzt noch daran denken muß. Kaum hatte ich mich ein paar mal im Bette umgedreht — so kam es mir vor —, da war ich auch schon vierzig Jahre alt. Der verschiedene Maßstab, den wir bei fortschreitenden Jahren an das Alter anderer anlegen, ist geradezu ein psychologisches Kuriosum. Mit fünfzig Jahren hält man schon einen Vierziger für einen passabel jungen Mann und einen Zwanzigjährigen für eine Art Säugling. —

Nie habe ich einen diskreteren, mitfühlenderen Freund gekannt als diesen Walther. Im anstrengendsten Bureaudienst aufgerieben, ging er endlich in Pension und verlebte seine letzten Jahre in seiner Heimatsstadt Bozen, bei seinen drei unverheirateten Schwestern, braven, alten Damen, die sich bekreuzten, als Walther „das Leben Jesu“ von Renan ins Haus brachte. In ihrem Hause besuchte ich ihn noch einigemale, zuletzt bei der Denkmalsfeier für Walther von der Vogelweide. Herzleidend und abgezehrt, machte er mir damals einen sorgenvoll schmerzlichen Eindruck. „Walther von der Trauerweide!“

Ich sollte meinen treuen Eckart nicht wiedersehen; er starb im Jahre 1890. Ein anderer guter Kamerad war der Sektionsrat im Justizministerium, Dr. Franz Wagner, ein zarter, kleiner Mann mit dichtem, blondem Kraushaar, lichtem Teint und feinstem Profil, — eine wahre Porzellanfigur, aber kräftig an Geist und Gesinnung. Dann Victor von Pozzi*), ein Mailänder von Geburt, mit den feurigsten braunen Augen, beweglichstem Geist und dem ganzen Zauber italienischen Temperaments. Endlich Dr. Heinrich Vitorelli (jetzt Gewerbe-Inspektor in Linz), ein stattlicher Mann, lebensfroh, voll Humor und bis ins Alter von ungeschwächter Empfänglichkeit für alles Bedeutende und Schöne.

Diese kleine Gesellschaft pflegte sich nach den Bureaustunden in demselben Gasthaus unweit des Ministeriums zum Mittagessen zusammenzufinden. Abends erweiterte sich unser Kreis bedeutend in dem Speisesaal des Hotels zur „Ungarischen Krone". Nicht nur fast alle Tiroler von Bedeutung, insbesondere die Reichstagsabgeordneten kamen hin, als Freunde Ehrharts und Walthers, auch mich suchten Musiker und Schriftsteller häufig dort auf. Sie wußten, daß ich abends in der „Ungarischen Krone" bequemer zu sprechen sei als im Unterrichtsministerium oder in meiner kleinen Wohnung. Da gab es denn heitere, anregende Abende, und oft langte der große Tisch nicht aus für den unerwarteten Zuwachs. Wir sahen ausgezeichnete Männer an unserem Tisch; ich nenne, wie

*) Gestorben 1894 in Görz, als Sektionschef a. D.

sie mir in bunter Reihe einfallen: Billroth, Brahms, Nicolaus Dumba, Ambros, die Sänger Sontheim und Niemann, Dingelstedt, Gounod (nach der Première von „Romeo und Julie“), Mosenthal, Herbeck, Dessoff, Max Maria Weber, der Statthalter von Steiermark Baron Kübek, Graf Albrecht Wickenburg, der Landeshauptmann Graf Belrupt aus Bregenz, die Professoren Wildauer, Adam Wolf, Hlasiwetz, von Lützow, Josef Bayer, der Afrikareisende Miani u. a. Unsere schöne Tafelrunde ist längst verödet. Sie hat schon mit dem Tode Ehrharts, der nie in eine Soiree ging und darum der unwandelbare feste Mittelpunkt unserer Versammlung blieb, sich aufgelöst. Die wenigen, die dann noch übrig geblieben, sind gestorben oder haben sich zerstreut oder verheiratet.

IV.

So oft und gern ich auch unsere Tafelrunde in der „Ungarischen Krone“ aufsuchte, sie bildete nicht meine einzige Geselligkeit. Im allgemeinen kein Freund von Soireen, habe ich doch zeitweilig mit Vergnügen in einigen ausgezeichneten Häusern verkehrt. Ich nenne vor allem die Familien Todesco, Wertheimstein und Ladenburg. Sie gehörten zur Finanzaristokratie Wiens. Bedeutende Schriftsteller, Künstler, Politiker fühlten sich dort heimisch. Die Anziehungskraft ging natürlich von den Frauen aus. Man hat wohl nicht bloß in Wien die Wahrnehmung gemacht, daß in den

Familien der jüdischen großen Banquiers die Frauen und Töchter feingebildet, von anmutigem Benehmen und für alles Schöne empfänglich sind, während die Herren ihren Geist meistens nur für die Börse geschult haben und ausschließlich dort verwenden. Dies galt auch von den oben genannten Familien, deren Salons zu den gewähltesten und umworbensten in Wien gehörten. Die Herren des Hauses störten nicht; genug, wenn sie freundlich gelaunt waren und sich nicht viel einmischten. Auf einen von ihnen ist Bauernfelds Epigramm gemünzt: „Jedes Licht hat seinen Schatten, — jede Frau hat ihren Gatten." Für besonders unbedeutend galt einer davon, Baron X., von dem alljährlich Dutzende von Anekdoten zirkulierten, insbesondere großartige Verwechslungen von Fremdwörtern. Die Frau, welche bereits drei Ärzte „insultiert" hatte; der Sohn, dem die „Maternitätsprüfung" bevorstand, auch der Ausruf: „Bin ich denn ein Vogel, daß ich an zwei Orten zugleich sein kann?" haben uns oft erheitert. Ich meinte, der Mann müsse trotzdem doch Verstand haben, da er ja durch seine Spekulationen zu so großem Reichtum gelangt sei. „Ja wohl," antwortete mir Unger, „er hat den Verstand des Indianers: er legt sich mit dem Ohr auf die Erde und hört von weitem die Kurse traben." Der spätere Minister, damals junge Professor Josef Unger und die beiden alten Hausfreunde Bauernfeld und Dessauer gehörten zu den Intimen bei Josefine von Wertheimstein. Sie schwärmten für die schöne, liebenswürdige Frau und mit ihnen jeder, der in die Nähe

der „Fee" kam, wie sie in diesem Kreise hieß. Ihre Schönheit war von jenem sanften, milden Licht, welches nicht blendet, sondern warm ins Herz dringt. Sie suchte nicht zu glänzen, sondern lediglich ihr Haus und ihre Geselligkeit in schöner Harmonie zu erhalten und es anderen gemütlich zu machen. Es waren nicht bloß flüchtige Besuche, zu denen sich ausgezeichnete Männer ins Wertheimsteinsche Haus gezogen fühlten; Adolf Wilbrandt, Ferdinand von Saar, wenn ich nicht irre auch Hans Hopfen, haben wochenlang die Gastfreundschaft der Villa in Oberdöbling genossen; Bauernfeld that, von treuester Pflege umgeben, dort seinen letzten Atemzug. Ich wurde durch Freund Unger, von dem ich später mehr zu erzählen habe, bei Frau von Wertheimstein und bei ihrer Schwester, der Baronin Todesco, eingeführt. Manches Diner in interessantem Kreise, manchen anregenden Abend habe ich in beiden Familien genossen. In besonders lebhafter Erinnerung stehen mir einige Familienfeste, für welche Dessauer und Bauernfeld die ergötzlichsten Vorbereitungen getroffen hatten. Allerlei komische Verkleidungsszenen, witzige „Schnaderhüpfel", von Dessauer in böhmisch-deutschem Dialekt vorgetragen — seine Spezialität —, heitere Vorträge der Kinder, die (eins schöner als das andere) in stattlicher Anzahl vorhanden waren, einmal sogar eine von Bauernfeld und Dessauer verfaßte Parodie der „Schöpfung" von Haydn!

Zu den stets willkommenen Freunden dieser Familien gehörte Mosenthal, der Dichter der „Deborah". Über

seine Dramen zu urteilen, ist nicht meines Amtes und hier am wenigsten der Ort. In der „Deborah“ steckt gewiß ein starker, dramatischer Kern, ein packendes, echt menschliches Grundmotiv, sonst wäre der anhaltende Erfolg dieses Stückes nicht zu erklären. Aber hier und noch mehr in seinen späteren Stücken liebte es Mosenthal, durch falsche melodramatische Effekte und Äußerlichkeiten zu wirken. Bei der ersten Aufführung eines Mosenthal-schen Dramas saß ich im Burgtheater neben Emil Kuh, dem Anhänger Hebbels und fanatischen Gegner aller auf das Galeriepublikum berechneten Effekte. So oft ein Sonnenuntergang in Mosenthals Stück vorkam, knirschte mein Nachbar empört: „Niederträchtiger Kerl!“, — ein Glockengeläute: „Niederträchtiger Kerl!“, ein Abendgebet: „Niederträchtiger Kerl!“ Ich glaubte vor Lachen zu ersticken, habe mich also jedenfalls gut unterhalten. Den Dichter konnte ich nicht sehr hoch stellen, aber der liebenswürdige, heitere und anhängliche Freund war mir wert geworden. Abgesehen von den Kritikern hat Mosenthal in Wien nur Freundschaft und Zuneigung in reichem Maß genossen. Sein rotblondgelockter Kopf mit dem zarten Teint und den gutherzigen blauen Augen war überall gern gesehen, sein heiteres, anregendes Gespräch überall gerne gehört. Es wurde ihm nicht ohne Grund Eitelkeit vorgeworfen. Schriftstellern und Künstlern verzeihen wir diese Schwäche, so lange sie nur nicht pathetisch und aggressiv wird. Jene Eitelkeit, die aus einem Frohgefühl über errungene Erfolge fließt, also den Charakter des Dankbaren, nicht des Begehrenden hat,

wird selten verletzen. So erschien sie, in kindlichster Form, auch bei Berthold Auerbach. Widerwärtig ist nur die arrogante Eitelkeit, welche mit gierigem Blick nach Lobsprüchen jagt, Anerkennung erpressen will, und wo diese Erpressung mißlingt, empfindlich und rachsüchtig wird. Daß Mosenthals Eitelkeit nichts von dieser häßlichen Empfindlichkeit hatte, beweist folgender Zug. Mosenthal hatte ein dramatisches Gedicht geschrieben: „Das gefangene Bild“, das ihn von viel tieferem poetischen Gehalt als seine anderen Stücke dünkte. Er mochte die ihm ungünstige Wiener Kritik fürchten und bat mich, etwas über das Stück zu schreiben. Ich las es und lehnte ab. „Warum?“ fragte Mosenthal. „Weil es mir gar nicht gefällt.“ Ich denke wirklich, daß wenige Dichter existieren, die mir eine so runde Weigerung nicht nachgetragen hätten. Mosenthal hat nie die leiseste Anspielung darauf gemacht und ist in langem freundschaftlichen Verkehr unverändert herzlich gegen mich geblieben. Ich erwähne und schätze einen solchen Zug, weil er selten ist. „Das gefangene Bild“ hätte ich freilich mit aller Anstrengung nicht loben können. Es ist dasselbe Stück, von dem Gutzkow mit schneidender Bosheit schrieb: „Wenn Herr Mosenthal eine solche Anbetung für augenverdrehende Madonnenbilder hat, warum läßt er sich nicht lieber taufen?“

Mosenthal, der aus Kassel nach Wien eingewandert war, hat sich aus kümmerlichen Verhältnissen heraufgearbeitet. Er war eine Zeit lang Hauslehrer bei einem der berühmtesten Wiener Banquiers. Im Sommer be=

gleitete er manchmal den wunderlichen alten Baron nach Ischl und leistete ihm da Sekretärdienste. Beim Frühstück las er ihm die eingelaufenen Briefe vor. Eines Tages war ein Brief einer ungarischen Gräfin darunter, welche das Ersuchen um ein bedeutendes Darlehen stellte. „Das ist mir sehr ärgerlich, sehr ärgerlich," brummte der alte Herr, „ich kann's doch dieser Dame nicht so rundweg abschlagen ... Lieber Mosenthal, antworten Sie der Gräfin sehr artig, ausweichend — Ihrer Feder wird das gewiß prächtig gelingen! Abends lesen Sie mir Ihre Antwort vor." Mosenthal bringt mit allem Aufwand lieblichster Redeblumen ein langes „schönes" Antwortschreiben zu stande und liest es dem Baron vor, der bei der Lektüre immer ungeduldiger auf seinem Fauteuil herumrückt. „Nein, nein," ruft er endlich, „Sie machen zu viel Phrasen. Das heißt alles nichts. Schreiben Sie der Gräfin: Weil ich nicht will!" Mosenthal konnte die Scene sehr drastisch erzählen.

Eine Seite von Mosenthals Thätigkeit streifte übrigens auch das musikalische Gebiet und interessierte mich näher. Er war in Deutschland so ziemlich der einzige namhafte Bühnendichter, der Operntexte schrieb. Er und immer nur er hat auf diesem unentbehrlichen und trotzdem in Deutschland so verödeten Gebiete produziert, fruchtbar und erfolgreich produziert. Er hatte nicht Musik gelernt, spielte kein Instrument, aber das musikalische Talent steckte in ihm. Er hörte gut. Seine klangvollen Verse kamen dem Komponisten auf halbem Wege entgegen. Ich erinnere an „Die lustigen Weiber von Windsor" und

„Das goldene Kreuz", zwei Opern, die einen großen Teil ihres starken und anhaltenden Erfolges dem guten Libretto verdanken. Eines Tages war ich mit Mosenthal und Herbeck bei Minnie Hauk, einer trefflichen Sängerin von munterem Geist und besonders glücklichem Erfolge in komischen Opern. „Mein sehnlichster Wunsch," sagte sie, „ist, daß jemand aus Shakespeares Bezähmter Widerspenstigen eine Oper mache; das könnte meine Rolle werden. Sie, lieber Mosenthal, sollten das Libretto schreiben! Thun Sie es doch!" Mosenthal fand den Vorschlag ausgezeichnet und versprach, die Sache zu überlegen, sobald man ihm einen geeigneten Komponisten nennen würde. Er ist nicht dazu gekommen. Aber Minnie Hauk war die erste, welche den wirksamen Opernstoff in Shakespeares Lustspiel erkannt hat, — zehn Jahre vor Widmann und Hermann Götz, deren „Bezähmte Widerspenstige" jetzt so erfolgreich die deutsche Opernbühne beherrscht. Mosenthal saß auch in der Direktion der „Gesellschaft der Musikfreunde", der er mit dem idealen Eifer des Liebhabers angehörte. Hier waren seine Ansichten und Vorschläge durchaus nicht phantasievoll, sondern praktisch und sachgemäß, erfüllt vom „bon sens", den er auch mit klarer Beredsamkeit zu verteidigen wußte. Mit ihm habe ich damals fast alle wichtigeren Musikangelegenheiten Wiens mit Nutzen und Vergnügen durchgesprochen.

Rührend war seine zärtliche Liebe für seine Frau. Als diese, ein hochbegabtes, liebenswürdiges Wesen, ihm nach kurzer glücklicher Ehe entrissen wurde, nahm

ein tiefer bleibender Kummer Besitz von ihm. Er klagte nicht, hing aber lebenslang mit schmerzlichem Erinnern an der Abgeschiedenen. Eine einzige neue, sehr harmlose Neigung hat er nach ihrem Tode gefaßt: die Liebe zur Cigarrette. Bis in sein vierzigstes Jahr hatte er nie geraucht; nun gewöhnte er sich in seiner Verlassenheit die Cigarre an, mehr als Trösterin, denn als Leckerbissen. Er überredete mich eifrig zu demselben Versuch und reichte mir anfangs Widerstrebendem in Marienbad die erste Cigarrette. Er wußte so hübsch dazu zu überreden: „Man ist nicht allein, man hat eine Gesellschaft!" Ein noch stattlicher Mann in Amt und Würden, ward er das Ziel mancher Heiratsbestrebungen. Warum er nicht wieder heirate? „Wer meine Frau gekannt hat," antwortete er, „wird begreifen, daß ich nach ihr an keine zweite denken kann." Auch in diesem Punkt habe ich bei gleich edlen und wahrhaften Charakteren das entgegengesetzte Gefühl erlebt. Als mein Kollege, Professor Eitelberger, in seinem vierzigsten Jahr seine vortreffliche Frau verlor, drängte es ihn nach Jahresfrist wieder zu heiraten. „Sie haben meine Frau gekannt und unser inniges Zusammenleben," sagte er mir, „und werden deshalb begreifen, daß es mir nicht mehr möglich ist, allein zu leben." Freilich hatte er das Glück, eine der ausgezeichnetsten Frauen Wiens, Jeanette Lott, in zweiter Ehe heimzuführen. So ist denn alles subjektiv im Gefühlsleben, kein Fall dem anderen gleich, und ein Witwer ebenso wenig zu bekritteln, weil er wieder heiratet, als weil er es unterläßt.

Josef Dessauer, dessen ich schon gelegentlich meines ersten Wiener Ausflugs gedacht habe, besaß den beweglichen Geist und zugleich den Stoffreichtum, der den „guten Gesellschafter" macht. Er kannte alle musikalischen Berühmtheiten und war in Paris, Mailand und Neapel zu Hause wie in Wien. Den Sommer brachte er meistens in den österreichischen Alpen zu, mit Alexander Baumann und der Sängerin Mathilde Wildauer. War auch sein vielseitigeres Talent keineswegs wie Baumanns an das Ländchen gebannt, so hatte er doch mit besonderer Liebe dessen kunstlose Melodien aufgefaßt und wiedergegeben. Eine feine Empfänglichkeit und Reproduktionskraft für nationale Charakteristik gehörte überhaupt zu Dessauers hervorstechenden Eigenschaften; seine französischen Romanzen, spanischen Boleros, die „Slawischen Melodien", endlich der reizende Ländlerkranz „Aus den Alpen" bezeugen es vollauf. Durch das Zusammenwirken zweier in die Gebirgswelt so warm eingelebter Künstler wie Baumann und Dessauer konnte eine österreichische komische Oper entstehen, ganz einzig in ihrer Art. Der Titel „Dominga", welcher am 5. Mai 1860 zum ersten Male auf dem Anschlagszettel des Kärntnerthor-Theaters prangte, belehrte uns, daß die beiden Freunde es vorgezogen hatten, sich weit weg von ihrem Lieblingsland auf spanisches Gebiet zu begeben. Leider! Baumanns Talent wurzelte in österreichischem Grund und Boden. Seine spanische „Dominga" war gänzlich mißraten, ein Libretto ohne Handlung, ein zähes Fortspinnen von lauter verbrauchten Situationen. Mit bangem Vorgefühl

sah Dessauer die erste Aufführung herannahen. „Leben Sie wohl," schrieb er mir am Morgen des 5. Mai, „und weinen Sie mir eine Thräne! Falle ich heute Abend, so geschieht es wenigstens an einem bedeutenden Tage — dem Todestage Napoleons I." Von einem „Fall" war allerdings keine Rede; die Oper erlebte noch einige Wiederholungen. Weiter jedoch reichte ihre Lebenskraft nicht. „Dominga" blieb die letzte Oper Dessauers, welcher, niedergeschlagen durch die halben Erfolge seiner dramatischen Werke, fortan auf die Bühne verzichtete. Seine überaus sensitive Natur empfand zudem auf das peinlichste all die kleinen Widerwärtigkeiten, Intriguen und Hemnisse, welche von einer ersten Opernaufführung unzertrennlich sind. Mit welcher Kraft und philosophischen Resignation Dessauer große Schicksalsschläge, unabwendbares Unheil zu ertragen wußte, hat er, alt, krank und erblindend in seinen letzten Leidensjahren gezeigt.

Immer seltener verließ er seine einsame Hagestolzenwohnung. Er war Hypochonder aus Princip und aus Neigung; das hatte ihm, dem häufig Verstimmten, in dem Bauernfeld-Baumannschen Kreise den Beinamen „Raunzeander" zugezogen. Der eigentümlich weiche, klagende Accent seiner Rede ließ diese Ausbrüche von Hypochondrie oft noch tragischer erscheinen, als sie gemeint waren. „Was fehlt eigentlich unserm Dessauer?" fragte man eines Tages Liszt, der eben von dort kam. „Das weiß er selbst nicht recht," erwiderte Liszt; „ich glaube, wenn er den „Don Juan" komponiert hätte, er wäre

der gesündeste Mensch." In dieser scherzhaften Antwort liegt etwas schlagend Wahres und Ernsthaftes nicht bloß für Dessauer allein. Den „Don Juan" komponiert zu haben, wäre noch für manchen andern eine sehr gesunde Medicin; sie verlängert ganz unglaublich das Leben — und gar nach dem Tode!

Lange vor seinem Hinscheiden war er als Komponist so gut wie verschollen. Da geschah es, daß eines Abends in dem Salon der Frau von Ladenburg die Rede auf Dessauer kam. „Morgen ist sein siebzigster Geburtstag," bemerkt die Hausfrau, zu deren ältesten Freunden Dessauer zählte. — „Da sollte doch dem Manne eine kleine Huldigung erwiesen und das Publikum darauf aufmerksam gemacht werden," ruft Unger. — „Hanslick soll es thun!" — „Sehr gern. Ich schreibe den Artikel, und Du verschaffst Dessauer einen Orden!" — Ich erhob mich sofort, um im Redaktionsbureau, wo ich Wurzbachs Lexikon um biographische Daten befragen konnte, einen kleinen Jubiläumsaufsatz zu schreiben und gleich in Druck zu befördern. Der Aufsatz erschien richtig am nächsten Morgen und hatte wenigstens das Gute, dem kranken alten Herrn eine unverhoffte Freude zu machen und ihm eine Menge Gratulationen zuzuführen. Unger, damals Minister, hatte auch nicht gezögert und beantragte beim Kaiser die Dekorierung Dessauers. Als ich Dessauer zu dem Franz Josefsorden gratulierte, meinte er schmerzlich lächelnd: „la moutarde après le diner!" Er hatte recht; in jungen Jahren hätte ihm diese Auszeichnung die größte Genugthuung gewährt; jetzt ließ sie ihn kalt.

Jeder junge Mensch, jeder, freut sich an einem Orden; insbesondere an dem ersten, den er bekommt. Der erste Orden, das ist für einen Mann, was der erste Ball für ein Mädchen. Spätere Kreuzchen und Bändchen machen schon weniger Spaß und die letzten gar keinen. Man müßte denn eine krankhafte Passion dafür haben, wie — um einen bedeutenden Mann zu nennen — Dingelstedt.

V.

Ich habe früher Frau Julie von Ladenburg genannt. Sie war die Tochter des hochgeachteten Banquiers Leopold von Lämmel in Prag und von Jugend auf befreundet mit meiner Schwester Lotti, deren ernstes Streben nach Bildung und lebhaften Sinn für Musik und Litteratur sie teilte. Anna Bamberger, die Schwester des berühmten Klinikers Prof. Heinrich Bamberger, war die dritte in diesem Kleeblatt. Ein glänzender Kinderball bei Lämmel gehört noch zu meinen vergnügtesten Prager Erinnerungen. Da hieß es: ein Bräutigam für Julie sei angekommen. Es war ein reicher junger Herr von Ladenburg aus Mannheim. Sie hatte ihn nie früher gesehen; trotzdem fand die von den Vätern geschäftlich vereinbarte Verlobung und Vermählung unverweilt statt. Eine jener Heiraten, die Unger mit den Worten charakterisierte: „100 Stück Nordbahn heiraten 100 Stück Südbahn." Der beiderseitige Reichtum gilt in gewissen Gesellschaftsklassen als die einzige und völlig ausreichende Garantie für das Glück der Brautleute.

Ladenburg, aus einer angesehenen Banquierdynastie stammend, war ein geschickter Finanzmann und gar kein übler Mensch. Aber für den hohen Geist, die Bildung und den seltenen Charakter seiner Frau besaß er wenig Verständnis. Die beiden lebten ohne Zank und ohne Zärtlichkeit nebeneinander her. Julie von Ladenburg war durchaus nicht schön; ihr edler Kopf saß auf einem zu kleinen und vollen Körper; sie erinnerte mich an Fanny Lewald. Was ihren Umgang so angenehm machte, war der unwandelbare Ausdruck von ruhiger Güte und Milde, der Hauch feiner Geistes- und Herzensbildung. Sie prunkte nie mit ihrem Geist, liebte aber den freundschaftlichen Verkehr mit Männern, deren Gespräch ihr Anregung und Belehrung bot. Josef Unger, Josef von Walther, der Chemiker Professor Hlasiwetz, der junge Rechtsgelehrte Adolf Exner, Dessauer, Leopold von Hasner und einige ältere Prager Freunde bildeten ihren intimeren Kreis, der sich im Sommer auch gern auf ihrer herrlichen Villa in Pötzleinsdorf versammelte. Sie klagte in den letzten Jahren über anhaltend quälenden Kopfschmerz. Die Ärzte konnten ihrem Leiden nicht auf den Grund kommen, glaubten vielleicht nicht einmal recht daran und empfahlen ihr Luftveränderung. Die arme Frau reiste nach Florenz und starb dort wenige Tage nach ihrer Ankunft. Es war eine tief schmerzliche Nachricht für uns alle. Ihr Gatte, Ludwig von Ladenburg, ist ihr bald im Tode nachgefolgt.

In einer Gesellschaft bei der Baronin Todesko, machte

ich auch die persönliche Bekanntschaft zweier dramatischer Künstler, die ich im Burgtheater oft bewundert hatte: Karl La Roche und Frau Julie Rettich. Als ich La Roche von einigen Rollen sprach, in welchen er mir einen tiefen Eindruck gemacht, nannte ich auch den König Lear. „Das ist nicht möglich," entgegnet er etwas heftig, „ich bin nie als König Lear aufgetreten!" — Entschuldigen Sie, es war im Sommer 43 oder 44 in Prag." „Ja, da haben Sie wirklich recht, es ist so," und mit einer gewissen Verschämtheit, welche dem alten Herrn unendlich liebenswürdig zu Gesicht stand, bekannte er, daß es stets sein Herzenswunsch gewesen, den König Lear zu spielen; in Wien habe er es aber wegen Anschütz nie gewagt und sich nur in der Provinz einmal diese Freude bereitet. König Lear wurde damals in Prag noch mit „gutem Ausgang" gespielt: Cordelia bleibt am Leben und zieht mit ihrem überglücklichen alten Vater in die Heimat. Eine andere großartige Leistung von La Roche war sein Franz Moor, und auch diesen hat das Burgtheater nie zu sehen bekommen. In dem vormärzlichen Wien und noch eine zeitlang später galten Schillers „Räuber" für revolutionär und nicht burgtheaterwürdig. Einige Schritte weiter, im Leopoldstädter oder Wiedner Theater durften sie aber gegeben werden, — auch ein echt Metternichscher Zug! und hier war es La Roche erlaubt, „zu wohlthätigem Zweck" als Gast den Franz Moor zu spielen. Als Laube den Eintritt der „Räuber" ins Burgtheater durchsetzte, war La Roche schon zu alt für den Franz. Die Rolle be-

gründete den Ruf und die Carriere des damals dreiund-zwanzigjährigen Lewinsky.

Julie Rettich, auch im bürgerlichen Leben ein idealer Charakter von angeborener Hoheit, las an dem Abend einige ihr besonders liebe Gedichte von Lenau. Ich freute mich an ihrem Gespräch und noch mehr an ihrer Einladung, sie an einem der nächsten Abende zu besuchen, wo ich Bekannte treffen würde. Es war ein nicht großer, aber auserlesener Kreis, in dem man sich auf das ungezwungenste bewegte. Minister Schmerling, Friedrich Halm, der Haus- und Hofpoet der Rettich, Bauernfeld, Dessauer, zwei liebenswürdige junge Sängerinnen: Karoline Bettelheim und Friederike Fischer, endlich — Fanny Elsler. Die berühmte, von ganz Europa vergötterte Tänzerin war damals eine Frau von etwa sechzig Jahren, machte aber noch immer den Eindruck des Lieblichen, beinahe Jugendlichen. Ihr Gesicht, ein regelmäßiges Oval, war faltenlos und ihre vollen weißen Schultern und Arme wurden überall bewundert, wo sie dekolletiert erschien. Ich hatte Fanny Elsler, die seit lange der Bühne nicht mehr angehörte, niemals tanzen sehen. Dieses Bekenntnis brachte mir von dem älteren Teil der Rettichschen Gesellschaft Äußerungen des tiefsten Mitleids ein. Namentlich die beiden Senioren, Minister Schmerling und Dessauer, konnten nicht genug erzählen, mit welch unbeschreiblicher Grazie Fanny die Cacchucha getanzt habe, mehr mit den Bewegungen der Arme, des Oberleibs, des Kopfes, als der Füße. Von dieser begeisterten Schilderung war nur

ein Schritt zu der flehentlichen Bitte, sie selbst möchte uns Jüngeren einen Begriff von ihrer Kunst geben. „Aber hier — im schwarzen Seidenkleid — als alte Frau!“ Sie deprecierte ein Weilchen in liebenswürdigster Bescheidenheit. Es half nichts, die Herrin des Hauses unterstützte die Bitten der Freunde, und Fanny Esler erhob sich von ihrem Fauteuil. Sie bat mich ans Klavier, wo sie mir das Tempo der Cacchucha angab, viel langsamer, als man es gewöhnlich hört. Es war mein Glück, daß diese einfache Musik nicht zu verfehlen ist, denn ich mußte sie, um keine Bewegung der Elsler zu verlieren, mit vom Klavier weit abgewendeten Kopfe spielen. Aber es war ein Anblick, den ich nicht vergesse. Fanny Elsler hatte ihr Kleid ein wenig geschürzt und tanzte, oder vielmehr schwebte zwei- bis dreimal den geräumigen Saal auf und nieder mit so graziösem, ausdrucksvollen Beugen und Neigen des Hauptes und Oberkörpers, mit so runden, welligen Bewegungen der Arme, daß mir zum erstenmal klar wurde, was ein idealer Tanz sei. Unsere Ballettänzerinnen tanzen doch alle nur mit den Beinen. Bei einem Besuch, den ich ihr mit Dessauer in ihrer Wohnung machte, ward sie mir vollends sympathisch. Sie traf es vollkommen und ohne die mindeste Anstrengnng, was oft den gescheitesten Frauen so schwer wird: nicht jugendlicher scheinen zu wollen, als sie war. Niemand hätte es dieser feinen, alten Dame angesehen, daß sie von früher Jugend auf als Ballettänzerin die unerhörtesten Triumphe gefeiert hatte. Sie ist erst im Jahre 1884 gestorben und hat unsere liebens-

würdige Wirtin von jenem Cachucha-Abend, Julie Rettich, fast um zwanzig Jahre überlebt. Diese ist im rüstigsten Alter einem furchtbaren, krebsartigen Leiden erlegen, das mit grausamer Langsamkeit zollweise ihren Leib zerstörte. Die gefeierte Tragödin hat sich auch in dem Trauerspiel ihres eigenen Lebens als bewundernswürdige Heldin erwiesen.

Zu den Familien, in denen echt Wienerische prunklose Gemütlichkeit mit echter Bildung und anregendstem Geist verbunden herrschte, gehörte das Haus Hornbostel. Theodor von Hornbostel, ein hochbegabter Mann und bedeutender Industrieller, war im Jahre 48 zum Handelsminister ernannt worden. Einen liebenswürdigeren und freisinnigeren hat es schwerlich gegeben, — wie alle Märzminister regierte er nicht lange und hat es leicht verschmerzt. Er fühlte sich am wohlsten und war am angenehmsten im Kreise seiner zahlreichen Familie. Seine Gattin, eine Frau von hellem, munterm Verstand, war ihm geistig ebenbürtig. Nichts Hübscheres, als wenn dieses Elternpaar vergnügt im Kreise seiner Kinder mittanzte, auf den zwanglosen Tanzabenden, die dort unter dem Titel „Adoleszentenbälle" hauptsächlich der reiferen Jugend gewidmet, aber auch von uns Erwachsenen eifrig mitgenossen wurden. Dort traf ich auch einmal Frau von Dingelstedt (Jenny Lutzer), die ich 30 Jahre früher als Gymnasiast in Prag bewundert hatte. Auf der damals vortrefflichen Prager Opernbühne war sie die erste Norma, die erste Adina, die erste Jessonda, die erste Isabella (in „Robert der Teufel") gewesen. Kapell-

meister Dessoff, der sie niemals gehört hatte, äußerte zu Dessauer den sehnlichen Wunsch: wenn sie nur etwas singen möchte, ein paar Takte nur! „Das wird gar nicht schwer halten,“ meinte Dessauer und meldete der Sängerin Dessoffs Verlangen. Sofort setzte sich Frau von Dingelstedt ans Klavier und begann das Vorspiel zu Schuberts „Nonne“. Dessoff lehnte sich ihr gegenüber dicht ans Piano, um nur ja keinen Ton, keine Miene der berühmten Primadonna zu verlieren. Ich war vorsichtiger und begab mich, nichts Gutes ahnend, mit Dessauer ins anstoßende Zimmer. Jenny Lutzer war in ihrer Jugend eine entzückende Koloratursängerin gewesen, aber niemals eine dramatische und so mochte auch früher ein auf großen Ton und leidenschaftlichen Vortrag berechnetes Lied wie die „Nonne“ nicht in ihrer Sphäre gelegen sein. Jetzt war sie überdies eine sehr korpulente bejahrte Frau, deren Stimme längst den Silberklang von ehemals verloren hatte. Kaum hatte sie die letzte Note gesungen, als Dessoff mit krampfhaft gerötetem Gesicht, atemlos zu uns ins Nebenzimmer stürzte und sich auf den Divan warf. Es habe ihm so furchtbare Anstrengung gekostet, das Lachen zu verbeißen. Ganz zornig behauptete er, das könne unmöglich eine herrliche Stimme, eine große Sängerin gewesen sein. Dessauer und ich widerlegten sehr nachdrücklich seinen Irrtum, hatten wir doch beide die Lutzer ehedem enthusiastisch bewundert. „Wie konnten Sie auch vergessen,“ schalt Dessauer, „welche Wandlung dreißig Jahre in der schönsten Sopranstimme hervorbringen! Und wie konnten

Sie so unvorsichtig sein, sich dicht vor die Sängerin hinzupflanzen!"

Noch eines geselligen Abends möchte ich hier erwähnen, auf welchen die Musik ein überaus komisches Streiflicht warf. Es war bei Hofrat Vesque von Püttlingen, dessen ich schon früher erwähnte. In seinem Hause, das eine heitere Kinderschar belebte, herrschte die anmutigste Ungezwungenheit. Keine „hochgestellten Herren", lauter Künstler und Schriftsteller. Musik nahm stets ein ziemliches Stück des Abends in Beschlag. Es ist wahr, daß Vesque den Gästen fast immer nur die Lieder von J. Hoven, also seine eigenen, vorsang, aber ebenso gewiß, daß kein anderer sie so gut vorzutragen verstand. Der geistreiche, leicht pointierende, fast französisch angehauchte Ton, welchen er in den Vortrag, namentlich seiner humoristischen Lieder, zu legen wußte, wirkte ganz einzig. Er war ein geschulter Sänger mit bereits stark abwelkender Stimme und der französische Ausdruck „dire un couplet" wie geschaffen für seine Vortragsweise. Vesque hat die ganze „Heimkehr" von Heine vollständig komponiert, — achtundachtzig Lieder! Diese „Heimkehr" hat eigentlich keinen inneren Zusammenhang; sie bietet in buntem Wechsel lyrische, beschreibende und epigrammatische Gedichte, tollen Scherz und tiefes Leid. Viele Gedichte darin sind Erzeugnisse des Witzes und der Ironie. Die spezifisch Heinesche Mischung von Naivetät und sich selbst überspringendem Bewußtsein, die ironische Selbstvernichtung edler Gefühle liegt so weit ab vom Wesen des Musikalischen, daß sie kaum fähig

scheint, ein melodisches Spiegelbild hervorzurufen. Auch Schumann hat mit dem Liede „Ein Jüngling liebt' ein Mädchen" nach meiner Empfindung eine musikalische Mesalliance gemacht; das Gedicht will von der Musik nichts wissen, es wirft sie ab. Vesque sah sich, bei geringerer musikalischer Kraft, durch seinen scharfen Verstand und feine Bildung wesentlich unterstützt gerade für solche gewagte Aufgaben; er hat sie nicht selten überraschend gelöst. Manche dieser Kompositionen „unkomponierbarer Gedichte" werden stets ästhetische Kuriosa bleiben; bei Hoven sind es wenigstens geistreiche Kuriosa.

Ich komme nun zu meiner Geschichte. Vesque hatte eine musikalische Soiree für den berühmten Geiger Henri Vieuxtemps veranstaltet. Ein wunderbarer Künstler mit der Violine in der Hand, — ohne die Violine ein wahres Kind, naiv, unerfahren, ungeschickt, begriffsstützig. Ich sitze neben ihm, als Vesque sich ans Klavier setzt, sich räuspert und zu präludieren beginnt. — „Singt Mr. Vesque auch?" fragt mich Vieuxtemps. — „Ja." — „Komponiert er vielleicht selbst?" — Mir ward angst und bang bei dieser Frage; ich sah Unheil voraus und soufflierte rasch meinem erstaunt lächelnden Nachbar, Vesque werde einige von seinen Heineschen Liedern singen, und zwar zuerst (wie er in der Regel that) die humoristischen, auf die er besonderen Wert lege. Wider alles Erwarten begann aber Vesque mit dem „todten Pfarrer", der mit warnendem Finger an das Fenster klopft. Mit dem letzten Akkord beginnt Vieuxtemps lachend in die Hände zu klatschen: „Ah, c'est drôle! comme cela

est drôle!“ und schüttelt sich vor Heiterkeit. Er verstand kein Wort deutsch und hatte in blindem Vertrauen auf mich den „todten Pfarrer“ für ein humoristisches Lied gehalten. Ich trete ihm heftig auf den Fuß: „Taisez-vous, malheureux; cela n'est pas drôle, c'est triste.“ Wie er nun sein Gesicht langsam in kondolierende Falten legte und gerührt zu Boden blickte, — es war unbeschreiblich und ich habe die Szene nie vergessen. Zum Glück intonierte Vesque sehr schnell ein anderes Lied und wirklich ein heiteres; ich wischte mir den Angstschweiß von der Stirne und konnte dem guten Vieuxtemps zuflüstern: „So, jetzt dürfen Sie lachen.“

Vieuxtemps, der im praktischen Leben wirklich einen Vormund brauchte, hatte auch einen: seine Frau; eine gescheite, kalte, kerzengerade Dame, die ihn unerbittlich regierte. „Was werden Sie in Ihrem nächsten Konzert spielen?“ fragte ich ihn. Er wendet sich gegen seine Gestrenge und giebt die Frage weiter: „Ma chère, was werde ich spielen?“ Madame Vieuxtemps machte nämlich die Programme. Wenn Vieuxtemps in seiner kindischen Naivetät zu laut lachte oder etwas Ungeschicktes sagte, traf ihn sofort ein fürchterlicher Blick seiner Gebieterin, — und Henri krümmte sich zusammen, wie ein gescholtenes Hündchen. Madame Vieuxtemps begleitete ihn in seinen Konzerten auch ganz gut auf dem Klavier. In einem Konzertbericht erlaubte ich mir die unschuldige Bosheit, ihr Zusammenspiel als das Abbild einer Musterehe zu rühmen, wo der Mann den Ton angiebt, und die Frau sich bescheiden unterordnet. Da in den Wiener

Gesellschaftskreisen Vieuxtemps' Pantoffelheldentum bekannt war, so verstand man den Spaß und lachte herzlich. Aber Madame hatte ihn auch verstanden und schenkte mir nie mehr einen Blick.

VI.

In Gutzkows Arbeitszimmer trat eines Tages ein orientalisch aussehendes Männchen, der Dichter des Schauspiels „Anne-Lise“, mit den Worten: „Ich heiße Hersch.“ — „Das sehe ich,“ erwiderte mit boshaftem Lächeln Gutzkow. Daran mußte ich denken, als sich eines Morgens ein kleiner, verwachsener, schwarzbrauner Kobold mir mit den Worten vorstellte: „Ich heiße Hirsch.“ Das glaubte ich ihm auch aufs Wort und frug nach seinem Begehr. Julius Hirsch, übrigens ein im national-ökonomischen Fach sehr tüchtiger Journalist und durch-aus ehrenwerter Charakter, war eine Art Sekretär des Herausgebers der „Presse“, des mächtigen August Zang. Von diesem überbrachte er mir die Einladung, als stän-diger Musikreferent in die „Presse“ einzutreten und be-tonte die Bedeutung dieses Blattes wiederholt mit dem sonderbaren Ausruf: „Wir sind kein Kreuzerblatt, wir kosten acht Gulden!“ Unnötige Versicherung; die „Presse“ war als die gelesenste und einflußreichste politische Zei-tung Wiens anerkannt. Ich nahm den Vorschlag bereit-willig an; war mir doch der Abschied von dem ewig zensurierenden, bureaukratisch ängstlichen Redakteur der „Kaiserlichen Wiener Zeitung“ nicht schwer. In der

„Presse“ konnte ich zu einem viel größeren Leserkreis sprechen und mit vollständigster Unabhängigkeit. Die materiellen Vorteile waren nicht bedeutend. Als ein Beispiel, welcher Unterschied zwischen den Honoraren von damals und den heutigen bestand, sei erwähnt, daß mir die „Presse“ keinerlei fixen Gehalt, sondern bloß zwölf Gulden österreichischer Währung für jedes Feuilleton auszahlte. Und doch war diese Zeitung die wichtigste und einträglichste in Österreich. Freilich ihr Eigentümer war auch der geizigste von allen.

August Zang, ein offener Kopf und energischer Charakter, aber ohne gründliche litterarische Vorbildung hatte früher in Paris eine Bäckerei nach Wiener Art („Boulangerie Viennoise“) gegründet. Er benützte einen glücklichen Zeitpunkt in dem neu erwachenden politischen Leben Österreichs, um heimzukehren und statt des Bäckerladens eine Zeitung aufzumachen. Der außerordentliche Aufschwung seiner „Presse“ bewies zur Genüge das seltene administrative und finanzielle Talent, die zielbewußte rastlose Arbeitskraft Zangs. Die politische Aufgabe des Blattes vertrat er mit unerschrockenem Mut, die finanzielle mit ebenso großem und erfolgreichem Talent. Dabei war er eine ganz realistische Natur; Kunst, Wissenschaft und schöne Litteratur existierten nicht für ihn. Seine gänzliche Gleichgültigkeit gegen Musik und Theater hatte wenigstens die eine gute Folge, daß es ihm nicht beifiel, die Unbefangenheit seiner Kritiker, durch Protektion dieser oder jener Künstlerin, im mindesten zu beeinflussen. Das galt damals keineswegs von allen

Wiener Journalen. Es gab hier eitle Zeitungspaschas, in deren Soireen die berühmtesten Künstler singen, spielen, deklamieren mußten. Thaten sie es nicht, so hatten sie sehr ungnädige Rezensionen zu erwarten. Die Kritiker schrieben häufig unter dem moralischen Druck der persönlichen Gunst oder Ungunst, womit ihr Prinzipal den betreffenden Künstler beehrte. Solchen Dingen war man bei Zang nicht ausgesetzt. Es fiel ihm nicht ein, für Künstler Soireen zu geben; meines Wissens gab er überhaupt keine. Er war ganz Geschäft. Sein einziger Ehrgeiz, sein einziger Stolz war seine Zeitung, von deren Einfluß und Unentbehrlichkeit er eine großartige Vorstellung hatte. „Es muß noch dahin kommen, daß die Königin von England ihre Thronrede als Inserat in die „Presse" giebt." Das war ein Scherz, aber ein sehr charakteristischer.

Einmal ließ er mich zu einer wichtigen Unterredung bitten. Er finde es notwendig, daß alle Künstler, die in der „Presse" besprochen sein wollen, ihre Konzertanzeigen inserieren lassen. „Wer das nicht thut, über den wird nicht geschrieben. Wir sind nicht da, um die Geschäfte dieser Leute zu machen." — Ich stellte ihm das Unpassende, ja Unmögliche einer solchen Maßregel vor. Während man die Konzerte der kläglichsten Anfänger zu besprechen hätte, falls sie dieselben nur inserieren, mußte man über die größten Künstler, wie Joachim, Rubinstein, Clara Schumann, Jenny Lind konsequent schweigen, weil gerade diese keiner Zeitungsannoncen bedurften, um ein volles Konzert zu erzielen. Eigensinnig,

wie er war, ließ aber Zang von seiner Idee nicht ab. „Es steht in Ihrer Macht,“ erwiderte ich, „eine so merkwürdige Neuerung in Ihrem Blatt einzuführen, aber ich werde es nicht sein, der sie ausführt. Von heute an bitte ich, mich als ausgetreten zu betrachten.“ Mit einem verdrießlichen Brummen entlassen, ging ich nebenan in die Redaktionszimmer und nahm Abschied von den mir persönlich bekannten Mitarbeitern Friedrich Uhl, Etienne und Max Friedländer. Diese gaben mir recht, prophezeiten aber, Zang würde von seinem Vorhaben von selbst abstehen. So geschah es auch. „Ich heiße Hirsch“ kam einige Tage später im Auftrage Zangs zu mir mit der Erklärung, es solle alles beim alten bleiben.

Ich hatte drei bis vier Jahre für Zang gearbeitet, als einige ihm näherstehende Herren seiner Redaktion ihm aus freiem Antrieb zuredeten, er möge mein doch gar zu armseliges Honorar erhöhen. Nach langem Sträuben entschloß er sich, mir anstatt zwölf Gulden, fünfzehn Gulden für das Feuilleton zu bewilligen. Über dieses Honorar bin ich während der neun Jahre meiner Thätigkeit bei der Presse nicht hinausgekommen. Zangs Geiz ist zuletzt sein Unglück geworden. Als er seinen beiden unersetzlichen Hauptmitarbeitern, Etienne und Friedlaender, welche die Seele des Blattes waren, eine Erhöhung ihrer Bezüge verweigerte, traten sie, samt dem ausgezeichneten Chef der Administration, Adolf Werthner, aus und gründeten 1864 ein eigenes Blatt, die „Neue freie Presse“, welche bald die Zangsche alte „Presse“ weit überflügelte. Friedlaenders Wunsch, ich möchte

diesen Exodus mitmachen, habe ich mit Freuden sofort erfüllt. Es war keineswegs Zangs Knauserei, was mir den Mann geradezu widerwärtig machte, sondern seine ganze Natur, die keine Ideale kannte, noch anerkannte, und die Publizistik lediglich von der geschäftlichen Seite begriff. Er hatte ein hochfahrendes, trockenes, brüskes Wesen, das mich abstieß wie sein Äußeres. Die kleine aufgestülpte Nase mit den runden Nasenlöchern gab dem Kopf einen Ausdruck trotziger Gemeinheit; nie fiel aus den brillenbewehrten grauen Augen ein freundlicher Blick, nie von den sinnlich aufgeworfenen Lippen ein gemütvolles Wort. Mir war der ganze Mann so antipathisch, daß ich es vermied mit ihm zusammenzutreffen; ich habe ihn während der ganzen Jahre auch nur drei- bis viermal gesprochen. Zang hat sehr viel Geld und äußerst wenig Freunde hinterlassen.

VII.

Wäre ich Beamter von Beruf und Neigung gewesen, ich hätte mir keinen angenehmeren Dienst wünschen können, als den im Unterrichtsministerium. Aber unter dieser ruhigen Seefläche rumorte in mir immer stärker eine revolutionäre Unterströmung: die Musik, die allein mir inneres Genügen bot. Des öfteren wurde ich gefragt, weshalb ich denn nicht die kleine Beamtenstelle aufgebe und mir auf Grundlage meiner musikalischen Kenntnisse eine unabhängige Stellung schaffe als Journalist, als Lehrer oder Redakteur einer Musikzeitung? Ich hatte aber nie

den Wagemut zu solch eingreifendem Entschluß, nie so viel Zutrauen in meine Fähigkeiten und in mein Glück. Mit lebhaftestem, staunendem Mitgefühl las ich kürzlich Ludwig Pietschs autobiographische Skizze „Wie ich Schriftsteller wurde“. Dieser hochbegabte Mann hat den Mut, ohne das kleinste sichere Einkommen zu heiraten; er arbeitet frisch und fröhlich als Familienvater, ohne zu wissen, womit er den nächsten Vierteljahrszins bezahlen, ja wovon er mit Frau und Kindern die nächste Woche leben werde. Er nimmt die geringfügigste Arbeit an, von Fall zu Fall, als Zeichner, als Schriftsteller; mit dem erledigten Pensum steht er immer wieder in derselben Ungewißheit. Zu solchem Heroismus habe ich stets mit Bewunderung aufgeblickt. Mir wäre es unmöglich gewesen, eine, wenngleich sehr bescheidene, aber sichere Anstellung aufzugeben für etwas Unsicheres. „Vierhundert Gulden fix,“ pflegte einer meiner Kollegen zu sagen, „macht achthundert Gulden.“ War es angeboren, oder mehr noch Einfluß der Erziehung, ich hielt stets auf strenge wirtschaftliche Solidität, kannte keinen schrecklicheren Gedanken als „Schulden“ und habe auch nie welche gehabt. Ich sehe jetzt wohl ein, daß meine Genauigkeit in jungen Jahren ans Pedantische grenzte. Träumte ich doch kein größeres Glück als Reisen, und konnte in den Jahren der schönsten Empfänglichkeit so gut wie andere Frankreich, Italien, Griechenland sehen, wäre ich nur so mutig gewesen, mir ein paar hundert Gulden auszuborgen. Aber der Gedanke, Schulden zu haben — nein, der hätte mir die schönste Reise vergällt. So dachte ich denn

auch keinen Augenblick daran, meine Beamtenstellung aufzugeben, so wenig sie mir innere Befriedigung gewährte. Wenigstens ließ sie mir freie Zeit genug, mein Lieblingsstudium weiterzutreiben. Ich that dies mit allem Ernste und kannte kein höheres Streben, als meine musikalischen Kenntnisse zu vermehren und zu vertiefen. Zu diesem Behufe ging ich durch Monate fast regelmäßig vom Essen in die Hofbibliothek und las da Partituren und Bücher, bis man uns zum Fortgehen läutete. Partituren größtenteils von alten Opern, die mich stets am meisten interessierten. An Büchern hauptsächlich Ästhetik und Geschichte der Musik. Himmel, was habe ich da alles zusammengelesen und exzerpiert! Bei diesem Studium war ich ganz allein auf mich angewiesen, hatte niemand, bei dem ich mir Rats erholen konnte. Die Abende, bis auf zwei oder drei, welche Geselligkeit oder Theater in Anspruch nahmen, verbrachte ich regelmäßig studierend zu Hause bei einem Glas Bier, oder wenn sich Schläfrigkeit einzustellen drohte, bei einer Tasse Thee. Die Studien kamen meinen Musikkritiken zu gute und diese wiederum den ersteren. Ich darf mir wenigstens das Zeugnis geben, nicht unfleißig gewesen zu sein.

Die Lektüre so vieler Bücher musik-ästhetischen Inhalts, die alle das Wesen der Musik in die durch sie erregten „Gefühle" setzten, und ihr eine sehr bestimmte Ausdrucksfähigkeit zuschrieben, hatten längst Zweifel und Opposition in mir wach gerufen. Gleichzeitig erhoben sich lärmend die ersten enthusiastischen Stimmen für Wagners Opern und Liszts Programm-Sinfonien. Ich ließ meine

eigenen Ideen über die Sache in mir arbeiten und reifen, bis sie sich zu der bekannten Abhandlung „Vom Musikalisch-Schönen“ gestalteten. Mit Bemerkungen über den Inhalt dieses vielzitierten und vielgeschmähten Büchleins will ich meine Leser nicht behelligen, aber einiges von den Schicksalen desselben dürfte sie interessieren. Ich trug das Manuskript den beiden größten Buchhändlerfirmen Wiens zum Verlage an. Obwohl mein Name durch mehrjährige journalistische Thätigkeit in Wien bekannt war, und trotzdem ich auf jedes Honorar verzichtete, lehnten doch beide Buchhandlungen den Verlag rundweg ab. Sie müßten dabei sicheren Schaden leiden, denn wer sollte eine wissenschaftliche Abhandlung über Musik kaufen? Und doch betrug das ganze Büchlein nicht über sieben Druckbogen! Aufs tiefste herabgemuntert, erzählte ich mein trauriges Erlebnis dem mir sehr wohlgesinnten Rudolf von Eitelberger, der als Redakteur des „Literaturblattes der Wiener Zeitung“ mehrere Aufsätze von mir veröffentlicht hatte. — „Ihre Abhandlung muß gedruckt werden!“ rief er lebhaft. „Schicken Sie das Manuskript an den Verleger Rudolf Weigel nach Leipzig; ich werde ihm gleich darüber schreiben.“ — Ich that so und erwartete ziemlich hoffnungslos die Antwort. Sie kam nach geraumer Zeit. Weigel begann mit der Erklärung, daß er zwar ausschließlich Werke über bildende Kunst verlege, — daher seine Verbindung mit Eitelberger, — und für mein Buch schwerlich Käufer finden werde. Indeß, die Lektüre habe ihn persönlich lebhaft angesprochen, und deshalb wolle er, selbst

mit Aussicht auf geschäftlichen Verlust, den Verlag übernehmen. Er bot mir hundert Thaler für das Ganze, und „falls es dazu kommen sollte", für jede weitere Auflage die Hälfte. Ich war überglücklich. Der brave Weigel hat übrigens sein Wagstück nicht zu bereuen gehabt, denn das im Jahr 1854 erschienene Buch hat seither acht Auflagen erlebt, also, bei der Geringfügigkeit des Honorars, dem Verleger ein artiges Sümmchen abgeworfen. Fast in alle europäischen Sprachen übersetzt, dürfte das Büchlein, mit all seinen Mängeln, manchen Nutzen, oder nach Auffassung der Wagnerianer, vielen Schaden gestiftet haben. Mit welcher Aufregung erwartete ich das erste gedruckte Exemplar und drückte das Kindchen zärtlich ans Herz! Am glücklichsten machte mich die Freude meines Vaters an diesem „ersten Buch" und an den lobenden Rezensionen, die ich ihm brühwarm nach Prag schickte. Auch machte es mich nicht wenig stolz, daß Männer wie Th. Vischer, David Strauß, Lotze, M. Schleiden, A. B. Marx, Ferdinand Hiller — zwar nicht durchweg einverstanden, aber warm und herzlich anerkennend mir darüber schrieben. Ihre Worte, sowie ein Satz in Helmholtz' epochemachendem Werk[1]) trösteten

[1]) „Inzwischen hat die Ästhetik der Musik in denjenigen Fragen, deren Entscheidung mehr auf psychologischen als auf sinnlichen Momenten beruht, unverkennbare Fortschritte gemacht, namentlich dadurch, daß man den Begriff der Bewegung bei der Untersuchung der musikalischen Kunstwerke betont hat. Eduard Hanslick hat in seinem Buche „Über das Musikalisch-Schöne" mit schlagender Kritik den falschen Standpunkt überschwänglicher Sentimentalität, von dem aus man über Musik zu theorisieren liebte, angegriffen und zurück-

mich über die gegnerischen Broschüren meines Freundes Graf Laurencin, der Herren A. Kullak, Lobe u. a.

Einige Zeit nach dem Erscheinen meiner Abhandlung drangen Emil Kuh und der Komponist Karl Debrois van Bruyck in mich, ein Exemplar Hebbel zu überreichen. Ich zögerte anfangs, da meine zweijährige Abwesenheit von Wien und hierauf meine Überbürdung mit Studium und Arbeiten den Verkehr mit Hebbel unterbrochen hatten. Auch wußte ich, daß Hebbel sich für musikalische Fragen nicht interessiere. Die Freunde betonten jedoch, Hebbel sehe es gern, wenn man ihm eine litterarische „Huldigung" darbringe. So ging ich denn hin und wurde von Hebbel etwas förmlich, aber nicht unfreundlich empfangen. Ich war damals zu sehr beschäftigt, um meinen Besuch bald wiederholen zu können, freute mich jedoch, Hebbel eines Abends in einer Gesellschaft bei Prof. Bonitz zu begegnen. Ich gehe auf ihn zu und spreche ihn an. Er sagt kurz „Guten Abend", wendet sich ab und würdigt mich weiter keines Blickes. Höchst befremdet von diesem Benehmen, für das ich mir keine Erklärung wußte, schrieb ich nächsten Tags an Debrois, ob er mich darüber aufklären könne? Die gewünschte Aufklärung liegt jetzt vor Augen des ganzen Publikums in dem soeben (1892) von Felix Bamberg veröffentlichten zweiten Band von „Hebbels Briefwechsel". Hebbels höchst charakteristischer Brief an Debrois lautet: „Der Brief des Herrn Dr. Hanslick, den Sie die Güte hatten, mir mitzuteilen, giebt mir Gelegenheit,

---

gewiesen auf die einfachen Elemente der melodischen Bewegung" (Helmholtz, „Tonempfindungen". 4. Auflage 1877. S. 3).

mich über einen Punkt zu äußern, von dem ich lange glaubte, daß er sich von selbst verstände, der jedoch, wie mannigfache Erfahrungen mich belehren, wenigstens in Wien einer Beleuchtung bedarf. Es begegnet mir nicht selten, daß junge Männer sich in meinem Hause einführen lassen, und nach längerer oder kürzerer Frist, nachdem sie alle möglichen gesellschaftlichen Aufmerksamkeiten genossen, zuweilen sogar Beweise besonderen Vertrauens erfahren haben, plötzlich ohne allen Grund wieder verschwinden. Zu diesen jungen Männern gehört auch Dr. Hanslick .... Dasselbe Benehmen gestatten sich aber im gegenwärtigen Moment abermals ein paar Personen; soll ich es etwa nicht bemerken und, als ob ich auf die allgemeinen Menschenrechte keinen Anspruch hätte, ein ewiges Lächeln entgegensetzen? .... Sie selbst haben dies alles hundertmal aus meinem Munde gehört und wissen, daß es sogar schon direkt auf den Dr. Hanslick angewendet wurde, als er mir sein Buch über Musik brachte und sich nach Entgegennahme meines Urteils abermals für immer unsichtbar gemacht hatte. Sie waren daher auch ohne diesen Brief im stande, ihn über das Motiv meines Benehmens bei unserem zufälligen Zusammentreffen aufzuklären; ich habe ihn aber gern geschrieben, um ein gründliches Wahrheitszeugnis in ihre Hände niederzulegen. Ich ersuche sie nicht, zunächst in dem vorliegenden Fall, davon Gebrauch zu machen, denn das sind Sie mir schuldig, aber ich bitte Sie, sich dieses Blattes überall zu bedienen, wo ich etwa einer Schroffheit angeklagt werde, die meiner Natur und

meiner Bildungsstufe gleich fern liegt, wenn man sich nicht zuerst gegen mich vergißt, und ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir eine Abschrift davon zukommen lassen möchten."

Merkwürdig, nur ein paar Seiten weiter in diesem Bande (S. 446) steht ein Brief desselben Debrois, welcher am 4. Juni 1860 an Hebbel schreibt: „Sie haben selbst neulich bemerkt, ich würde mich endlich doch entscheiden müssen. Diese Stunde ist gekommen und die Erkenntnis, die sie mir bringt und gegen die ich mich lange aufs äußerste sträubte, ist — daß ich von Ihnen Abschied nehmen muß"! Aus Debrois' langer Epistel geht ein deutliches Motiv des Bruches nicht hervor, nur die Andeutung, „daß ich auf wahrste, innerste Achtung meiner Persönlichkeit durchaus Anspruch mache und die ich bei Ihnen nicht genieße." Hebbel antwortet darauf mit Entgegnungen und Vorwürfen und schließt mit den Worten: „Daß unsere Korrespondenz hiermit geschlossen ist, wie unser Verkehr, brauche ich nicht erst zu bemerken." Debrois hatte in diesem Briefe zugleich im Namen Emil Kuhs gesprochen, dessen Bruch mit Hebbel kurz vorangegangen war. Dieses Schicksal der beiden wärmsten und ergebensten Verehrer Hebbels beruhigte mich einigermaßen über die Selbstvorwürfe, die in mir züngelten, ob ich mich nicht vielleicht doch gegen den verehrten Mann, wenn auch nur passiv, vergangen hätte? Der Exodus Emil Kuhs und Debrois', so schnell nach jenem Manifest, dessen Abschrift sich Hebbel erbeten hatte, sprach mich frei.

Ich hatte natürlich die Absicht, meine Abhandlung „vom Musikalisch-Schönen“ mit der Zeit zu einer eigentlichen Ästhetik der Tonkunst zu erweitern und auszuführen. Daß jene Schrift nur eine Art Skizze oder Unterbau bedeute, war mir ebenso klar, als daß ihr negativer polemischer Teil den positiven, systematischen an Umfang und Schärfe überrage. Aber eine vollständige, systematische Ästhetik der Musik, — das ist ein Unternehmen, welches ungeteilte Arbeitskraft und unzersplitterte Konzentration des Denkens erfordert. In den ersten Jahren war daran nicht zu denken. Wem die erste, bessere Hälfte des Tages vom Staatsdienst in Beschlag genommen ist, der kann in der zweiten allenfalls den in Wien gar nicht bequemen Beruf eines Musikkritikers ausfüllen und Journalartikel schreiben, nicht aber ein systematisches philosophisches Werk. Als ich dann im Herbst 1861 meine Anstellung als Ministerialbeamter mit der eines außerordentlichen Professors vertauschte, da gewann ich allerdings freiere Zeit für meine Studien, aber diese selbst hatten allmählich eine andere Richtung genommen. Ich hatte ein paar Jahre lang so viele „Ästhetiken“ studiert, so viele Abhandlungen über das Wesen der Tonkunst, zuletzt über meine eigene Schrift gelesen, daß ich übersättigt war von diesem Philosophieren über Musik, müde des Arbeitens mit abstrakten Begriffen. Ich fand dagegen eine Rettung und einen unerschöpflichen Genuß in der G e s c h i c h t e der Musik. Dieses Studium brachte mir die Überzeugung, daß eine wirkliche fruchtbare Ästhetik der Tonkunst nur auf Grundlage eindringender geschicht-

licher Erkenntnis, oder doch nur Hand in Hand mit dieser möglich sei. Was ist schön in der Musik? Ja, das haben verschiedene Zeiten, verschiedene Völker, verschiedene Schulen ganz verschieden beantwortet. Je mehr ich mich in historisches Musikstudium vertiefte, desto vager, luftiger zerflatterte die abstrakte Musikästhetik, fast wie eine Luftspiegelung, vor meinen Augen. Es wollte mir scheinen, daß eine diesen Namen verdienende „Ästhetik der Tonkunst" derzeit noch unausführbar sei. Leicht möglich, daß meine bis zum Widerwillen gesteigerte Uebersättigung mit systematischer Philosophie meinen Blick trübte und ich schlechthin für unerreichbar ansah, was eben nur meinen Kräften unerreichbar gewesen. Aber ein ganz ähnliches inneres Erlebnis meines Freundes Eitelberger bestärkte mich noch in meinen Anschauungen. Eitelberger, meines Wissens der erste Privatdozent in Wien (1848), vertrat mit glänzendem Geist und reicher Gelehrsamkeit die Geschichte und Ästhetik der bildenden Künste. Von der Ästhetik hatte es ihn jedoch immer entschiedener abgedrängt zur historischen Erforschung. Als er einmal im Eifer recht geringschätzig über das Werk des von mir verehrten Vischer sprach, wendete ich ein, es sei doch die erste Ästhetik, die ihren Namen verdiene. „Ja", erwiderte Eitelberger, „aber sie wird auch überhaupt die letzte sein."

Das Wesen der Musik ist aber noch schwerer in philosophische Kategorien zu bannen, als das der Malerei, weil die entscheidenden Begriffe „Form" und „Inhalt" in der Musik nicht standhalten wollen, der Trennung

sich widersetzen. Will man der reinen Instrumentalmusik einen bestimmten Inhalt vindizieren, (— in der Vokalmusik liefert ihn das Gedicht und nicht die Musik —) so müßte man die kostbarsten Perlen der Tonkunst über Bord werfen, denen niemand einen von der Form trennbaren „Inhalt" nachzuweisen oder auch nur herauszufühlen vermag. Andrerseits ist es, wie ich wohl einsehe, ein mißverständlich Ding, schlechtweg von der „Inhaltlosigkeit" der Instrumentalmusik zu sprechen, was auch meiner Schrift die meisten Gegner erweckt hat. Wie ist in der Musik beseelte Form von leerer Form wissenschaftlich zu unterscheiden? Ich hatte die erstere im Auge, meine Gegner warfen mir die letztere vor. Vischer selbst, in seiner „Selbstkritik" bekennt die außerordentliche Schwierigkeit, mit den Begriffen „Form" und „Inhalt", deren Harmonie ja das Schöne begründet, aufs reine zu kommen, in der Ästhetik überhaupt, ganz besonders aber in der Musik. „Die Form ist nichts anderes, als die Form des Inhalts, das Äußere des Innern; man kann sie nicht trennen, denn man hat schon dieses in jener, diesen in jener, man muß sie mitwägen; es sind nicht zwei Werte, sondern es ist nur ein Wert." Dieser von Vischer (im letzten Band seiner „Kritischen Gänge") allgemein ausgesprochene Satz stimmt vollkommen zu dem, was ich mehrere Jahre früher speziell von Form und Inhalt in der Musik gesagt. Es hat aber meine Gegner, welche auf bestimmte Scheidung von Inhalt und Form drangen, nicht befriedigt und konnte sie, streng genommen, nicht befriedigen. Es ist

dies eine der allerschwierigsten ästhetischen Fragen, und ich ließ ab, mir daran den Kopf zu zerbrechen, als mich musikgeschichtliche Studien vollauf zu beschäftigen begannen. Diese gewährten mir den größten Genuß und nicht bloß in ihren großen entscheidenden Entwicklungsphasen, sondern auch in ihrem kleineren kulturhistorischen Detail. Letzteres ist vorherrschend in meiner „Geschichte des Konzertwesens in Wien" (1869), einem Buch, welches trotzdem über das lokale Interesse hinausreicht, indem es überall die Entwicklung des Konzertlebens, der Dilettantenkonzerte, der Gesangvereine, der Orchester- und Quartettproduktionen, endlich des Virtuosentums auch im Auslande einbezieht. Als zweiter (übrigens vom ersten unabhängiger) Band erschien ein Jahr später: „Aus dem Konzertsaal", eine Auswahl meiner Konzertkritiken aus den Jahren 1848—1868. Diesmal war ich so glücklich, einen österreichischen Verleger zu finden, den Hofbuchhändler W. Braumüller. Aber eine schlimme Erfahrung ist mir dabei doch nicht erspart geblieben. Nach einem Decennium und später wurde ich von Freunden wiederholt aufgefordert, diese Auswahl von Kritiken fortzusetzen, gleichsam als eine lebendige Geschichte des neueren Wiener Konzertwesens. Ich stellte eine chronologische Auswahl meiner Kritiken von 1870 bis 1885 zusammen und bot das Manuskript natürlich dem früheren Verleger wieder an, gegen ein sehr mäßiges Honorar. Seine Antwort lautete ziemlich barsch: er wolle mein Buch unter gar keiner Bedingung drucken, da noch viele Exemplare der „Konzertgeschichte" unverkauft bei ihm lägen.

Gut. Ich fragte bei Dr. Hermann Paetel in Berlin an, welcher mein Manuskript sofort annahm und mir das Doppelte des Herrn Braumüller vorgeschlagenen Honorars anbot. Das Buch erschien (Berlin 1886) in dem „Allgemeinen Verein für deutsche Litteratur“ unter dem Titel „Konzerte, Komponisten und Virtuosen der letzten fünfzehn Jahre“ und hat rasch die zweite Auflage erlebt. Ich erzähle diesen Zwischenfall nur als einen Beweis dafür, daß es nicht immer die Schuld des Autors ist, wenn ein Buch nicht „geht“.

VIII.

Einen vierwöchentlichen Urlaub und das Honorar für mein „Musikalisch-Schönes“ — zwei Dinge, die mir den Mai erst recht zum „wunderschönen“ machten — verwendete ich für einen Ausflug nach Berlin (1855). Mein Reisekamerad war Dr. Joseph Unger, der nachmalige Minister. Erst sechsundzwanzig Jahre alt, zählte Unger damals schon zu den Notabilitäten der deutschen Rechtswissenschaft. Seine außerordentliche geistige Begabung stieg überraschend schnell und glänzend wie ein Meteor in die Höhe —, gottlob, nicht um zu erlöschen. Mit zwanzig Jahren saß Unger, während der Märzrevolution in dem vielgenannten Wiener Studentenkomité. Was haben da die jungen Leute, und auch ältere, in enthusiastischem Eifer alles debattiert und resolviert! Alle wollten das Wort haben, und jeder das erste, womöglich auch das letzte. Aber nachdem Unger gesprochen hate, sprach

keiner mehr. Da war alles erledigt und schlechterdings nichts mehr zu sagen. Sein in den bestechendsten Einfällen funkelnder Geist ruhte auf der Basis reichen Wissens und einer unüberwindlichen Logik. Am bewunderungswürdigsten ist mir stets seine Schlagfertigkeit erschienen, das Augenblickliche seiner witzigen Replik. Noch nicht dreißigjährig, war er ordentlicher Professor an der Prager, dann an der Wiener Universität, nicht viel später Minister und Führer der liberalen Partei im Herrenhause. Fremde, welche den Minister aufsuchten, glaubten an einen Irrtum in der Person, wenn sie die jugendlich schlanke, bewegliche Figur mit dem von langem, dichten Blondhaar eingerahmten schmalen Gesicht erblickten. Autorität in juristischen Dingen und zu Hause in allen übrigen, war Unger überdies ein hochgebildeter Musiker[1]). Als Knabe mußte er sich eines Tags vor Liszt produzieren, der ihm eine glänzende Virtuosenlaufbahn in Aussicht stellte. Zu seinem und unserem Glück hat Unger eine andere eingeschlagen. Wir haben manchmal zusammen vierhändig gespielt, und da war es charakteristisch für Ungers lebhafte und nervöse Natur, daß er im Allegro wie ein feuriger Renner dahinflog, im Adagio hingegen zu keinem tief atmenden Behagen kam, sondern von innerer Unruhe vorwärts getrieben wurde, gleichsam ungeduldig nach dem, was weiter kommt. Wie er seine musikalische Seite hervorgekehrt hat, als es sich um meine

[1]) Gregorovius notiert 1861 in seinem römischen Tagebuche: „Herr Unger, ein noch junger und geistreicher Mann, Virtuos auf dem Klavier."

Ernennung zum Professor handelte, werde ich später zu erzählen haben. Auf unserer gemeinschaftlichen Berliner Reise hatte ich, zum ersten und einzigen Mal in meinem Leben, den Jungberühmten, um den sich gleicherweise Gelehrte und Damen stritten, vierzehn Tage lang ganz für mich allein und genoß ihn von seiner nicht allgemein bekannten, gemütlichen Seite.

Berlin, das wir beide zum ersten Male sahen, hat uns damals wenig entzückt. Ein kalter regnerischer Maianfang machte alles über die Maßen verdrießlich. Gegen die heutige, so riesig entwickelte Hauptstadt des deutschen Reichs erschien das Berlin von 1855 wie eine behäbig schlummernde Provinzialstadt. Welche Öde in diesen langen, langen, breiten Straßen! Nirgends drängendes Leben, Luxus, Fröhlichkeit. Ein kühler Sonntagnachmittag führte uns in einen beliebten öffentlichen Garten; da ruderten einige Handlungskommis langweilig auf dem Teich herum, und mehrere stumme Personen sahen ihnen fröstelnd zu. Das Theater bot wenig Anlockendes. Wir sahen Taglionis neues Ballet „Ballanda", das durch die imposante Massenentfaltung und durch die Anmut der beiden Solotänzerinnen Marie Taglioni und Forti glänzte; im übrigen von derselben geisttötenden Langweiligkeit wie dieses ganze Genre unter allen Himmelsstrichen. In der Oper (Cherubinis „Wasserträger") hatte ich wenigstens die Freude, Frau Luise Köster wieder zu hören, die ich von ihrem Wiener Gastspiel kannte und als eine der edelsten, seelenvollsten deutschen Sängerinnen verehrte. In der Aufführung des „Hamlet" vermochte

nur Döring als Polonius uns stärker zu interessieren. Auffallend war uns im Königlichen Schauspielhaus der schlechte Besuch und die allzu bescheidene Toilette (mitunter Küchen- und Kinderstubentoilette) der Damen. Das ist jetzt alles anders. Unger, verwöhnter als ich, hatte sich eine vorzügliche Restauration empfehlen lassen, in der wir nach dem Theater uns stärken wollten. Da saßen wir denn in einem großen eleganten Saal (bei Mäder) so gut wie allein. „Wer nie sein Brot mit Thränen aß," — scherzte Unger jeden Morgen, wenn er, in seinen Plaid gewickelt, beim Frühstück den „Vergnügungsanzeiger" studierte, in welchem Anpreisungen von schmerzlosen Zahnoperationen u. dgl. den größten Raum einnahmen.

Besser als mit den „Vergnügungen" ging es uns mit den Besuchen. Fanny Lewald und ihr Gatte Adolf Stahr empfingen uns sehr artig und geistreich, ohne uns einen besonders sympathischen Eindruck zu machen. Sie bewunderten einander gegenseitig und außerdem jedes auch sich selbst auf eigene Rechnung. Während Unger Juristenbesuche machte, suchte ich einige musikalische Persönlichkeiten auf. Da war zuerst der Musikkritiker Ernst Kossak, ein langer, dürrer, kränklicher Mann, in welchem ich nur schwer den witzigen Humoristen wiederfand, dessen Schilderungen mich so oft unterhalten hatten. Dann der musikalische Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek, Professor Dehn, dessen ergötzliche Urteile über verschiedene Theoretiker sich leider nicht mitteilen lassen in ihrer kräftigen Ungeniertheit.

In dem Musikschriftsteller A. B. Marx fand ich

einen aufrechten Sechziger von vornehmer Haltung und feiner, geistreicher Konversation. Als ich über die unverändert jugendliche Wärme seines Stils eine Bemerkung machte, rief er „Oh, ich werde immer jünger!" In Wahrheit ist Marx in seinen späteren Büchern nur redseliger und phrasenhafter geworden; sein Buch über Gluck (für welches ich ihm wertvolle Behelfe aus der Wiener Hofbibliothek verschaffen konnte) und das über Beethoven, vergällen uns manche geistreiche Ausführung durch eine Schönrednerei, die nur im ungünstigen Sinne „jugendlich" heißen kann. Marx war ein Mann von ungewöhnlicher, aber vielfach zersplitterter und durchkreuzter Begabung. Schon als Knabe hat er alles Mögliche durcheinander gelesen und gelernt, auch gezeichnet und gemalt. Sein Klavierunterricht war ganz mangelhaft und geriet bald ins Stocken. Die erste Beethovensche Sonate, die ihm in die Hand fiel, fachte die Lust wieder an, und Marx half sich als Autodidakt weiter, so gut es eben ging. Musiker von Fach wollte er trotz seiner Liebe zur Tonkunst nicht werden; er wählt das Rechtsstudium. Als „Auskultator" beim Kammergericht in Berlin lebt er anfangs in kümmerlichen Verhältnissen; ideale Träume und Bestrebungen helfen ihm, sich darüber zu erheben. Er experimentiert mit großen Kompositionen, bringt es aber in dieser Richtung niemals zu einem Erfolg. Endlich gelingt es ihm, das Joch des Beamtentums abzuschütteln und in Berlin sich eine künstlerische Stellung zu gründen, durch Unterrichtgeben, dann durch die Begründung der „Berliner Allgemeinen Musikzeitung". Er hat viel und

intim mit Mendelssohn verkehrt. Zu dessen „Paulus“ hatte er gar kein Vertrauen, mußte es aber bald erleben, daß dieses Werk mit unerhörtem Erfolg die Runde durch Europa machte, während sein eigenes Oratorium „Mose“ nur einen vorübergehenden Achtungserfolg errang. Darin ist wohl der tiefste, heimliche Grund von Marx' späterer Abneigung gegen Mendelssohn zu suchen. In diese Verhältnisse nicht eingeweiht, erschrak ich beinahe, wie plötzlich Marx das Gespräch wendete, als ich auf Mendelssohns Oratorium zu sprechen kam. Marx hat sich erst spät „mit bittern Schmerzen“ entschlossen, seine Thätigkeit als Komponist vollständig mit der eines Musikschriftstellers und Lehrers zu vertauschen. Deutschland konnte dabei nur gewinnen, denn Marx' Lehrbücher (insbesondere der vortreffliche dritte Band seiner „Kompositionslehre“) haben überall großen Nutzen gestiftet und dem Verfasser selbst eine sichere und ehrenvolle Stellung in Berlin verschafft. — Das intime Mittagsmahl, zu dem mich Marx einlud, war durch den wetteifernden Geist dreier lebhafter Sprecher gewürzt: Marx, seine Frau und der junge Hans von Bülow. Die Belesenheit, welche letzterer in der französischen Litteratur entwickelte, setzte mich in Erstaunen. Ich kann heute noch nicht begreifen, wie man den ganzen Lamartine und Chateaubriand gelesen haben kann.

Mit gewohnter Artigkeit empfing mich Meyerbeer, dessen Bekanntschaft ich schon in Wien gemacht hatte. Im Gespräch über den „Nordstern“ konnte ich mein Bedauern nicht verschweigen, daß in dieser Pariser Über-

arbeitung seines „Feldlagers in Schlesien" (das ich in Wien mit Jenny Lind als „Vielka" gehört) viele schöne Stellen des Originals verloren gegangen seien. Meyerbeer wollte das nicht zugeben. Ich trat an das offene Klavier und spielte ihm mehrere dieser Stellen, namentlich aus der Partie der Vielka. „Sie kennen ja meine Oper besser als ich!" rief Meyerbeer, und sein Ton wurde mit einem Male viel wärmer. Ich habe niemals den schlechten und unverschämten Geschmack gehabt, berühmten Männern Schmeicheleien zu sagen. Es ist immer etwas Verletzendes, ein Insgesichtwerfen, wenn auch mit Blumen. Von feiner empfindenden Naturen verträgt dies weder der Beworfene noch der Werfer. Aber daß man seine Werke genau kenne, das freut jeden Autor, jeden ohne Ausnahme. Und uns hebt es in seinen Augen. Ich habe deshalb die Gelegenheit stets gern wahrgenommen, mich vor verehrten Meistern bibelfest zu zeigen. Als der kalte und förmliche Auber sich nach dem Erfolg einer seiner schwächeren Opern (ich weiß nicht mehr „Zanetta" oder „Duc d'Olonne") in Deutschland erkundigte, konnte ich ihm am Klavier leicht an einzelnen Beispielen aus seiner Oper deutlich machen, wie schwer sich manche im Original so zierlich klingende Stelle im Deutschen singe und ausnehme. Auber wurde sofort freier und zutraulicher. Ebenso erfreut schien Verdi, der mir in Paris (1875) von seiner Umarbeitung der „Forza del destino" sprach, als ich ihm die kurze, unvergleichlich stimmungsvolle Einleitung dieser in Deutschland ganz unbekannten Oper spielte. Wie hat endlich mein heißgeliebter Gott-

fried Keller mich angebrummt, als ich es zum ersten Male wagte, mich an seinem Wirtshaustisch in Zürich ihm vorzustellen! Er erklärte sich für einen musikalischen Halbbarbaren. Das konnte ich nicht so ohne weiteres gelten lassen und erinnerte ihn an eine schöne Stelle aus dem „Grünen Heinrich", wo für einen Augenblick Musik mächtig in die Handlung und Stimmung eingreift. Da hellte sich das Gesicht des trefflichen Mannes auf: „Ja so, — das ist mir wirklich selbst entfallen!"

Meyerbeer, um auf diesen zurückzukommen, war durch meine bescheidene musikalische Diplomatie mitteilsamer gestimmt. Nur über R. Wagner war ihm kein Wort zu entlocken. „Seine Opern haben viel Erfolg," sagte Meyerbeer trocken und ging rasch auf ein anderes Thema über. Er war zu nobel, um je ein Wort gegen Wagner zu äußern, so viel Ursache er dazu hatte. Wagner hat sich bekanntlich ganz anders benommen. Meyerbeer bedauerte, mir in dieser Woche keine Aufführung der „Hügenotten" verschaffen zu können (er sprach das Wort immer mit dem französischen Umlaut aus); doch wolle er mich zu einer Produktion des königlichen Domchors führen, dem seine größte Bewunderung gehöre. Er verriet in diesem Gespräch eine erstaunliche Kenntnis der alten italienischen und deutschen Kirchenmusiken, eine tiefe musikalische Bildung und klassischen Geschmack. Davon scheinen die neuesten Verächter und Verunglimpfer Meyerbeers so wenig eine richtige Vorstellung zu haben, als von seinem Talent.

Die vollkommenste Erscheinung im Berliner Musik-

wesen ist, oder war wenigstens damals der königliche Domchor. Aus sechzig bis achtzig Sängern bestehend, wovon über die Hälfte Knaben, hat er die geistlichen Gesänge beim Gottesdienst in der Domkirche auszuführen. Der Berliner Domchor, dem an Schönheit der Stimmen und Präcision des Zusammenwirkens in Deutschland kein zweiter an die Seite zu setzen ist, kann seine staunenswerte Perfektion begreiflicherweise nur durch unermüdliche Schulung erlangen und bewahren. Musikdirektor Neidhardt, der verdienstvolle Leiter dieses Instituts, übte täglich durch mehrere Stunden mit den Knaben und einzelnen Sängern; zu Gesamtübungen versammelte er sie an einem oder zwei Tagen der Woche. Unglücklicherweise versäumte ich den festgesetzten Übungstag und hätte Berlin ohne die Kenntnis seines berühmtesten Musikinstituts verlassen müssen, wäre nicht die Güte des Grafen Redern, Intendanten der königlichen Hofmusik, und die Liebenswürdigkeit Meyerbeers meinen Wünschen durch Veranstaltung einer ausnahmsweisen Produktion hülfreich entgegengekommen. Während diese beiden Herren vor unserem „Hôtel Petersburg" vorfuhren, hielt bereits die Equipage des großen Rechtshistorikers von Savigny am Thore, um Unger zu einem Diner abzuholen, mit welchem die angesehensten Juristen Berlins den Wiener Kritiker des „Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für Sachsen" feierten. Gar oft neckten wir uns lachend wegen dieser beiden Equipagen und ihrer illustren Insassen. Unger freute sich kameradschaftlich, wenn neben seinem Ruhm auch ein kleines Rühmchen für mich abfiel.

Das Übungslokal des Domchors befand sich in einer Kaserne und bestand aus einem niedrigen schmucklosen Saal, der sich nur durch zwei gekreuzte Fahnen von jedem andern Schulzimmer unterscheidet. Auf hölzernen Schulbänken sitzen die Sänger — die Knaben voran — mit dem Notenheft in der Hand, vor ihnen dirigiert an einem Pult Direktor Neidhardt. Für ein Publikum ist dabei nicht vorgesorgt; werden Gäste erwartet, so stellt man einige Stühle dem Kapellmeister gegenüber. In dieser bescheidenen Räumlichkeit wurde mir der Genuß, Motetten von S. Bach und den alten italienischen Meistern in nie gekannter Vollendung zu hören. Das Anschwellen oder Abnehmen des Tons, geschehe es plötzlich oder langsam heranziehend, ertönt aus diesen siebzig Kehlen mit einer so feinen und sichern Übereinstimmung, daß man auf die Vorstellung irgend eines fabelhaften Riesensängers geräth, dem die Zauberkraft der Vielstimmigkeit verliehen ward. „Es ist, als wenn man auf der Orgel spielte", rief Meyerbeer widerholt aus, der seinen patriotischen Stolz auf den Domchor nicht verhehlte. Er hatte mit diesem Vergleich den reinen fülligen Klang und die unfehlbare Dynamik des Domchors treffend bezeichnet, wenngleich eben dieser höchste Grad von Uniformität einer großen, beseelten Menschenmenge ihr manchmal etwas leblos Instrumentales verleiht. Am Schluß der Produktion gab Musikdirektor Neidhard uns eine Probe von der seltenen Schulung seiner Sänger, indem er sie alle unisono die schwierigsten Intervalle, die er nach Belieben diktierte, frei anschlagen ließ. Die

jungen Helden trafen die disparatesten übermäßigen und verminderten Tonverhältnisse mit einer Sicherheit, als handelte es sich um den harten Dreiklang. Ich schied von dem Sängerchore mit dem Gefühle aufrichtiger Hochachtung, — nebenbei, daß ich's nur gestehe, mit einer Regung patriotischen Neides.

In den Morgenstunden besuchten wir auch, als Gäste, einige Vorlesungen an der Universität. Am begierigsten waren wir, den großen Historiker Ranke zu hören. Auf einen überfüllten Hörsaal gefaßt, staunten wir nicht wenig, nur die ersten drei bis vier Bänke besetzt zu sehen. Bald löste sich uns das Rätsel. Auch die Hörer in den vordersten Reihen konnten nur durch längere Gewohnheit und peinliche Anstrengung dazu gelangt sein, den Meister zu verstehen. Das war kein Vortrag, sondern ein in willkürlichen Unterbrechungen gemurmelter, gelispelter, geächzter Monolog, von dem wir immer nur einzelne Worte verstanden. Interessant war nur die Mimik des alten Herrn. Ohne einen Blick auf die Zuhörer, ganz versunken in sein halblautes Denken, begleitete Ranke jeden Satz, mitunter jedes einzelne Wort mit der beweglichsten Mimik. Wir sahen ihn lächeln, schmunzeln, die Augen aufreißen oder verächtlich zudrücken, die Stirne runzeln, dazwischen wie im Traum, abgebrochene Sätze hervorstoßen, deren Zusammenhang nicht zu fassen war. —

Alexander von Humboldt bekamen wir eines Morgens sehr bequem zu sehen. Es war eine Stunde vor der feierlichen Enthüllung der Monumente von Gneise-

nau und York. Humboldt, der in seinem tabakbraunen Rock dem letzten pensionierten Kanzleibeamten ähnlicher sah, als einem der ersten Geister des Jahrhunderts, betrachtete die Standbilder aufmerksam von allen Seiten und entfernte sich erst, als die Kavallerie herangeritten kam. Prachtvoll sahen die Gardekürassiere aus mit ihren blanken Kürassen und dem silbernen Adler auf dem Helm. Mir fiel das feierliche Tempo der Kavalleriemärsche auf und der majestätische lange Vorhalt jedesmal vor der Schlußnote, ähnlich wie bei der Polonaise. Schön für Auge und Ohr sind die aus alter Zeit beibehaltenen Heerpauken rechts und links vom Sattel des Reiters. Ihr dumpfer Klang giebt der Blechmusik erst Fülle und feierlichen Glanz. Auch das „Glockenspiel" der Artillerie ist eine historische Reminiscenz aus alten Zeiten. —

Nach acht Tagen verabschiedete ich mich von Unger, um mir Hamburg anzusehen. Die malerische, lebensvolle Stadt! „Das Schönste von Berlin ist doch Hamburg", pflegte ich scherzend Bekannten einzuschärfen, die sich zur Reise nach Berlin anschickten. In Hamburg finde ich, was wir in Berlin vermissen, den alten Adel der Geschichte, den Hauch einer mächtigen Vergangenheit in den alten Stadtteilen, neben der modernsten Eleganz der neuen Straßen und Gartenanlagen. Wie bezaubernd ist der Blick aus dem Fenster eines der großen Hôtels über das Alsterbassin, des Abends, wenn Hunderte von Lichtern in gleichem Abstand den kleinen See umsäumen, und beleuchtete Schifflein hin und wiedergleiten! Und die köstliche Elbefahrt nach Blankenese!

Von Hamburg fuhr ich nach Düsseldorf. Ferdinand Hiller, damals als Schumanns und Rietz' Nachfolger Musikdirektor in Düsseldorf, hatte seinem überaus freundlichen Schreiben über meine Broschüre eine Einladung zu dem Niederrheinischen Musikfest beigefügt, das zu Pfingsten unter seiner Leitung stattfinden sollte. Ich war niemals am Rhein gewesen. Die Aussicht auf Naturschwelgerei in neuen Landschaften und geselligen Verkehr mit den besten Musikern erfüllte mich mit jugendlichem Glücksgefühl. In Düsseldorf angelangt, eilte ich gleich in die „Tonhalle", wo Hiller eben die Generalprobe zur „Schöpfung" abhielt. Aus seinen musikalischen Aufsätzen schloß ich auf eine erfreuliche Bekanntschaft und fand mich nicht enttäuscht. Hiller, damals fünfundvierzig Jahre alt, strotzte im Vollbesitz seiner Kraft und Thätigkeit. Eine mittelgroße, gedrungene Gestalt, Haar und Bart noch dunkel, geistvolles Auge, sinnlich geschwellter Mund. Die zunehmende Körperfülle gab ihm etwas behaglich Ruhiges, als willkommenen Dämpfer seiner geistigen Lebhaftigkeit. Hiller gehörte zu jenen, jetzt sehr selten gewordenen Musikern, die nicht bloß durch ihre Werke, sondern auch durch ihre Persönlichkeit bedeutend wirken. Sein liebenswürdiges tüchtiges, geistvoll anregendes Wesen hat durch ein halbes Jahrhundert das deutsche Musikleben bewegt und befruchtet. Vertrauter Freund Mendelssohns und Schumanns, Chopins, Rossinis, Berlioz', Liszts; in Frankreich und Italien heimisch wie in Deutschland, — was hatte er nicht alles erlebt, und wie wußte er's zu er=

zählen! Der vielgereiste, feingebildete Weltmann war in einer Person vortrefflicher Dirigent, virtuoser Pianist, gediegener Lehrer, geistvoller Schriftsteller und vielseitig fruchtbarer Komponist. Ein hübscher Zug ist mir von dem Musikfest in Erinnerung geblieben. In der zweiten Sitzreihe, dicht hinter dem Prinzen Friedrich von Preußen, saß ein junger Lieutenant von der Suite, der, unbekümmert um Beethovens C-moll-Sinfonie, seine Nachbarin, eine allerliebste muntere Prinzessin, angelegentlich unterhielt. Hiller, der durch diese Konversation gestört, schon unruhig geworden war, legte nach dem ersten Satz der Sinfonie den Taktstock nieder und lehnte sich, den Prinzen fest anblickend, weit über die Balustrade vor. Der Prinz stand sofort vom Sitze auf und trat gegen Hiller zu. Sie flüsterten einige Worte, der Prinz kehrte zurück und — von dem Moment an hielt unser Pärchen so still und andächtig, daß es ein Vergnügen war. Ich habe in späteren Jahren noch einigemal die Freude gehabt, mit Hiller zusammenzutreffen. Er war 1879 nach Wien gekommen, um einen Vortrag zu halten, und seine Tochter Toni, ein geistvolles Mädchen und lebhafte, pikante Schauspielerin, im Stadttheater spielen zu sehen. Dabei ging es nicht ohne einige väterliche Thränen der Rührung ab. Toni, sein erklärter Liebling und dem Vater in vielen Charakterzügen nachgeraten, hat das Theater bald verlassen und den Klavierprofessor J. Kwast in Frankfurt geheiratet. Hillers Briefe, in welchen die anmutig geschwungene Handschrift so schön mit dem leichten und feinen Stil harmonierte, waren mir jederzeit eine

willkommene Gabe. Er schrieb stets heiter; nur über eins klagte er, daß ich „immer seine Bücher lobe und nie seine Kompositionen“. Das war richtig, aber mit bestem Willen nicht zu ändern. Hillers Kompositionen, die ich keineswegs unterschätze, haben mir eben nicht entfernt so viel Freude bereitet, wie seine Bücher. Sehr hübsch lautet der Schluß eines seiner Briefe: „Obschon ich von Ihnen über meine Schriftstellerei viel mehr Schönes gesagt bekommen als über meine Komponiererei, so bleibt letztere doch immer mein Lieblingsgeschäft, — auch gebe ich die Hoffnung keineswegs auf, daß meinen Tonwerken noch eine allgemeinere Anerkennung zu teil werde. Indeß, wie dem auch sei — es ist ein lustig Metier und gar nicht teuer!“

Das Eigentümliche, besonders Erfreuliche an den Niederrheinischen Musikfesten liegt in der Verbindung auserlesener Musikgenüsse mit einer lebensvollen, heitern Geselligkeit. Abwechselnd bei Hiller, bei dem Maler Professor Sohn, bei Notar Euler, dessen schöne Tochter Bertha, jetzt die Gattin Vautiers, den Maitrank so anmutig kredenzte, fanden sich mittags oder abends nach den Konzerten die interessantesten Leute in zwangloser Geselligkeit zusammen. Wen lernte ich da nicht alles kennen! Professor Otto Jahn aus Bonn, Stephen Heller aus Paris, Franz Lachner, Mangold, Reinecke, Ferdinand David, Rheinthaler, Roderich Benedix, Wolfgang Müller von Königswinter u. a. In „Jakobis Garten“ (Pempelfort), mir durch Goethes Aufenthalt bei Jakobi ein geweihter Ort, traf ich des

Morgens Joachim und Brahms, „zwei geniale Bursche“, wie Schumann schrieb. Der dreiundzwanzigjährige Brahms mit seinem langen blonden Haar, seinen Vergißmeinnichtaugen und einer Gesichtsfarbe wie Milch und Blut glich irgend einem Jean Paulschen Idealjüngling. Kurz vorher waren seine ersten Werke erschienen und begannen Aufsehen zu erregen, vorläufig noch ohne tiefere Wirkung. Von ihm und Clara Schumann erhielt ich die „zuverlässige Nachricht“, daß Robert Schumann völlig hergestellt sei; er lese, schreibe und komponiere abwechselnd, klaren Geistes. Nur um sein aufgeregtes Nervensystem noch eine Zeitlang zu schonen, werde (in der Heilanstalt Endenich bei Bonn) jeder Besuch von ihm ferngehalten. Diese tröstende Täuschung, welche Frau Schumann festhielt und weitergab, sollte nur zu bald verrinnen. Ein Jahr später, und der teure Mann hatte ausgeatmet, ohne die Freiheit seines Geistes wiedererlangt zu haben. Clara hat ihn nicht lebendig wiedergesehen.

Nach dem letzten Konzert beschloß ein Bankett im „Rittersaal“ diese fröhlichen Pfingsttage. Die Plätze waren vom Komité angewiesen. Obenan saß Jenny Lind, die Königin dieses Musikfestes. Wie entzückend hatte sie die Sopranpartie in Haydns „Schöpfung“ und in der „Peri“ von Schumann gesungen! Jeder Ton klingt mir heute noch im Ohre. Am dritten Abend (dem „Künstlerkonzert“) sang sie unter anderem eine Arie aus Bellinis „Beatrice de Tenda“ (mit der zauberhaften, aus verminderten Septimaccorden geflochtenen Kadenz). Einem „klassischen“ Fanatiker, welcher diese Wahl ärgerlich be=

krittelte, konnte ich nur antworten: „Was Jenny Lind singt, ist alles schön!“ Mein Tischnachbar zur Rechten war Liszt, der sich mir gleich als prinzipiellen Gegner aufführte, ohne den liebenswürdigen, geistreichen Weltmann zu verleugnen. Das Gesicht konnte noch schön heißen, die langen Haare waren seit unsrer letzten Begegnung grau geworden. Zur Linken hatte ich Otto Jahn, gerade gegenüber Stephen Heller und Ferdinand Hiller. Sie sind alle todt. Unser Leben ist wie die „Abschiedssinfonie“ von Haydn: einer nach dem andern löscht sein Licht aus und schleicht sich davon.

Die Heimfahrt von Düsseldorf wußte ich prächtig zu verwerten und auszunützen. Ich durchwanderte die schönsten Strecken zu Fuß und machte an jeder verlockenden Station Halt. Dem Himmel danke ich die glückliche Gabe, jeden schönen Eindruck, jede frohe Stunde voll auszugenießen; sie hat mir diese Reise zu einem unerschöpflichen Freudenborn gemacht. In Köln führte mich Roderich Benedix, der heitere Lustspieldichter und wackere, gemütvolle Mann, im Kölner Dom und oben auf dessen Gesimsen umher; er kannte jedes architektonische Detail desselben, es war sein Studium und seine Liebhaberei. In Bonn hatte ich ein Rendezvous mit Otto Jahn verabredet; er würzte mir das Nachtmahl mit seinem inhaltreichen Gespräch und führte mich noch spät abends zur Beethovenstatue. Sie mißfiel mir gründlich; in Wien hat uns jetzt Zumbusch einen ganz andern, einen echten großen Beethoven gemeißelt, welchem man die Eroica zutraut und alle Liebe und alles

Leib der Erde. Am andern Morgen nach Königswinter; den Drachenfels und die Ruine Godesberg erklettert; zu Fuß nach Bonn zurück, an fliederduftenden Gärten und zierlichen Villen vorbei. Mit dem Dampfschiff nach Koblenz; kaum gelandet, hinauf nach Stolzenfels und abends auf den Ehrenbreitstein. Ein Tag schöner als der andre! Am andern Morgen früh mit dem Postwagen nach Ems und zu Fuß zurück durch das herrliche Lahnthal, durch Buchen- und Föhrenwald, dann an tiefen Abgründen vorbei und über Ehrenbreitstein wieder herab nach Koblenz. Dann Mainz, Frankfurt, Baden-Baden, Rastatt.

Die Bundesfestung Rastatt zeigte mir noch leibhaftig den „Deutschen Bund“, dessen Tage bereits gezählt waren, den Deutschen Bund in Uniform. Österreichische und preußische Truppen hielten gemeinschaftlich die Bundesfestung besetzt. Mein Aufenthalt daselbst galt meiner Schwester Lotti, die an den österreichischen Major Moriz von Fialka verheiratet, hier eine ihrer vielen Militärstationen gefunden hatte. Die armen Offiziersfrauen! Wandern und immer wandern ist ihr Schicksal. Bald nach ihrer Heirat nach Theresienstadt, nach Imst in Tirol, nach Rastatt, nach Trient, nach Mantua und von da wieder hoch hinauf nach Krakau versetzt, mußte sie mit ihrem Mann und einer zahlreichen Kinderschar fortwährend den Aufenthalt wechseln. Da sie frischen Mutes war und voll zärtlicher Liebe für die Ihrigen, befanden sich alle überall wohlauf und glücklich. Ich habe meine Schwester, mit der mich die innigste Seelenharmonie und

unbeschränktes gegenseitiges Vertrauen verband, im Laufe der Jahre in jeder dieser Stationen aufgesucht. In Rastatt zeigte sich mir eine gute Seite der Bundesverfassung wenigstens in dem echt kameradschaftlichen, freundlichen Einvernehmen unserer Offiziere und Offiziersfrauen mit den preußischen. Zehn Jahre später standen Österreicher und Preußen einander als Feinde gegenüber, und der Bundestag lag in Trümmern.

Von Rastatt ging's nach Heidelberg. Wen hätte diese Stadt, in herrlicher Lage nach Salzburg und Prag wohl die schönste in Deutschland, nicht entzückt! Ich darf mich nicht in Reiseschilderungen verlieren. Genug, daß ich den lieblichsten Teil von Thüringen zu Fuß durchstreifte, Eisenach, Wilhelmsthal, Liebenstein, Ruhla, das Drusenthal. Mein Kofferchen hatte ich nach Weimar vorausgeschickt. Wie könnte ich den Sturm von Gefühlen beschreiben, der in der Fürstengruft, in Schillers Zimmer, mich bewegte! Und vollends in dem herrlichen, durch zahllose Erinnerungen an Goethe geweihten Park! Ich war nie dort gewesen und kannte doch jede Stelle darin und jede Aufschrift von Goethes Hand. In einem Rausche von Glück und Rührung durcheilte ich immer und immer wieder diese Alleen bis nach Belvedere und wieder zurück. Keinen Eindruck, nicht den des Kolosseums und der Peterskirche, kann ich diesem vergleichen. Hier in Weimar schien mir's, als hätte ich mein geistiges Vaterland gefunden. War ich doch in Weimars klassischer Zeit vollkommen zu Hause, mit all ihren Personen und Örtlichkeiten vertraut und hing an Goethe und Schiller,

als an den Führern und Idealen meiner Jugend mit meinem ganzen Herzen, — inniger als an Mozart und Beethoven!

Verwehrt blieb mir leider der Eintritt in Goethes Haus. Schon in Wien hatte ich Walther von Goethe gebeten, mir durch eine Empfehlungskarte die Besichtigung der Goethezimmer zu erwirken. — „Ja, da müssen Sie trachten, an einem Freitag in Weimar zu sein", antwortete der kleine Komponist und Enkel des großen Dichters, „Freitags sind die Sammlungen dem Publikum geöffnet." — „Dazu hätte ich Sie nicht gebraucht", erwiderte ich. Und wirklich war mir an den Mineralien, den Pflanzen und den Gypsabdrücken Goethes wenig gelegen; nach den Räumen hatte ich mich gesehnt, in welchen Er gewohnt und gewaltet. Diese waren damals streng verschlossen; ein kränkend aristokratischer Gegensatz zu dem allgemein zugänglichen Schillerzimmer, in welchem Tausende Rührung und Erbauung wie in einer Kirche gefunden haben. Jetzt ist das anders geworden, und man muß es dem Enkel wenigstens nachrühmen, daß er das Goethehaus mit all seinen kostbaren Reliquien treu bewahrt und behütet hat bis zu dem Augenblick, wo es als Erbschaft in die Hände der Großherzogin überging. Ich hatte die beiden Enkel Goethes, Wolfgang und Walther, in Wien kennen gelernt und einen Abend mit ihnen bei Hofrat Vesque zugebracht. Mit welcher Spannung von Neugierde und Sympathie sah ich ihnen entgegen! Traurige Enttäuschung. Das Äußere der beiden jungen Leute stimmte fast zum Mitleid. Nicht bloß, daß

der Name Goethe auf ihnen lastete, sie beinahe physisch niederzudrücken schien; nicht einen Zug, nicht einen Blick, nicht einen Tonfall konnte ich ihnen ablauschen, der von weitem an Goethe erinnerte hätte! Sie hatten beide, der größer gewachsene Wolfgang und der kleine Walther, so merkwürdig alte, langgezogene faltige Gesichter, wie man sonst an Kindern alter Eltern beobachtet. Und das war hier nicht der Fall. August von Goethe hat mit achtundzwanzig Jahren geheiratet; er und seine Frau Ottilie, die ich als eine geistreiche, liebenswürdige alte Dame in Wien kennen gelernt, durften auf stattlichere Söhne hoffen. Unbegabt war keiner von beiden, wenngleich ihr Talent den Maßstab nicht vertrug, den ihr Name unwillkürlich aufzwang. Die Gedichte Wolfgangs, die Kompositionen Walthers sind spurlos vergessen; der Name des letzteren lebt nur auf dem Titelblatt der „Davidsbündlertänze" fort, welche Robert Schumann ihm gewidmet hat.

Auf der Heimreise von Weimar rastete ich blos einen Tag in Leipzig. Ich besuchte vormittags Dr. Julian Schmidt, der meiner Schrift eine längere Besprechung in den „Grenzboten" gewidmet hatte. In Pantoffeln, Hemd und Unterhosen stand das schmächtige Männchen vor einem kleinen Felleisen und packte es voll zu einem Ausflug nach dem Harz. Während er seine Siebensachen (es waren wirklich kaum mehr) hineinstopfte, sprachen wir über Musik. Sein Gespräch verriet trotz aller Lebendigkeit und Sicherheit doch recht bescheidene musikalische Kenntnisse. Überhaupt schien seine auf scharfe Kritik an-

gelegte Verstandesnatur nur wenig empfänglich für musikalische Wirkungen. Das konnte meinen Respekt vor dem geistreichen Manne nicht mindern, dessen „Deutsche Litteraturgeschichte" mir Vergnügen und Belehrung in so reichem Maße gewährt hat. Ich begleitete ihn auf den Bahnhof. Wie er da, sein Kofferchen in einer Hand tragend, mit der andern einen Ziegenhainer schwingend, unausgesetzt sprechend, einherlief, sah er einem sächsischen Schneidergesellen viel ähnlicher, als einem berühmten Litteraturhistoriker.

Sympathischer berührte mich die ruhige, gediegene Persönlichkeit Moriz Hauptmanns, des Kantors an der Thomasschule und ausgezeichneten Musiktheoretikers. Er schickte bei meinem Eintritt zwei Schüler fort, um ungestört mit mir zu plaudern. Stimmte er doch von ganzem Herzen meinen Ansichten über Liszt und Wagner zu, Ansichten, die aus seinem Munde freilich ungleich stärker instrumentiert herauskamen.

Nach Tische besuchte ich Moscheles, der ziemlich weit abseits vom Centrum der Stadt wohnte. Es herrschte eine sengende Hitze, und obgleich ich zuvor ein kaltes Flußbad genommen — vor meiner Badelust blieb kein Fluß, kein See verschont — langte ich doch äußerst ermattet, fast sprachlos in Moscheles' Wohnung an. Der alte Herr hielt im Nebenzimmer seine Siesta; von Frau Moscheles mit der Frage begrüßt, womit sie mir dienen könne, stöhnte ich nur: „Mit einem Glas Wasser! Alles Weitere hernach!" Die gute Frau brachte mir schnell einen Syphon mit Sodawasser. Mit dieser Maschinerie

nicht vertraut, drückte ich heftig auf den Hebel und verursachte eine fürchterliche Überschwemmung über den ganzen Tisch. Das war mein nicht übles Entree in dem fremden Hause. Die beschwichtigende Freundlichkeit der Hausfrau machte meiner Verlegenheit bald ein Ende, und ich konnte ihr die von Freund Unger mir aufgetragenen Grüße bestellen. Nicht umsonst hatte er mich auf diese durch Geist und echte Bildung ausgezeichnete Frau so nachdrücklich aufmerksam gemacht. Moscheles war bei Gelegenheit eines Konzertes, das er 1825 in Hamburg gab, mit Charlotte Embden, der Tochter eines dortigen Banquiers, bekannt geworden. Wenige Tage nach ihrer ersten Bekanntschaft verlobten sie sich, vier Wochen später feierten sie ihre Vermählung. Moscheles verdankte ihr das reinste häusliche Glück während einer durch volle fünfundvierzig Jahre ungetrübten Musterehe. Ihren ersten Knaben, Felix, hat Mendelssohn aus der Taufe gehoben. Als Moscheles von seinem Schläfchen gestärkt eintrat, überraschte mich die Rüstigkeit und Frische, mit welcher der alte Herr von seinen englischen und französischen Konzertreisen, von seinen alten Wiener Erinnerungen, vor allem von Beethoven erzählte. Der Ausruf „Sie sollten doch Memoiren schreiben!“ drängte sich mir auf die Lippen. — „Ich selbst nicht mehr,“ erwiderte Moscheles, „aber ein anderer wird nach meinem Tode wohl etwas zusammenstellen können aus den Tagebüchern, die ich mit größter Regelmäßigkeit seit dem Anfang meiner Künstlerlaufbahn bis heute fortführe.“ — Nach Moscheles' Wunsch hat

seine Frau diese Arbeit übernommen und im Jahre 1872 veröffentlicht. Moscheles war so liebenswürdig, mir einige seiner neuesten Kompositionen vorzuspielen. In derselben Täuschung, die so viele ältere Künstler tröstend befängt, hielt er seine neuesten Sachen für weit besser, als die früheren, welche den Ruhm seiner Jugend- und Mannesjahre gründeten. Moderner, wenn man will, klangen diese neuesten Werke mit ihrer absichtlichen, verspäteten Hinneigung zu Mendelssohn-Schumannschem Stil, — besser waren sie nicht als seine reizenden Etüden aus früherer Zeit; im Gegenteil. Doch lauschte ich mit Freuden dem berühmten Altmeister, der schon graues Haar gehabt, als ich ihn in meinen Knabenjahren in Prag gehört. Bei etwas steiferem Anschlag liefen seine Finger noch immer merkwürdig behend über die Tasten. Als er, etwas ermüdet, schweißtriefend schloß, plauderten wir noch eine Weile über seine berühmten Freunde. Warum Heine, der doch über alle namhaften Komponisten seiner Bekanntschaft geschrieben, nie den Namen Moscheles genannt hat? Frau Moscheles löste mir das Rätsel. Heine war in London gern und häufig in ihr Haus gekommen, meist ungebeten zu Tisch. Sie verschaffte ihm dort zu allen Privatgalerien, Parks und Palästen die Einlaßkarten, bat sich aber dafür aus, daß Heine in seinem Buch über England Moscheles nicht nenne. „Moscheles' Fach," erklärte sie dem erstaunten Dichter, „ist die Musik, für die haben Sie doch kein besonderes Verständnis. Hingegen könnten sie leicht irgend einen Stoff für Ihre geniale Satire an ihm finden und

ausbeuten; das möchte ich nicht.“ Heine gab ihr lachend seine Hand darauf. Ein hübscher, echt weiblicher Zug. —

Noch am selben Nachmittag fuhr ich, die Nacht durch, nach Prag, um meinem Vater von der Reise zu erzählen. Mit welcher selbstlosen Freude lauschte er meinen Erzählungen, insbesondere von Weimar, wohin er sich so oft gesehnt, ohne daß es ihm je vergönnt war, hinzukommen. Ja, was die Väter in der Jugend sich gewünscht, das haben im Alter — die Söhne in Fülle.



Fünftes Buch.

Wien in den Sechziger Jahren. — Privatdozent und Professor. — Musikalische Kommissionen. — Musikfeste in Salzburg und München. — Weltausstellung in London 1862. — Robert Volkmann und A. W. Ambros.



I.

Nach Wien zurückgekehrt, arbeitete ich anhaltend, um mich als Privatdozent für Geschichte und Ästhetik der Musik an der Wiener Universität zu habilitieren. So wunderlich dieses Unternehmen als etwas in Österreich absolut Neues manchem erscheinen mochte, man stellte ihm keine Schwierigkeiten entgegen. Fürs erste kostete es nichts, sodann verstand sich von selbst, daß meine Universitätsvorlesungen mit den Bureaustunden im Unterrichtsministerium nicht kollidieren durften. Das philosophische Professorenkollegium willfahrte nicht bloß meinem Ansuchen, sondern that dies mit einer Liberalität, wie sie vielleicht noch bei keiner Habilitation vorgekommen ist. Meine gedruckte Abhandlung „Vom Musikalisch-Schönen" ward als Habilitationsschrift angenommen, von der sonst vorgeschriebenen Probevorlesung und dem Kolloquium wurde ich dispensiert. Ja, sogar darüber setzte man sich hinweg, daß ich nicht Doktor der Philosophie war, sondern nur Doktor der Rechte. Erst mehrere Jahre später,

bei Gelegenheit des fünfhundertjährigen Jubiläums der Wiener Universität wurde ich zugleich mit meinen älteren Kollegen Eduard Sueß und Rudolf von Eitelberger, die sich in derselben Irregularität befanden, zum Doktor der Philosophie honoris causa ernannt.

Mit großer Lust eröffnete ich meine Vorlesungen im Oktober 1856 nachmittags von fünf bis sechs Uhr, die Stunde, die ich seit 37 Jahren bis heute beibehalten habe. Mein Hörsaal lag viele steile Treppen hoch in dem alten, schmutzigen Universitätsgebäude, das jetzt durch den herrlichen Palast am Franzensring ersetzt ist. Ich hatte die Freude, ein sehr zahlreiches und aufmerksames Auditorium zu versammeln; Studenten aus allen Fakultäten, Staatsbeamte, Advokaten, Ärzte, Künstler. Niemals fehlte in der ersten Bank der greise Dr. Leopold von Sonnleithner, der in der Wiener Musikgeschichte als Forscher und Schriftsteller selbst eine Rolle gespielt hat. Das größte Erstaunen nicht nur der Zuhörer, sondern mehr noch der Universitätsbehörden erregte — ein Pianoforte neben meinem Katheder. Ein so weltliches Instrument war in diesen heiligen Hallen noch niemals gesehen worden. Ich hatte gleich bei meiner Habilitierung die Notwendigkeit betont, bei meinen Vorlesungen ein Klavier zur Seite zu haben, um sofort, sei es mit wenigen Takten oder mit einem ganzen Musikstück, das Vorgetragene sinnenfällig demonstrieren zu können. Wie ein Kollegium über Kunstgeschichte nicht gut denkbar ist ohne Abbildungen, Grundrisse, Gypsabdrücke aller Art, so erscheinen mir auch Vorlesungen über Musik ganz unfrucht=

bar, wenn nicht das klingende Beispiel den gesprochenen Vortrag stetig begleitet und beleuchtet. Wie kann der Hörer eine Vorstellung von den alten Kirchentonarten und ihrem Unterschied von der modernen, temperierten Skala erlangen, ohne daß man ihm beides vorspielt? Oder von der Madrigalform, den ersten Monodien, dem polyphonen, gebundenen Stil Sebastian Bachs und seinem Gegensatz, dem freien Stil bei Emanuel Bach und Haydn?

Das Nützliche und Anziehende meiner Methode zeigte sich bald in dem starken Besuch und dem wachsenden Interesse meiner Hörer. Es gelangten Anfragen und Ansuchen an mich, insbesondere von Damen (sie waren damals von den Universitätsvorlesungen ausgeschlossen), ob ich nicht einem größeren, nichtstudentischen Publikum einige Vorträge halten möchte. Gerne entschloß ich mich dazu und ließ (nicht durch Anschlagszettel, sondern in unauffälliger Weise durch eine Musikhandlung) einen Cyklus von acht Vorlesungen über „Geschichte der Musik von deren Anfängen bis zu Beethoven“ anzeigen. Diese Vorlesungen fanden 1858 des Abends in dem schönen Saale der niederösterreichischen Landstände in der Herrengasse statt und versammelten ein auserlesenes Publikum aus den besten Kreisen der Wiener Gesellschaft. Noch zwei solche Cyklen gab ich in den folgenden Jahren: „Geschichte der Musik von Beethoven bis auf die neueste Zeit“ und „Geschichte der Oper“. Das Lokal war diesmal der große Saal des alten Zeughauses „auf dem Hof“, dessen Vestibüle gar romantisch Fahnen, Hellebarden und Schwerter schmückten. Das Klavier stand

immer neben meinem Vorlesetischchen; kleinere Beispiele spielte ich, wo es nötig war, während des Vortrags. Hin und wieder unterstützte mich ein befreundeter Sänger mit einem interessanten, alten Gesangsstück. Die Beethoven-Vorlesung illustrierte Brahms mit dem Vortrag der 32 Variationen in C-moll, welche damals noch nicht Bürgerrecht in den Konzerten erlangt hatten. Meine Vorlesungen waren die ersten musikalischen in Wien und so ziemlich der Anfang der populär-wissenschaftlichen Vorträge überhaupt, wie sie bald darauf Mode geworden sind. Die Neugierde führte mir so manchen Hörer zu, der sich bisher wenig um die Geschichte der Musik gekümmert. Ich erinnere mich namentlich meiner letzten Vorlesung, welcher drei Minister (Graf Leo Thun, Graf Wickenburg und Schmerling) beiwohnten. Mit dem dritten Cyklus beschloß ich endgültig meine Vorlesungen für ein größeres Publikum und beschränkte mich auf mein Universitätskollegium. Nur außerhalb Wiens gab ich, auf spezielle Einladung, hin und wieder eine einzelne Vorlesung, so in meiner Vaterstadt Prag, dann in Brünn, Graz, Pest, Frankfurt a. M., Köln und Aachen.

Leider habe ich mich nicht rechtzeitig daran gewöhnt, vollkommen frei zu sprechen; meine Vorlesungen waren sorgsam ausgearbeitet. Hätte ich ein einziges Mal den Mut gehabt, das Heft zu Hause zu lassen, ich glaube, es wäre mir fortan leicht gewesen, es zu entbehren. Aber ich scheute mich, irgend etwas dem Zufall zu überlassen in meinem Leben. Das Heft, an das ich mich allerdings nicht sklavisch hielt, mußte vor mir liegen; es war nicht

abgefaßt, wie ein für den Druck bestimmter, eine Perioden-schleppe hinter sich ziehender Artikel, sondern in ungezwungenen, meist kürzeren Sätzen. „Eine Rede ist keine Schreibe“, sagt Vischer. Mein Vortrag machte fast den Eindruck freier Rede, so selten brauchte ich in das Heft zu blicken. Aber ich bedurfte der Beruhigung, daß es da lag. Auch inspizierte ich vorher jeden Saal, in welchem ich lesen sollte: die Stufen, die zu meinem Podium führten, den Platz für das Klavier, das Vorlesetischchen, den Sessel vor diesem — lauter scheinbar unwichtige Dinge, über welche der Erfolg einer Vorlesung, vielleicht der Vorleser selbst, stolpern kann. Ein einziges Mal ließ ich mich bereden, auf mein Tischchen samt Sessel zu verzichten. Es war in Köln, und mehrere Herren vom Komité redeten mir so lange zu, stehend an einem bereits aufgerichteten Pult zu sprechen, wie es dort üblich, daß ich nachgab. Schon in der Mitte der Vorlesung ermüdete ich, fühlte mich durch die ungewohnte Stellung geniert und unlustig, so daß ich meinen Vortrag immer mehr abkürzte und zu früh schloß.

Wir lernen von den Fehlern anderer oft mehr, als von ihren Vorzügen. Einer unserer gelehrtesten und geistreichsten Kunstschriftsteller, der verstorbene Professor R. von Eitelberger, kündigte nach seiner Rückkehr von London einen Vortrag über die Weltausstellung 1862 an. Ein großes Auditorium hing mit Begierde an seinem Mund. Aber aus diesem Munde kollerten und überstürzten sich die Sätze, von Verlegenheitspausen unterbrochen, von stotternden Wiederholungen derselben Worte

entstellt; die Vorlesung, so treffende Bemerkungen sie enthielt, wirkte peinlich enttäuschend. An diesem warnenden Beispiel wurde es mir klar für mein ganzes Leben, daß man nicht bloß etwas müsse zu sagen haben, sondern daß man es wohlvorbereitet, zusammenhängend, in tadelloser Form sagen muß. Als Muster in fließend freiem Vortrag sind mir stets die Münchener Professoren H. W. Riehl und Dr. Michael Bernays erschienen; ersterer noch unbefangener, natürlicher, letzterer noch eleganter in Form und Haltung. Daß man in glatt polierter Form und unfehlbarer Sicherheit auch zu weit gehen und ins Extrem von Eitelbergers rhapsodischer Improvisation geraten könne, bewies mir ein Vortrag B. Auerbachs über seine Beziehungen zu Lenau. Der Vortrag, den er um sieben Uhr abends hielt, war bereits am folgenden frühen Morgen gedruckt in allen Buchhandlungen zu haben. Ohne den Blick vom Manuskript zu erheben, las er sein Pensum ab. Das Gelesene bewegte sich in so geschniegelten, druckreifen, mit poetischen Blumen über und über geschmückten Phrasen, daß man sofort merkte, man habe es mit einer sorgsam und anspruchsvoll gefeilten Broschüre zu thun. Das geheimnisvolle Fluidum zwischen dem Vortragenden und den Hörern blieb völlig aus, und diese empfanden trotz ihrer Verehrung für Auerbach nur Langeweile. Ja, „eine Rede ist keine Schreibe."

Auch meine Universitätskollegien hatten ein zahlreiches Auditorium. Dieser Zuspruch, ein Beweis des lebhaftesten Interesses der Studentenschaft an dem Gegenstand, bewog

den Unterrichtsminister, mir bald den Titel und Rang eines außerordentlichen Professors zu verleihen. Mein Dienst als Konzipist im Unterrichtsministerium ging ungestört daneben fort. So war ich denn vormittags im Bureau, nachmittags auf dem Katheder und abends als Musikreferent in der Oper oder im Konzert beschäftigt. Ich mußte fleißig sein, um dem allen zu genügen. Es ward mir nur dadurch möglich, daß ich niemals ein Kaffeehausbesucher, Billard- oder Kartenspieler gewesen bin, keinem Klub oder Vereine jemals angehört habe.

Immer dringender wuchs meine Sehnsucht, mich ungeteilt meinem eigentlichen Fache widmen zu können, zu dem ich leider so spät gelangt war. Aus dem Ministerium konnte ich aber nur ausscheiden, wenn mir eine besoldete Professur gewährt wurde. Das war eine große Schwierigkeit. So lang es kein Geld kostete, mochte ich dozieren, so viel ich wollte. Aber die Einwilligung des Finanzministers war kaum zu hoffen zur Systemisierung einer solchen „Luxuskanzel" für Geschichte und Ästhetik der Musik. Nie hatte etwas Ähnliches in Österreich bestanden, etwa die Vorlesungen ausgenommen, welche 1801 der bekannte Abbé Vogler eine Zeit lang an der Prager Universität, wenngleich nicht als Professor, gehalten hat. Hingegen dozierten längst an den meisten deutschen Hochschulen ein Professor oder der „Universitäts-Musikdirektor". Es ist schwer zu begreifen, daß in Wien, der Musikstadt κατ' ἐξοχήν, dem Schauplatz Haydns, Glucks, Mozarts, Beethovens, Schuberts, die wissenschaftliche Behandlung der Tonkunst kein Plätzchen an der Universität erhalten

sollte. War doch die Geschichte der bildenden Künste bereits durch Eitelberger vertreten. Aber die Einführung von etwas gänzlich Neuem erregt in Österreich, vielleicht mehr als anderswo, Befremden und Widerstreben. Trotzdem ließ Thuns einsichtsvolles und wohlwollendes Verständnis die Bedenken bald fallen, nachdem Heider, Helfert und besonders Unger zu meinen Gunsten bei ihm gesprochen hatten. Unger, der in hohem Grade das Vertrauen des Ministers besaß, bediente sich für seine Fürsprache einer recht heitern Einkleidung. „Ich komme in einer musikalischen Angelegenheit" begann er. „So?" unterbrach ihn ganz erstaunt der Minister. „Ja, Exzellenz, aber eigentlich sollten Sie zuvor ein Klavier hierher schaffen lassen, damit ich Ihnen eine Fantasie von Thalberg oder eine Lisztsche Etude vorspielen und damit meine Vertrautheit mit musikalischen Dingen beweisen kann." Dazu war für Unger glücklicherweise kein Pianoforte notwendig; seine Worte wirkten überzeugender als das beste Klavierspiel. Thun versprach, den Vortrag an den Kaiser zu machen, fürchtete aber für die Zustimmung des Finanzministeriums, die unbedingt vorliegen mußte.

Zwei unangenehme Bittgänge ins Finanzministerium konnten mir nicht erspart werden: zu dem Sektionschef Baron Schlechta und zum Minister von Plener. Ersterer, der ob seines hochfahrenden und sarkastischen Wesens gefürchtet war, wetterte anfangs gegen das „hors d'œuvre" einer Musikprofessur, besänftigte sich aber, als ich ihn an seine Freundschaft mit Franz Schubert erinnerte, der bekanntlich mehrere Gedichte Schlechtas

komponiert hat. Der Finanzminister — Vater des hochverdienten Führers der liberalen Partei in Österreich, Ernst von Plener — sprach es zwar offen aus, daß er von Amts wegen jeder neuen Ausgabe mißtrauisch gegenüberstehe, jedoch die Geringfügigkeit dieser Ausgabe willig anerkenne. So wurde ich denn im Oktober 1861 zum außerordentlichen Professor für Geschichte und Ästhetik der Musik ernannt und meiner Dienstleistung beim Unterrichtsministerium in lobendsten Ausdrücken enthoben.

Nun hatte ich erreicht, was mir stets als Ideal vorgeschwebt: eine Professur. Freilich, auf welchen Umwegen! Nach vier Jahren Rechtsstudium, nach vier Rigorosen, zwei strengen Richteramtsprüfungen und dreizehn Jahren Bureaudienst beim Fiskalamt, im Finanzministerium und im Unterrichtsministerium, — lauter Studien, Mühen und Anstrengungen, die nun alle völlig nutzlos und überflüssig ins Wasser fielen. Es ist doch etwas Wahres daran, daß mit ausdauernder Liebe und Thätigkeit man sich endlich durch alle Hemmungen zu jenem Platz durchringt, der unserm wahren Beruf entspricht. Ein bißchen Glück muß freilich auch mithelfen, und dieses lag für mich in der wohlwollenden Einsicht meiner Vorgesetzten und in dem Erfolg meiner populären Vorlesungen, welcher den Beweis für das thatsächliche Bedürfnis einer solchen Lehrkanzel lieferte.

Die Stellung eines Professors dünkt mich die schönste und wünschenswerteste, nicht bloß weil sie uns eine Arbeit zumißt, die uns Freude macht, sondern auch, weil sie neben dieser Arbeit uns Muße gönnt zur weiteren Fort-

bildung und Erholung. Warum ist das wohlthätige Institut der jährlichen Ferien nicht in allen Zweigen des Staatsdienstes in verjüngtem Maßstab eingeführt? Bei den Zentralstellen erhält wohl jeder Beamte leicht einen vierwöchentlichen Urlaub, doch muß er darum förmlich ansuchen, ein Recht hat er nicht darauf. Schlimmer geht es schon bei den Behörden erster Instanz, wo schon ein viel kürzerer Urlaub größere Schwierigkeiten bereitet. Am übelsten sind aber die geplagten Beamten eines Privatinstitutes, insbesondere einer Eisenbahngesellschaft daran, die froh sein müssen, im ganzen Jahr zehn bis zwölf freie Tage als Gnadengeschenk zu erhalten. Jeder Beamte, meine ich, sollte einen Rechtsanspruch auf einen bestimmten Urlaub haben, ohne eigens darum jedesmal bitten zu müssen. Das ist nicht bloß ein Gebot der Humanität gegen die einer kurzen Erholung schlechterdings bedürftigen Beamten, es läge ebenso sehr im eigenen Interesse der Ämter, welche sich dadurch erfrischte, gestärkte Hülfstruppen sichern würden. Nimmt doch in unserer atemlos treibenden Zeit die Ausnützung der Arbeitskräfte, der Druck des „Europäischen Sklavenlebens“ mit jedem Jahrzehnt zu!

Ich benützte meine neugewonnenen Universitätsferien teils zu fleißigen Studien und zur Abfassung meiner zweibändigen „Geschichte des Konzertwesens“, teils zu größeren oder kleineren Ausflügen, deren noch Erwähnung geschehen soll. Im philosophischen Professorenkollegium genoß ich der freundlichsten Aufnahme und des anregendsten Verkehrs mit Männern wie Robert Zimmermann,

Eitelberger, Eduard Sueß, Hartel, Zeißberg, Stefan, Miklosich u. a. Mit Bonitz blieb ich in steter Fühlung durch seine „Gymnasial-Zeitschrift", für die ich ihm Besprechungen neuer Werke über Musik lieferte. Aus den Räumen des Unterrichtsministeriums war ich zwar geschieden, nicht aber aus dem regen freundschaftlichen Verkehr mit meinen ehemaligen Kollegen daselbst, mit Heider, Ehrhart, Honstetter. Auch an den Arbeiten des Ministeriums durfte ich bis zur Stunde von Fall zu Fall teilnehmen, sobald sie musikalische Fragen betrafen. In diesem Sinne genoß ich die Ehre, thatsächlich ein „Rat der Regierung" zu sein, eine bescheidene Mitwirkung, der ich ohne Zweifel den mir erteilten Titel eines Regierungsrates zu danken hatte.

II.

Einige dieser Beratungen waren von allgemeinem, nicht bloß österreichischem Interesse. So ließ der Staatsminister Schmerling, infolge meines zuerst publizistisch ausgeführten Vorschlags, eine einheitliche Normalstimmung nach dem Vorgang Frankreichs bei uns einzuführen, diese Frage studieren und verordnete (1862) die gleichmäßige Annahme des „Diapason normal" für die österreichischen Musikinstitute und Orchester. Die neue Orchesterstimmung, obwohl sie nicht den geistigen, sondern nur den technischen Teil der Kunst berührt, bleibt immerhin ein Kapitel der musikalischen Kulturgeschichte. Nach rechts und links, von Paris bis Petersburg hat sie ihre Fäden

ausgebreitet und wird bald als musikalisches Eisenbahnnetz alle Kulturstädte verbinden. Europa hat jetzt einen einheitlichen Münzfuß früher in der Musik erreicht als im Handel und Verkehr. Die modernen Zugvögel von Europa, die italienischen Sänger, werden bald die neue Stimmgabel über den Ocean tragen. Trotzdem hat über diese glückliche Errungenschaft dreiundzwanzig Jahre später (1885) eine neuerliche Enquete und Kommissionssitzung in Wien stattgefunden, an welcher Joachim, Reinecke, Schuch, Boito und andere fremde Notabilitäten teilnahmen. Da wollte eine vereinzelte Stimme durchaus ein neues, noch tieferes Diapason, die sogenannte Meerenssche oder Pythagorische Stimmung (das Normal-A mit 864 Schwingungen) festsetzen, als bequemer für akustische Rechnungen. Dagegen beschloß jedoch die Versammlung unter dem Vorsitz des ausgezeichneten Physikers Professor Stefan, bei dem alten (französischen) Normal-A von 870 einfachen Schwingungen zu verbleiben. Mit Recht; jede neue Berechnung würde den wichtigsten, schwer errungenen Vorteil vernichtet haben: die Übereinstimmung aller musikalischen Nationen in der gleichen Stimmungshöhe. Wollte jeder Staat das bereits Errungene wieder in Zweifel setzen, durch die Einführung einer neuen, angeblich präziseren Schwingungszahl, so befänden wir uns bald in der alten Konfusion, aus der man sich glücklich herausgearbeitet hatte. Das französische diapason normal war eine lobenswerte Maßregel; sie litt nur, wie manches an sich gute Gesetz, an einer sorglosen Ausübung und mangelhaften Kontrolle. Gesetze

müssen eben nicht blos gegeben, sondern auch eingehalten und überwacht werden. Und in diesem Punkte hat die Wiener Kommission von 1885 unstreitig dankenswerte Maßregeln getroffen, ohne die Hauptsache zu alterieren. An den fremden Kommissionsmitgliedern machte der neue Unterrichtsminister Freiherr von Gautsch eine glänzende Eroberung, indem er seiner gediegenen deutschen Begrüßungsrede noch eine Ansprache im elegantesten Französisch folgen ließ. In Deutschland kommt es nicht zu häufig vor, daß ein tüchtiger Fachminister zugleich als vollendeter Weltmann von gewinnendsten Formen sich präsentiert. —

Eine neue wohlthätige Institution des Unterrichtsministeriums trat im Januar 1863 ins Leben: die Erteilung von jährlichen Stipendien an mittellose, talentvolle Künstler, welche bereits mit selbständigen Arbeiten hervorgetreten sind. Durch diese Maßregel, welche wir der Initiative des Reichsrats verdanken, war in Österreich zum ersten Mal ein eigenes bleibendes Budget gegründet, welches der Staat zur Ausbildung und Unterstützung einzelner Künstler bestimmt. Der junge Künstler hat jetzt zum ersten Male das Bewußtsein, daß der Staat sich um ihn kümmere; nicht blos um das fertige Kunstwerk, sondern um ihn, den Künstler persönlich. An der ersten Sitzung nahm für die poetische Sektion auch der greise Grillparzer teil. Für jede der drei Sektionen (Poesie, bildende Kunst, Musik) waren vom Unterrichtsministerium drei Kommissionsmitglieder ernannt, welche gemeinschaftlich die eingelangten Gesuche und Kunstwerke

zu prüfen und zu beurteilen hatten. Das Referat über die musikalische Sektion wurde mir anvertraut und ruht heute noch in meinen Händen. Ich hatte die Freude, an Esser und Herbeck, später an Brahms und Goldmark zwei ausgezeichnete Kollegen zu gewinnen. Unter den schaffenden Künstlern, für welche die Stipendien bestimmt sind, spielen Maler, Bildhauer und Architekten naturgemäß die erste Rolle. Ihre Kunst beruht auf einer speziellen, nicht an jedem Orte zu erwerbenden Technik, welche schließlich des anschauenden Studiums klassischer Kunstwerke im Auslande bedarf. Das kostspielige Bedürfnis der Studienreisen für bildende Künstler ist zunächst Ursache, weshalb auf die Musiker in Österreich regelmäßig ein nur geringer Teil der ganzen Stipendiensumme entfällt. Ein anderer Grund liegt in der gegenwärtigen Unergiebigkeit der musikalischen Produktion, hier wie auch in anderen Ländern. Es ist, als ob die bewunderungswürdig gesteigerte Kunst der musikalischen Ausführung, andererseits der plötzliche Aufschwung der historischen und theoretischen Studien in der Musik die schöpferische Kraft vorläufig zurückgedrängt hätte. „Wenn Mozart und Schubert noch lebte!" seufzte Grillparzer am Schluß unserer ersten Sitzung. Damals hatten wir die Genies und keine Unterstützung für dieselben; jetzt geben wir die Unterstützung und haben keine Genies. Die Früchte unserer Musikerstipendien waren oft recht geringfügig, blieben auch mitunter ganz aus. Wir durften uns aber doch einiger aufstrebender Kompositionstalente erfreuen, welche also gefördert und aufgemuntert, bald

mit bedeutenden Werken die Aufmerksamkeit der musikalischen Welt erregt haben. Vor allen Dvorak und Goldmark. Auch R. Heuberger, E. Mandyczevski, R. von Perger, Julius Zellner, Robert Fuchs, Hugo Reinhold u. a. befanden sich als jüngere Talente unter den also Ausgezeichneten. Für Anton Dvorak, der bis zu seinem vierzigsten Jahre als unbekannter Komponist und kärglich besoldeter Orchestergeiger in Prag lebte, war die Erteilung des Wiener Künstlerstipendiums ein entscheidendes Ereignis. Brahms ließ es nämlich nicht bei seinem Votum in der Sitzung bewenden, sondern empfahl den unbekannten Komponisten an den Verleger Simrock in Berlin, ohne welchen Dvorak als Mensch und als Künstler wahrscheinlich in dem wenig nahrhaften Weihrauch seiner czechischen Landsleute verkümmert wäre.

Als eine neue zweckmäßige Einrichtung erwähne ich noch die Organisation musikalischer Prüfungskommissionen von Staatswegen. Vor dem Jahre 1865 bestand in Österreich keinerlei Norm für den Nachweis der nötigen Qualitäten eines öffentlichen Musiklehrers oder Musikschul-Inhabers. Bei der wachsenden Ausbreitung des Musikunterrichts wurde eine Garantie immer wünschenswerter, daß diejenigen Lehrer, welche die musikalische Bildung der nächsten Generationen in der Hand haben, ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen seien. In den meisten deutschen Staaten bestanden schon früher analoge Bestimmungen.[1]) In Wien hat Leopold von

---

[1]) Ich erinnere an den schönen „Vorschlag zur Organisation der

Hasner als Präsident des Unterrichtsrates eine gleichmäßig zusammengesetzte, nach festen Normen vorgehende Prüfungskommission zu diesem Zweck ins Leben gerufen. Für das Fach der Musikgeschichte wurden Ambros und ich zu Prüfungskommissären ernannt. Heute ist die Zahl derjenigen Kandidaten, welche freiwillig dieser Prüfung sich unterziehen, bereits weit größer als jene der dazu verpflichteten. Und ganz auffallend — ich möchte fast sagen bedauerlich — ist die große Überzahl von Mädchen, welche diese Prüfung ablegen, um, mit einem staatsgültigen Zeugnis ausgerüstet, Klavier- oder Gesangslektionen zu geben.

Eine ungemein interessante Ministerialkommission, an der ich teilnehmen durfte, betraf die künstlerische Ausschmückung des neuen Hofoperntheaters in Wien. An den Beratungen, welche unter dem Vorsitz des Ministers Graf Wickenburg stattfanden, beteiligten sich die Architekten des herrlichen Gebäudes, van der Nüll und Siccardsburg, dann Professor Eitelberger, Direktor Dingelstedt, Hofkapellmeister Herbeck, einige Ministerialräte, Maler und Bildhauer. Ich hatte vorzuschlagen, welche

Musik im ganzen Lande", welchen Wilhelm von Humboldt als preußischer Minister (1809) dem König überreichte. Er nennt die Musik „ein natürliches Band zwischen den unteren und höheren Klassen der Nation" und schlägt die Errichtung einer ordentlichen musikalischen Behörde vor. „Unleugbar ist", sagt er, „daß die öffentliche Erziehung die Musik nicht entbehren kann, teils um der so leicht einreißenden Roheit entgegen zu arbeiten, noch mehr aber um das Gemüt früh an Wohlklang und Rhythmus zu gewöhnen."

Komponisten im Foyer durch Büsten vertreten und welche Opernscenen daselbst bildlich dargestellt sein sollten. Desgleichen war eine längere Reihe berühmter Sänger und Sängerinnen festzustellen, deren Porträtmedaillons im Zuschauerraum selbst, unter den Logen, anzubringen waren. Eine lebhaftere Diskussion entspann sich nur bezüglich der von mir beantragten Büste Richard Wagners. Mehrere Kommissionsmitglieder erhoben Einspruch dagegen, da sie einen noch lebenden Meister, vollends den Repräsentanten einer nicht unbestrittenen kunstrevolutionären Richtung, nicht für hoffähig hielten in dieser marmornen Gesellschaft von Klassikern. Meine Ansicht, daß in einem neu erbauten deutschen Opernhause Wagners Büste nicht fehlen dürfe, wurde von Herbeck überaus warm unterstützt. Da wir beide in dieser Sitzung als die einzigen Vertreter der Musik fungierten, so nahmen die anderen Herren keinen Anstand, unserm Vorschlag schließlich beizustimmen. Damit war geschehen, was recht ist, und vielem künftigen Verdruß und Tadel vorgebeugt. Auch mit Moritz Schwind brachten mich diese Beratungen in angenehme Berührung. Er war eine der kernhaftesten und gemütvollsten Künstlernaturen, die ich kennen gelernt. Stämmig, breitschultrig, mit sonnenverbranntem Gesicht und dichtem weißen Schnurrbart, sah er beiläufig aus wie ein pensionierter Major. Auch seine kräftige, ungenierte Rede hatte etwas Soldatisches. Dabei, welche zarte, poetische Empfindung, welche unerschöpfliche Phantasie in romantischen und märchenhaften Stoffen! Von allen Tondichtern stand ihm

Mozart am höchsten und unter dessen Opern die Zauberflöte. Man kennt die herrlichen Bilder, Figuren und allegorischen Ornamente, welche Schwind dieser Oper entnommen und in der offenen Loggia des Wiener Opernhauses verewigt hat. Die von ihm gemalten Opernscenen hat später Bruckmann in München photographisch nachgebildet und mit einem von mir verfaßten erläuternden Text herausgegeben.[1])

Das neue Opernhaus wurde unter Dingelstedts Direktion am 25. Mai 1869 eröffnet. Es war mir nicht vergönnt, dieser denkwürdigen Vorstellung beizuwohnen, weil mich damals ein Gelenkrheumatismus in den Schwefelbädern von Baden gefangen hielt. Dieser Aufenthalt ist mir mit einer unvergeßlichen Erinnerung an Grillparzer verknüpft. Ich sah den Dichter jeden Morgen auf einer Bank im Parke sitzen, niemals mit einem Buch in der Hand, aber sinnend, in sich versunken. Mit der Sehnsucht, den verehrten Mann kennen zu lernen (der obendrein im selben Hause mit mir, im „Herzogshof" wohnte), kämpfte die Scheu, mich ihm zu nähern. Leider siegte die letztere; ich habe Grillparzer niemals gesprochen. Was konnte ich ihm auch bedeuten, fragte ich mich, was konnte er von mir wissen? Einige Jahre später wußte ich es. Josef von Weilen erzählte mir, Grillparzer habe gerade damals in Baden mit großer Aufmerksamkeit meine „Geschichte des Wiener Konzert-

[1]) „Opern-Cyklus im Foyer des k. k. Opernhauses in Wien. Vierzehn Kompositionen von Moritz von Schwind. Mit Text von Eduard Hanslick." München, Fr. Bruckmann.

wesens" gelesen! Erst nach seinem Tode lernte ich seine treuen Pflegerinnen, die Schwestern Fröhlich kennen, die mich zu einem der vier Kuratoren ihrer so wohlthätigen „Schwestern-Fröhlich-Stiftung" erwählten. Von ihnen erfuhr ich, wie lebhaft Grillparzer bis an sein Lebensende sich um musikalische Dinge bekümmert, auch regelmäßig meine Kritiken gelesen hat.[1]) Nun war es zu spät, zu spät! Ich hatte die Gelegenheit versäumt und durch kindische Scheu mich um den unverlierbaren Gewinn gebracht, Grillparzer gekannt und gesprochen zu haben.

III.

„Reisen ist Leben!" lautet ein Ausruf Jean Pauls. Er kommt aus meinem Herzen. Kein schöneres Glück für mich als Reisen. Und dazu braucht es für mich keinen Orient-Expreßzug, keine Seefahrten und Alpenübergänge, — jedes neue Dorf interessiert mich. Mit den Jahren, die auch zureichende Mittel und Muße gewähren, dehnen sich freilich auch unsere Reisepläne aus, und wir suchen durch gesteigerte Dimensionen des Genusses zu ersetzen, was an dessen bester Qualität, der Jugendempfänglichkeit, verloren sein mag.

Meine kürzeren Urlaube benützte ich in den ersten Jahren häufig zu Besuchen meiner alten Freunde in Klagenfurt. Da konnte ich mir den Genuß nicht ver-

[1]) „Grillparzer als Musiker" habe ich in einem längeren Aufsatz geschildert. („Musikalische Stationen", Berlin, A. Hofmann. 1880.)

sagen, auch einmal meinen ehemaligen Amtstyrannen, den Finanzrat H., in seiner Höhle aufzusuchen. Dort saß er genau wie ehedem, mit rotgedunsenem Gesichte und giftigen Äugelein über seinen Akten und schien sich nach jemandem umzusehen, den er sekkieren könne. Ich gehörte glücklicherweise nicht mehr zu diesen und saß ihm in meinem Freiheitsgefühl recht vergnügt gegenüber. „Nun, wie geht's, Herr Amtsvorstand?“ — „O, schlecht, schlecht, Herr Doktor! Die Geschäftslast ist erdrückend, alle Jahre mehr und mehr zu thun! Heuer haben wir schon so und so viel Nummern!“ Er nannte eine riesige Zahl, die mich gar nicht verwunderte, denn ich kannte ihn nur zu gut als erstaunlichen Virtuosen in der „Nummern-reiterei.“ — „Und haben sie denn keine tüchtigen Arbeiter?“ — „O nein, nein,“ lamentierte er weiter, „gar keine geschäftsmäßige Aushülfe! Man hat mir zwar einen Konzipisten geschickt, der schon mehrere Jahre beim Lemberger Fiskalamt gedient hat, aber er ist mir gar keine Aushülfe. Wirklich, Herr Doktor,“ setzte er mit einem Ton verbindlichen Zugeständnisses bei, „wirklich, da waren Sie noch besser!“ Hochbeglückt über diesen posthumen Erfolg empfahl ich mich von der einst so gefürchteten grünen Weste, die ich nie wieder gesehen habe.

Im Sommer 1858 machte ich mit einem Wiener Freunde, Dr. Ludwig Flesch, meinen ersten Ausflug in die Schweiz mit dem Rückweg über den Simplon und die oberitalienischen Seeen. Diese genußreiche Reise zu schildern, muß ich mir hier versagen. Nur meine Bekanntschaft mit dem Ästhetiker Fr. Th. Vischer in Zürich

darf ich nicht unerwähnt lassen. Ich hörte eine Shakespeare-Vorlesung Vischers im Polytechnikum und verbrachte mit ihm einen höchst anregenden Nachmittag und Abend[1]).

Im September 1856 feierte man in Salzburg das hundertjährige Jubiläum von Mozarts Geburt. Unter sehr mäßiger Teilnahme der Einwohner enthüllte man die Statue, die sich in ihrer nüchternen Auffassung und Porträtunähnlichkeit zu Tilgners Mozart ungefähr verhält, wie das Bonner Beethovendenkmal zu dem von Zumbusch in Wien. Bei dem Festkonzert in dem geräumigen „Kollegiensaal", der Aula der ehemaligen Universität Salzburg, bildete Mozarts Sohn Karl den Gegenstand der allgemeinen pietätvollen Neugierde. Karl Mozart war bei Gelegenheit dieses Festes gleichsam neu entdeckt, zu aller Welt Überraschung aus völliger Vergessenheit ausgegraben worden. Von Mozarts zwei Söhnen war der ältere, der Komponist, vor Jahren in Karlsbad verstorben, das wußte jedermann; aber wo der jüngere hingekommen sei, das hatte man längst zu fragen vergessen. Karl Mozart war sieben Jahre alt, als er seinen Vater verlor; mit fünfzehn Jahren kam er nach Italien in ein Handlungshaus, aus welchem er später in Staatsdienste überging. Als ich ihn beim Mozartfest in Salzburg kennen lernte, war er quieszierter k. k. Rechnungsbeamter und lebte von einer schmalen Pension.

---

[1]) Über diese und spätere Begegnungen mit Vischer habe ich Ausführlicheres mitgeteilt in meinem Buche: „Musikalisches und Litterarisches" (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur 1889).

Ich sehe ihn noch vor mir, den kleinen, schmächtigen alten Herrn, mit schwarzen Augen und wenig gebleichtem Haar, schlicht und bis zur Verlegenheit bescheiden in seinem Benehmen. Da er fast seine ganze Lebenszeit in Mailand verbracht hatte, betrachtete er sich beinahe als Italiener und sprach das Deutsche hin und wieder gebrochen, mit wälschem Accent. Er versicherte, sich seines Vaters recht genau zu erinnern, und hatte namentlich zwei Umstände lebhaft im Gedächtnis bewahrt: daß ihn Vater Mozart, wegen Kränklichkeit der Mutter, häufig hüten und spazieren führen mußte, sodann, daß er vom Vater oft ins Theater mitgenommen worden — ein Vergnügen, das er wunderlicherweise nie wieder aufgesucht hat. Karl Mozart war niemals verheiratet, und da auch sein Bruder Amadeus keine Kinder hinterließ, so starb mit ihm der Name des großen Meisters aus. Nach dem Salzburger Fest verschwand Karl Mozart wieder ebenso spurlos und geheimnisvoll, wie er gekommen. Er kehrte in seine dunkle Einsamkeit zurück, und man hat nie wieder von ihm gehört, als bis er starb.

Ein andrer Festgast, um welchen sich die Verehrer Mozarts scharten, war der Musikgelehrte Dr. Ludwig von Köchel. Er gehörte zur alten Garde des Mozart-Kultus und war mit Salzburg eng verwachsen, wenigstens so lange sein Freund, Präsident von Scharschmid, mit seiner kunstsinnigen Familie dort hauste. Einen eifrigeren und werkthätigeren Mozart-Verehrer hat es kaum gegeben. Seine halbe Lebenszeit und sein halbes Vermögen hatte Köchel darauf verwendet, den enormen Apparat zu einem

vollständigen „Catalogue raisonné“ der Mozartschen Kompositionen zusammenzubringen, zu sichten und zu jenem Riesenband zu verarbeiten, den der Musiker jetzt als unentbehrliches Hülfsbuch schätzt. Nicht zufrieden mit dieser zu Ehren Mozarts vollbrachten Herkulesarbeit, agitierte der rührige alte Herr unermüdlich für die Herstellung einer Gesamtausgabe von Mozarts Kompositionen. Die Idee, Mozarts sämtliche Werke kritisch revidiert im Stich zu veröffentlichen, als Seitenstück zu der neuen Beethoven-Ausgabe, war schon oft angeregt, insbesondere von Ferdinand Hiller. Die unsägliche Mühsal einer solchen Redaktion und die enormen Kosten des Verlages ließen jedoch immer wieder von der Ausführung zurückschrecken. Die Firma Breitkopf & Härtel in Leipzig, diese oberste Kultusbehörde der deutschen Musik, hat schließlich die Arbeit in großartigem Sinne unternommen, und Köchel erlebte noch die Freude, die ersten Bände dieser Mozart-Ausgabe vor sich aufgeschlagen zu sehen, zu welcher er selbst die Summe von zwanzigtausend Mark beigesteuert hatte.

Der September des Jahres 1862 versammelte in Salzburg die deutschen und österreichischen Künstler zu einem dreitägigen Künstlerfest. Die Rede des Staatsministers Schmerling beim Festmahl wurde als ein Ereignis gefeiert. Die beiden Themen, welche Schmerling in langer freier Rede entwickelte, waren: Die Bedeutung der Kunst im Staate und die geistige Herrschaft des deutschen Elementes in Österreich. Selten hat ein österreichischer Staatsmann diese beiden Momente mit solcher Freiheit

und Entschiedenheit entwickelt. — Es geschah während dieses Künstlerfestes in Salzburg, daß der Maler Moritz von Schwind einmal zu später Abendstunde in der Kneipe der guten Frau Raith einige Freunde um seinen Tisch versammelte. Robert Franz, der Liederkomponist, der Musikschriftsteller Ludwig Nohl, Kapellmeister Schläger, Dr. Spatzenecker und noch ein oder zwei Salzburger Herren bildeten eine kleine Tafelrunde, welche, wie Schwind ins Gedenkbuch schrieb, „versammelt war, einen von Peter von Cornelius vor zehn Jahren dem Dr. Spatzenecker als ärztliches Honorar zugedachten Kronenthaler zu vertrinken“. Der treffliche Wein und die Erinnerung an dessen illustre Herkunft brachten Meister Schwind bald in die fröhlichste Laune und sein Gespräch auf Franz Schubert, der dem Weine auch nicht abhold gewesen. Wir lauschten vergnügt dem Erzähler und konnten uns nicht satt sehen an dem prächtigen energischen Kopfe, aus dem die blauen Augen unter den weißbuschigen Brauen so froh und geistvoll aufblitzten. Schubert, so erzählte Schwind, ging aus seiner Kneipe oft spät abends über das Glacis nach Hause. Da dieser Weg damals im Geruche einiger Unsicherheit stand, pflegte Schubert sich für alle Fälle dadurch zu rüsten, daß er sein Federmesser mit geöffneten Klingen fest in der Hand hielt. Eines Abends begleiteten ihn Schwind und Bauernfeld. Bei seiner Wohnung angelangt, wollte sich Schubert von den Freunden noch nicht trennen und lud sie ein, mit ihm oben eine Pfeife Tabak zu rauchen. Mit Freuden willigte man ein, überzeugte sich aber bald, daß Schubert im

Drange der Gastfreundschaft sein Inventar überschätzt habe. Es fanden sich zwar drei Pfeifenrohre, aber nur zwei Pfeifenköpfe. Was war zu thun? Schubert nahm ein altes Brillenfutteral, bog es zusammen, stopfte es mit Tabak und rauchte aus dieser improvisierten Pfeife mit vollkommenstem Behagen. — Eines Morgens fand sich Schwind bei Schubert ein, ihn zu einem Ausfluge mitzunehmen. Schubert eilte, seine Toilette zu beenden, und wühlte in einem Schubladkasten nach einem Paar Socken. Aber so lange er auch wühlte, jedes Paar erwies sich als unbarmherzig zerrissen. „Schwind," sagte Schubert am Ende dieser trostlosen Revue mit abergläubischer Feierlichkeit, „Schwind, jetzt glaube ich wirklich, es werden keine ganzen mehr gestrickt!" Von Schuberts fabelhafter Leichtigkeit im Produzieren wußte Schwind manches Geschichtchen aus eigner Anschauung. Er hatte Schubert einmal bei sich in seiner bescheidenen Sommerwohnung zu Heiligenstadt über Nacht behalten. Der folgende Morgen stellte sich mit schweren Regentropfen ein und machte jeden Gedanken an einen Spaziergang unmöglich. Schubert schlenderte mißmutig das Zimmer auf und nieder. „Schubert, so thu doch was!" herrschte ihn Schwind nach einer Weile an: „Komponier' ein Lied!" — „Wie soll ich das anfangen?" erwiderte der gelangweilte Gast, „hier, wo ich weder ein Piano noch Notenpapier, noch Liedertexte habe!" — „Dafür will ich sorgen!" versicherte Schwind. Sprach's und verwandelte mittelst Feder und Lineal einige Bogen Konzeptpapier in untadelhaftes Notenpapier zu drei Systemen, stöberte hier-

auf eine alte lyrische Anthologie aus seiner kleinen Büchersammlung und bezeichnete fünf bis sechs Gedichte daraus als geeignete musikalische Texte. Schubert hatte sie kaum gelesen, als er auch schon die Feder lustig übers Papier gleiten ließ. Noch ehe die Essensstunde schlug, waren die Gedichte komponiert, und so schön komponiert, daß Schwind jetzt noch gern versichert, jene Notenlinien seien nicht das Wertloseste gewesen, was er je gezeichnet.

Ich habe unter den Tischgästen an der gemütlichen Wirtstafel der Frau Raith auch Robert Franz und Ludwig Nohl genannt. Zwei sehr verschiedene Persönlichkeiten, deren Bekanntschaft ich dort gemacht. Robert Franz, den ich aus seinen sinnigen, gemütvollen Liedern liebgewonnen hatte, war ein ernster, hagerer Mann von etwas professorenhaftem Zuschnitt, sehr gewandt in belehrender Rede, die er durch manchen treffenden Sarkasmus würzte. Insbesondere Liszt und Wagner, diese „merveilleusen Naturen“, wußte er gut zu bedienen. „Wenn ich durchaus dergleichen Kompositionen anhören muß,“ äußerte er, „so halte ich geduldig den Buckel hin und lasse darauf regnen.“ Das Mißgeschick vollständiger Taubheit, was ihn später getroffen und vereinsamt hat, hemmte noch nicht den mündlichen Verkehr mit ihm. Er lud mich zu einem Spaziergang im Mirabellgarten ein und erging sich in eifriger Predigt über Bach so unerschöpflich, daß wir, den einsamen Garten auf und ab wandelnd, nicht bemerkten, wie wir daselbst die letzten Spaziergänger geblieben waren. Da hörten wir das eiserne Gitterthor klirrend ins Schloß fallen und sahen

gerade noch, wie der pünktlichste aller Invaliden den großen Schlüssel umdrehte und abzog. Glücklicherweise erreichte mein Ruf den martialischen Wächter, der keineswegs darauf bestand, uns die Nacht im Garten zubringen zu lassen. Das Gespräch über Bach wurde aber draußen fortgesetzt. Rührend war der apostolische Eifer, mit welchem Franz mich zu denjenigen Werken Bachs zu „bekehren" unternahm, zu welchen ich damals kein rechtes Verständnis, wenigstens kein Herz fassen konnte. Schon als Schüler Tomascheks sattelfest im „wohltemperierten Klavier" hatte ich doch wie die meisten Musiker des katholischen Österreich lange Zeit nur geringe Kenntnis von dessen Kirchenkompositionen und konnte für die weltflüchtige Todessehnsucht und den wunderlich krausen Vokalsatz der Kirchenkantaten mich nicht begeistern. Franz war unermüdlich, mir zu erklären und zu preisen, was ich mangelhaft aufgefaßt. In manchen von den zahlreichen, gehaltvollen Briefen, die ich von ihm besitze, führte er dasselbe Thema weiter aus. Ganz überrascht war ich eines Tages von einem ungewöhnlich dicken Brief, einer förmlichen Abhandlung von Franz, worin er mir ausführlich das Ziel und die Methode seiner Bach-Bearbeitungen auseinandersetzt. Ich beklagte in meinem Antwortschreiben, daß ein so wertvolles litterarisches Dokument Eigentum eines Einzelnen bleiben sollte, und wünschte, Franz möchte den Hauptinhalt dieser Epistel, allenfalls erweitert, der Öffentlichkeit übergeben. Ein volles Jahr konnte sich Franz nicht dazu entschließen, endlich bat er mich, ihm den Brief doch zurückzustellen. „Lange habe

ich geschwankt," schrieb er mir im April 1871, „ob ich es mit meinem geringen schriftstellerischen Talente wohl wagen dürfe, einen sehr wahrscheinlichen Streit anzuzetteln — die Wichtigkeit des Gegenstandes besiegte aber endlich meine Bedenklichkeiten, und ich bin jetzt unter gewissen Bedingungen bereit, die Hand ins Feuer zu stecken ... Gar zu arge Blößen (stilistische) darf ich mir nicht geben; Herr Chrysander ist eine Kratzbürste und steift sich gerne auf Außendinge, mittelst deren er die Aufmerksamkeit von der Hauptsache weg und Nebensächlichem zuzuwenden versteht". . . . Franz' Broschüre erschien denn auch als „Offener Brief an Ed. Hanslick" bei Sander in Leipzig und erregte gehöriges Aufsehen.

Später begann das Leben des so hoch begabten und so anspruchslosen Mannes sich zu verdüstern, indem zu seiner Taubheit sich noch eine Nervenlähmung des rechten Arms gesellte. In einem (mit Bleistift geschriebenen) Brief teilte mir R. Franz 1872 mit, er sei in einer Lage, die ihn zwingen werde, früher oder später den Beistand anderer anzusprechen. „Infolge meines Ohrenleidens sind mir fast alle Erwerbsquellen versiegt, und ich gehe einer recht sorgenvollen Zukunft entgegen, wenn man mich nicht einigermaßen über Wasser hält. Nun bekomme ich zwar aus Staatsmitteln bereits eine kleine Gratifikation; die reicht jedoch nicht aus, um auf die Länge meine Bedürfnisse — obschon sie bescheiden genug sind — zu decken. Aus diesem Grunde scheint man in einflußreichen Kreisen Gutes mit mir im Sinne zu haben. So weit ich davon in Kenntnis bin, handelt

es sich aber zunächst um eine Hülfe privatester Art — ich würde mich sehr entschieden dagegen erklären, wenn das Publikum in meinem Namen öffentlich angebettelt werden sollte."

Ganz seinem Wunsche entsprechend, hatte ein engerer Freundeskreis die Ehrengabe an den Meister ohne öffentliche Aufforderung und mit dem schönsten Erfolge betrieben. An der Spitze der Unterzeichner stand Liszt, dessen großherziges Gemüt sich jederzeit ebenso hülfreich bewährte, wo ein junges Talent aufzumuntern, als wo ein altgewordenes zu unterstützen war. In Wien arbeitete vor allen Helene Magnus thätig und glücklich an diesem Liebeswerke. Wir haben die tröstliche Gewißheit, daß Robert Franz, der uns im Oktober 1892 entrissen wurde, die letzten zwanzig Jahre seines Lebens, jeder materiellen Sorge entrückt, in ruhigem Behagen verbracht hat.

Ludwig Nohl muß ich nachrühmen, daß er im geselligen Verkehr ein anregendes Element und guter Kamerad gewesen. Der hübsche Blondkopf mit den feingeschnittenen Gesichtszügen war immer heiter gelaunt, unterhaltend, voll von allerlei Späßen und „Thorheiten", wie er's nannte. Mitunter erschien mir seine burschikose Lustigkeit nicht recht begreiflich. Bei dem Festmahl in Salzburg saß Professor Moritz Carriere aus München am andern Ende der Tafel; er hatte kurz vorher Nohl in einem Aufsatz scharf angegriffen. Sobald Nohl seines Gegners, den er persönlich gar nicht kannte, ansichtig ward, eilte er auf ihn zu, stellte sich mit freundschaftlichem Händedruck vor und überhäufte Carriere mit

Liebenswürdigkeiten. Dieser befand sich in sichtlicher Verlegenheit, Nohl aber freute sich ausgelassen über diesen „gelungenen Spaß". Als Schriftsteller hat er mit einem anmutigen Büchlein über die „Zauberflöte" begonnen, welches Mozart hoch feierte. Später hat er sich dem beliebteren Litteraturzweige der Zukunftsmusik-Vergötterung zugewendet und sich beim Blasen der Ruhmesposaune für Wagner und Liszt schier die Lunge gesprengt. Immer höher häufte er in seinen Apologien die Superlative und Metaphern bis zu einem Schwulst, der von barem Unsinn oft nicht zu unterscheiden ist. Es ist zu bedauern, daß Nohls „Geschichte der Musik", worin alle unsere Meister zu bloßen Vorstufen für Liszt und Wagner degradiert werden, in Reclams populärer „Universalbibliothek" erschienen ist, wo sie nur Unheil anrichten kann. Das von jeder ernsten Musikbildung abgetrennte große Publikum kauft diesen Rattenkönig von Irrlehren des billigen Preises wegen, — und viel zu teuer.

IV.

Auch in München erlebte ich ein großes Musikfest im September 1863. Das Datum ist bemerkenswert, denn es erinnert daran, wie jung noch die systematische Pflege höheren Musikwesens in München ist. Acht Jahre früher hatte die „Musikalische Akademie", ein Privatinstitut unter Königlichem Protektorat, das allererste Musikfest in München veranstaltet. Isar-Athen

mochte gefühlt haben, daß seine musikalischen Leistungen neben dem europäischen Ruhm seiner bildenden Kunst im Schatten stand.

Die musikalische Existenz Münchens beginnt eigentlich erst von der Vereinigung der Pfalz mit Bayern; das berühmte Mannheimer Orchester schmolz nun mit dem bayrischen zusammen; das Theater kam (1778) nach München, und fast alles, was bisher zum Ruhm der Mannheimer Musik beigetragen, zog dahin. Neben einigen kurzen Glanzmomenten der Oper lag doch die Orchester- und Kammermusik lange Zeit brach. Hierin ist fast alles in München die Schöpfung und das Verdienst des trefflichen Franz Lachner. In den vierziger Jahren hat er die großen Odeonskonzerte begründet, und erst am Ausgang der fünfziger stellte Baron Perfall einen „Oratorien-Verein“ daneben, den ersten und einzigen Verein für gemischten Chor im Lande. Das Musikfest brachte dem trefflichen Lachner, als Dirigenten und als Komponisten seiner anmutigen D-moll-Suite die verdienten Ehren. Die Energie des alten Herrn war noch immer unvergleichlich; die Arbeit, die er vor und während dieser drei Tage ungebeugt verrichtete, ganz erstaunlich. Die gedrungene kräftige Gestalt, der bedeutende, wie aus Bronze gegossene Kopf mit dem mächtigen Kinn und den blitzenden grauen Augen erinnerte an den ersten Napoleon. Was dieser Mann im Laufe von vierzig Jahren für die Musik gethan, weiß jeder Münchener und ist am schönsten zu sehen auf einem fünfzehn Ellen langen Papierstreifen, auf welchem der geniale Schwind

die Biographie seines Freundes mit verschwenderischem Geist und Humor illustriert hat. Für mich hatte die patriarchalische Gestalt Lachners stets etwas ungemein Sympathisches und zugleich Ehrwürdiges. Früher als seine Kraft war in München sein Einfluß gebrochen, durch die steigende feindselige Macht der Wagnerianer. Ich habe ihn zuletzt im Jahre 1884 mit seinem treu anhänglichen Schüler, dem früh dahingeschiedenen Ernst Franck, besucht. Vereinsamt, leidend, aber noch geistig frisch, empfing er uns. Er erzählte, daß er ein Jahr zuvor die Oper zum letzten Male besucht habe, um Wagners Siegfried zu hören. Von der langen Dauer der Oper ermüdet, mußte er nach dem zweiten Akt das Haus verlassen Da habe sich alles mit deutlichster Mißbilligung nach ihm umgedreht, auch einzelne Zischlaute vernahm er. Vor dem Schluß einer Wagnerschen Oper fortzugehen, galt bereits und gilt in München noch heute (wie ich an mir selbst erfahren habe) für ein Verbrechen und erregt allgemeines, fast demonstratives Aufsehen. Darauf war der greise Lachner nicht gefaßt, und noch weniger gewillt, es ein zweites Mal zu erfahren. Mit ihm ist einer der letzten Freunde Franz Schuberts und einer der letzten, edelsten Hüter klassischer Traditionen dahingegangen.

Eine der gewichtigsten und anziehendsten musikalischen Persönlichkeiten Münchens war der Direktor des Konservatoriums, Franz Hauser. Er nahm mich (1859) um so herzlicher auf, als er sich lebhaft meines Vaters erinnerte, mit dem er zugleich Sängerknabe auf dem

„heiligen Berg" in Böhmen gewesen. Mit seinem stämmigen Körperbau, dem energischen Ausdruck seines glattrasierten Gesichts und der von dichtem weißen Haar beschatteten Denkerstirne war Hauser eine Erscheinung, die auffallend an Beethoven erinnerte. Durch zwei oder drei Tage verkehrte ich fast ununterbrochen mit ihm, mich an seinem anregenden, geistvollen Gespräch, seinen reichen Erinnerungen und seinem gemütvoll-patriarchalischen Familienleben erfreuend. Es weilte obendrein sein Sohn bei ihm, der treffliche Baritonist Josef Hauser, der heute noch an der Karlsruher Oper verdienstvoll wirkt. Der junge Sänger gastierte eben in München, und es war mir ein künstlerisch wie menschlich schönes Erlebnis, an der Seite seiner greisen Eltern ihn als Figaro in Rossinis Oper so erfolgreich debutieren zu sehen. Josef ist ein Schüler seines Vaters, der, früher selbst ein ausgezeichneter Opernsänger, später viele berühmte Gesangskünstler, darunter Henriette Sonntag, ausgebildet hat. Hauser erschloß mir das Schatzkästlein seiner Bibliothek: eine Anzahl kostbarer Manuskripte von Sebastian Bach und eine große Sammlung von Briefen, welche die berühmtesten Komponisten, Sänger und Sängerinnen an ihn gerichtet hatten. Am interessantesten waren mir die von Mendelssohn-Bartholdy, mit dem Hauser Jahre lang im intimsten Briefwechsel gestanden; ferner Briefe von Jenny Lind, Seydelmann, Otto Jahn 2c. Durch fast zwanzig Jahre hat Hauser dem Münchener Konservatorium vorgestanden, zu dessen Organisierung ihn König Ludwig I. im Jahre 1846 berufen hatte. Um

diese Anstalt, insbesondere um das Aufblühen der Gesangskunst, erwarb er sich die größten Verdienste. Durch sein Selbstbewußtsein, seine mitunter derbe und unbequeme Geradheit, die zu keiner seinen Überzeugungen widersprechenden Konzession sich hergab, hat er sich allerdings viele Feinde gemacht. Es mochten außer den künstlerischen auch noch andere Gegnerschaften mitspielen (Hauser gehörte der streng ultramontanen Richtung an), — so geschah es denn, daß der noch geistig und körperlich erstaunlich rüstige Mann mit siebzig Jahren pensioniert wurde. Er übersiedelte nach Freiburg im Breisgau, wo er 1870 ohne vorhergehende Krankheit, fast plötzlich gestorben ist.

Zu den markigsten Charakterfiguren Münchens gehörten der Maler Schwind und der Schriftsteller, zugleich Notar, Dr. Ludwig Steub, beides Prachttypen süddeutscher, ehrenfester Behaglichkeit und gesunden Humors. Schwind in seiner netten Villa am Starnberger See inmitten seiner Familie zu sehen, war ein Hochgenuß. Wie aufgeknöpft sprach er da über gewisse Modekünstler, welche „Billardkugeln statt Augen" malen, oder über den Wiener Rahl, dem er die Absicht zumutete, das Wiener Opernhaus mit „lauter nackten, fleischigen Rücken" auszuschmücken. (Er drückte sich noch etwas tiefer aus.) Eine seiner köstlichsten Äußerungen machte Schwind beim Anblick einiger Zeichnungen von Felix Dahn: „Sakrament," rief er erstaunt, „Sie san ja a famoser verdorbener Maler, der no gar nit ang'fangen hat!" Höchst ergötzlich war auch sein unbarm-

herziger Spott über die Anhänger von Wagner und Liszt; dabei behielt aber der kräftige befreiende Humor stets die Oberhand über den gemeinen Ärger. —

Ludwig Steub, der mir durch seine Tiroler Schilderungen und manche hübsche Erzählung lieb geworden war, lud mich eines Sonntags (1865) zu einem „Tatzelwurm-Frühstück“ — bei ihm war alles „Tatzelwurm“ — in seine Kanzlei ein. Der Komponist Robert von Hornstein, der Dichter August Becker u. a. kamen; Würste, Schinken, Pickelhäringe bedeckten den Tisch, dazu wurde Bockbier in großen Krügen getrunken. Um zwölf Uhr wollte ich mit den Übrigen mich empfehlen; aber Steub hielt mich zurück: „Sie müssen ja heute bei uns zum Mittagsmahl bleiben!“ — „Wie? Sie können jetzt gleich wieder zu Mittag essen?“ — „Natürlich,“ erwiderte Steub mit unvergleichlicher Gravität, „nach dem Präludium kommt erst die Symphonie.“ Er führte mich aus seiner Frühstücks-Kanzlei in die Wohnräume, wo bereits der Tisch gedeckt stand. Essen konnte ich nichts mehr, ich hätte selbst ein bayrischer Tatzelwurm sein müssen; aber eine der heitersten, anregendsten Stunden genoß ich mit Steub und seiner liebenswürdigen Familie.—

Mit dem eben erwähnten jungen Komponisten, Freiherrn Robert von Hornstein, war ich von Wien her bekannt, wo er eine recht graziöse Operette „Die Pagen von Versailles“ ohne Erfolg zur Aufführung gebracht hatte. „Ich bin durchg'falle!“ rief er lachend in seinem treuherzigen schwäbischen Dialekt, als er nach der Vorstellung in unser Gastzimmer eintrat, wo wir etwas ver-

legen seiner Ankunft entgegensahen. Er setzte sich gleich vergnügt zu Tische und zerpflückte ein Brathuhn mit allen zehn Fingern, wobei seine Äuglein in dem jungen breiten Sokratesgesicht schier verschwanden. Sein Äußeres und seine formlosen verwilderten Manieren ließen nicht leicht weder den Freiherrn noch den Mann von Geist erkennen. Er brachte mir einige Hefte melodiöser, frischer Lieder, die mich durch die jetzt so selten gewordene Eigenschaft der Naivetät und natürlichen Sangbarkeit anmuteten. Warum konnte es Hornstein doch niemals zu einem rechten Erfolg bringen? Hat er zu wenig Talent oder zu viel Geld gehabt? Ich glaube letzteres. Hornstein war eine bequeme Natur und von Haus aus sehr wohlhabend. Er ließ bald die Flügel hängen und scheint in den letzten dreißig Jahren seines Lebens nichts mehr veröffentlicht zu haben. Sehr unterhaltend wußte er von seinem Umgang mit R. Wagner in Zürich zu erzählen. Als Wagner seines Aufenthalts bei Wesendonck in Zürich überdrüssig geworden, schrieb er an Hornstein, er wünsche auf dessen Landgut mit Muße an seinen „Nibelungen" zu arbeiten. Hornstein hatte nicht blos, wie Gregorovius in Zürich, von Wagners „Heldenthaten des Egoismus" erzählen hören, er kannte sie aus eigener Anschauung. Die Ehre, einen so kostspieligen und explosiven Gast zu beherbergen, mochte er seiner Familie doch nicht zufügen und entschuldigte sich in artigster Weise. Hierauf erwiderte ihm Wagner in einem kurzen, gereizten Brief, Hornstein werde es noch bitter bereuen, daß er diese Gelegenheit, durch Wagners Aufenthalt berühmt

zu werden, sich habe entgehen lassen. Die Briefe Wagners, die man später vergebens bemüht war, ihrem Eigentümer herauszulocken, müssen sich jetzt noch im Nachlasse Hornsteins vorfinden. Ich habe Hornstein kurz vor seinem Tode, im Jahre 1890, in Florenz zum letzten Mal gesehen.

Als ich in München Hornstein in seinem Garten aufsuchte, traf ich dort in freundschaftlichem Gespräch zwei junge Männer, deren edle Haltung und idealer Gesichtsausdruck mich frappierte. Der eine, hoch und schlank gewachsen, mit langem kastanienbraunen Haar und großen blauen Augen; der andere, von kleinerer, aber ebenmäßiger Gestalt, schwarzäugig, mit träumerisch ernsten Gesichtszügen. Es waren Paul Heyse und sein Freund Adolf Wilbrandt. Wie beglückte mich dieses Zusammentreffen mit zweien unserer besten Poeten! Längst war ich ein eifriger Leser und Verehrer der Heyseschen Novellen; von Wilbrandt kannte ich nur sein Buch über Heinrich von Kleist, das mir bis heute das liebste seiner Werke geblieben ist. Die Bekanntschaft mit Heyse, der in Hornsteins Hause wohnte, war bald gemacht und wurde von mir bei meinen späteren Besuchen in München mit immer gleichem Vergnügen erneuert. Wilbrandt durften wir in Wien später den Unsern nennen, da er die Leitung des Burgtheaters übernahm. Er hat sie leider, zum schweren Nachteil dieser Bühne, nach wenigen Jahren aufgegeben. —

Emanuel Geibel hatte ich durch einen glücklichen Zufall einige Jahre früher in Gastein kennen gelernt

und ihn dort auf einem längeren Spaziergang begleitet. Er litt damals unter sehr hypochondrischer Stimmung. Sein schöner Kopf hatte durch die tiefliegenden dunklen Augen und den lang über die Mundwinkel herabhängenden Schnurrbart ohnehin einen melancholischen Ausdruck. Sobald aber das Gespräch von seiner Person auf allgemeine litterarische Interessen überging, befreite sich sein Gemüt und belebte sich seine Rede. Das Gesicht beschattete aber ununterbrochen ein Zug von Traurigkeit. „Mein Verleger", sagte er seufzend, „macht jetzt die zwanzigste Auflage meiner Gedichte — das haben sie, weiß Gott, nicht verdient." Reicher und reifer zeigen ihn allerdings seine späteren „Juniuslieder". Aber es drängte ihn bereits damals über das Lyrische hinaus zu dramatischen Problemen. Geibel erzählte mir, daß er eine Nibelungentragödie plane und skizzierte die Hauptumrisse seiner künftigen „Brunhild". „Aber, bitte, sagen Sie Hebbel nichts davon!" unterbrach er plötzlich den Anfang seiner Erzählung. Ich versprach es und habe mein Wort auch gehalten. Hebbel mußte jedoch von anderer Seite davon gehört haben und rief aus: „Geibel und Nibelungen? Das ist ja, als ob eine Nachtigall den Donner nachahmen wollte!" Das hat Hebbel freilich besser verstanden. Mehrere Jahre nach diesem Gasteiner Zusammentreffen machte ich Geibel einen Besuch in München. Es war Vormittag. Geibel begrüßte mich herzlich, fügte aber gleich bei, er sei in den Vormittagsstunden fast immer leidend, fühle sich bedrückt und spreche schwer. Ich möchte den Abend bei ihm zubringen; er

wolle auch Paul Heyse und Hermann Lingg bitten. Mit freudiger Erwartung harrte ich des Abends, habe auch selten einen anregenderen erlebt. Lingg kam leider nicht, aber Geibel und Heyse entfalteten in aufgeräumter Stimmung ihre ganze bezaubernde Natur. Geibel las einige seiner neuesten, noch ungedruckten Gedichte, in welchen er auf Heyses Rat hie und da ein Wort änderte. Ein kleines, schmackhaftes Souper ward aufgetragen. Geibel war ein Weinkenner, und als wir seinen Moselwein rühmten, meinte er lächelnd, er habe noch etwas Besseres im Keller, das müsse er aber selbst bringen. Das war nun ein köstlicher Anblick, wie Geibel nach einer Weile aus dem Keller heraufgestiegen kam, unter jedem Arm eine bestaubte Flasche Rheinwein tragend. Es sei „Kirchenstück", erklärte er uns, so heiße die beste Sorte, die in Johannisberg um die Kirche herum wachse. Geibel fragte mich nach der Aufführung von Heyses Trauerspiel: „Die Sabinerinnen", das am Burgtheater eben mit mäßigem Erfolg gegeben war. Ich hatte das Stück nicht gesehen, konnte aber den beiden Poeten eine lustige Episode daraus, die ich von Gabillon wußte, mitteilen. Im Zwischenakt hatte nämlich Gabillon seinen Kollegen Baumeister an eine kleine Schuld von zehn Gulden gemahnt. „Du wirst sie noch heute bekommen", versicherte dieser. Im nächsten Akt kommen die beiden tapferen Römer auf der Scene zusammen; sie haben einen erregten Dialog (wenn ich nicht irre vor einer Schlacht). „Lebe wohl," ruft Baumeister und drückt dem Kameraden lange die rechte Hand. In diese Hand hatte aber der

stets zu Schelmereien Aufgelegte die zehn Gulden gepreßt, in lauter kleinen Papierscheinen zu zehn Kreuzern, wie sie damals in Wien zirkulierten. Gabillon, der noch allein einen längeren Monolog zu halten hat, steht nun mit der Faust voll Papierzetteln, die er nirgends in dem taschenlosen römischen Gewand unterbringen kann. Er kämpft krampfhaft mit dem Lachen und fuchtelt leidenschaftlich mit der linken Hand in der Luft herum, in der rechten das heillose Notenpack umklammernd. „So hat denn doch jemand bei meinem Stück etwas eingenommen!" rief Heyse fröhlich, während Geibel sich vor Lachen schüttelte.

Geibel schenkte mir zum Abschied seine „Brunhild" und unterstrich mir in seinen „Neuen Gedichten" zwei sinnige Epigramme, zu denen ihn meine Abhandlung „Vom Musikalisch-Schönen" sympathisch angeregt habe. Daß Geibel keineswegs ein eingebildeter Kranker und Hypochonder sei, wie ich in Gastein geglaubt, darüber wurde ich in München leider aufgeklärt. Die Krankheit, die langsam aber unerbittlich fortschreiten sollte, hatte bereits von ihm Besitz genommen. Sie bewog ihn zur Übersiedlung nach dem stilleren Lübeck, wo er, von allen Deutschen aufrichtig betrauert, im Jahre 1884 entschlafen ist.

München habe ich oft besucht und komme immer gern wieder hin; es war mir stets für einige Tage ein gemütlich anheimelnder Aufenthalt. Bei gutem Wetter das vergnügliche Frühstück unter den Bäumen im Hofgarten und nachmittags ein Spaziergang durch den Englischen Garten! Bei Regen und Kälte der wiederholte

Besuch der alten und neuen Pinakothek. Und bei jeder Witterung das Königl. Theater, wo wir im Schauspiel oder in der Oper fast immer auf eine interessante Vorstellung rechnen können. Baron Perfalls Leitung hat die Münchener Bühne auf einen hohen Rang unter den deutschen Hoftheatern erhoben. Ein Gespräch über Musik und Theater mit diesem erfahrenen, durch Liebenswürdigkeit und Aufrichtigkeit gewinnenden Mann hat mich stets erquickt und durfte bei keinem meiner Münchener Besuche fehlen.

V.

Im Mai 1862 wurde ich vom österreichischen Handelsministerium als Berichterstatter über die Musikinstrumente zur Weltausstellung nach London geschickt. Trotz des kärglichen Reisegeldes, das mir bewilligt war, fühlte ich mich überglücklich. Ich sollte London kennen lernen, nicht blos flüchtig, sondern in längerem Aufenthalt und mit einer bestimmten Mission, die in Beziehung stand zu meinem musikalischen Studium. Die Kunst der Instrumentierung hatte mich stets auf das lebhafteste interessiert, Berlioz' „Traité de l'instrumentation" mit seiner reichen Beispielsammlung anhaltend gefesselt. Man muß dieses geistvolle Buch freilich im Originaltext lesen, nicht in der undeutschen „deutschen Übersetzung" von Dörffel. Die Londoner Weltausstellung regte mich an, über das blos theoretische Studium hinaus, auch nach Möglichkeit die Fabrikation der Instrumente kennen

zu lernen. In den Werkstätten der besten Wiener Fabrikanten von Klavieren, Geigen, Blasinstrumenten gewann ich manche wertvolle Belehrung durch den Augenschein. In London brauchte es eine Zeit, ehe ich mich in dem kolossalen, Aug' und Ohr verwirrenden Tumult der Musikausstellung zurechtfand und den unausstehlichen Lärm der von allen Seiten probierten Instrumente ertragen konnte.

Von den epochemachenden Neuerungen auf diesem Gebiete wüßte ich nur zwei zu nennen, die für unsere Tage Wichtigkeit behalten haben. Vor allem Steinways neues System, das hier zuerst erschien und seither die Welt erobert hat. In zwei Steinway-Flügeln und einem Tafelklavier, welche das größte Aufsehen erregten, sah man zum ersten Male die fächerförmig überquer gespannten Baßsaiten und den aus einem einzigen Stück gegossenen Eisens bestehenden Metallrahmen. Meine Prophezeiung, daß diesem System Steinways die Zukunft gehöre, hat sich seither bewährt. Als zweite, interessante Neuigkeit frappierte mich die zum erstenmale versuchte Anwendung des Aluminiums für Blasinstrumente. Ich nahm ein aus diesem Metall verfertigtes Flügelhorn von Besson in die Hand — es war so leicht wie Pappendeckel. Vier solcher Instrumente erreichten zusammen erst das Gewicht eines gewöhnlichen Flügelhorns von gleicher Größe und Dicke. Wer die enorme Last erwägt, welche unsere Militärmusiker auf dem Marsch zu schleppen haben an den Baßbombardons, Baßposaunen, Schwanenhörnern und dergleichen

Blechungetümen, muß die Verwendung des Aluminiums als eine Wohlthat für die blasende Menschheit begrüßen. Aber das Aluminium stand damals im Preise dem Silber gleich, und diese Kostspieligkeit hinderte begreiflicherweise die Verbreitung jenes Versuchs. Er schien hoffnungslos. Thatsächlich war auf den nächsten Weltausstellungen (Paris 1867 und Wien 1873) kein einziges Blasinstrument aus Aluminium zu sehen. Jetzt, nach dreißig Jahren, wo das Aluminium plötzlich so billig fabriziert und zu einer Unzahl von Gegenständen verwendet wird, dürfte jene Erfindung Bessons wieder in ihr Recht und in die Praxis treten.

Der unvergleichlich anregende und gemütliche Mittelpunkt meines Londoner Lebens war das Haus des Klavierprofessors Ernst Pauer. Sohn eines protestantischen Pfarrers in Wien und Schüler des Kapellmeisters Heinrich Esser, hat Pauer sich frühzeitig in London niedergelassen und dort als Pianist und Lehrer einen glänzenden Namen erworben. Daß er heute noch mit ungeschwächter Kraft thätig ist — während sein Sohn, einer der besten Klaviervirtuosen, bereits als Professor am Kölner Konservatorium wirkt — das verdankt Pauer seiner beneidenswerten Gesundheit und seinem ebenso beneidenswerten Temperament. Ich habe ihn inmitten der aufreibendsten Thätigkeit nie anders als heiter und aufgeräumt gesehen. Wenn er aus der Stadt nach einer Frohne von acht bis neun Klavierstunden des Abends zu seiner Familie nach Brompton heimkehrte, trat er lachend ins Speisezimmer und freute sich wie ein Kind

auf die Suppe. In seinem kunstsinnigen, echt deutschen Hause (sogar das Dienstpersonal war deutsch) konnte man ungeladen des Abends erscheinen, sich mit an den Tisch setzen und dann musizierend oder plaudernd einiger gemütlicher Stunden sicher sein. Einmal während der Ausstellung gab Pauer auch eine große Soirée. Obgleich er, nach englischer Sitte, das ganze Haus bewohnte, so reichten doch das Erdgeschoß, erster und zweiter Stock nicht hin für die zahlreichen Gäste. Es machte mir großen Spaß, mit dem Dichter Moritz Hartmann und dem Schriftsteller Max Schlesinger (beides bekanntlich Österreicher) mich auf der teppichbelegten Treppe niederzulassen, wo wir, jeder unseren Teller in Händen, es uns prächtig schmecken ließen. An einem gesuchten Londoner Musiklehrer und Virtuosen kann man erfahren, was arbeiten heißt. Pauer war obendrein als Juror bei der Ausstellung beschäftigt und von zahlreichen Fremden in Anspruch genommen. Seit vielen Jahren in London ansässig, hatte er noch nie die Westminsterabtei gesehen! Ich blieb sprachlos vor Entsetzen; Pauer mußte mir freilich versprechen, dieses unglaubliche Versäumnis so bald als möglich gut zu machen. Als ich ihn aber achtzehn Jahre später daran erinnerte, schien er mir bedenklich auszuweichen. So lebt, so arbeitet man in London.

Pauer pries auch die Wohlthat der strengen Sonntagsheiligung in England. „Da kann mir kein Brief, keine Zeitung ins Haus kommen; da darf ich keinen Besuch machen, da giebt es kein Konzert, kein Theater

— nichts!“ Wir Fremden waren auf diese fromme Einrichtung um so übler zu sprechen. Während bei uns an Sonntagen die gewöhnliche Zahl der Eisenbahnzüge verdoppelt wird für Ausflüge in die Umgebung, fanden wir sie in London auf das äußerste verringert. Wir mußten froh sein, statt um sieben Uhr früh, um elf Uhr nach Richmond oder Windsor fahren zu können, und dort angelangt, verweigerten uns die Gastwirte jede Erfrischung vor Schlag zwölf Uhr. Und diese Sonntagsabende! Kein Theater, kein Konzert, nicht die geringste Lustbarkeit! Da retteten uns zum Glück einige befreundete deutsche Familien; denn Engländer am Sonntag besuchen, gilt für eine Ungeheuerlichkeit. An Sonntag-Abenden flüchtete man frohgemut entweder zu Pauer oder zu Rosa Czillagh oder zu Therese Tietjens, den zwei gefeierten Primadonnen der italienischen Opernhäuser: Coventgarden und Her Majesty's Theatre. Hier war man eines freundlichen Empfanges, einer guten Tasse Thee und deutscher Landsleute gewiß. — „Sagen Sie,“ interpellierte mich die Tietjens, als ich nach ihrer prachtvollen Leistung als Norma ihr vorgestellt wurde, „waren die Wiener nicht Esel, das sie mich fortließen?“ — „Ich glaube, sie waren es!“ —

Bei Frau Czillagh lernte ich den berühmten Gesangslehrer Manuel Garcia kennen, einen der ersten, der den Kehlkopfspiegel zu physiologischen Untersuchungen im Interesse der Gesangskunst verwendet hat. Er bestätigte meine Ansicht von der gesangwidrigen Natur der englischen Sprache mit ihren Zischlauten und zerquetschten

Gaumenvokalen. Der englische Sänger steht fortwährend vor der Alternative, ob er korrekt englisch aussprechen oder ob er einen schönen Ton bilden wolle. Eines von beiden muß jeden Augenblick geopfert werden. „Die Engländer," fügte Manuel Garcia treffend hinzu, „haben graue Vokale von unbestimmtem Klang, wie sie einen Himmel von grauer, unbestimmter Farbe haben. Der Gesang bedarf aber lichter, entschiedener Farben. Die physiologische Thätigkeit, welche die Erzeugung eines schönen, insbesondere hohen Tones bedingt, ist in vielen Fällen ganz unvereinbar mit dem Zungenmanöver der korrekt englischen Aussprache." — Wie viel muß ein Künstler von dem musikalischen Feingefühl eines M. Garcia als Gesanglehrer englischer Ladies gelitten haben — er der Sohn des berühmten alten Garcia und Bruder von zwei allergrößten Sängerinnen: der Malibran und der Viardot!

Rosa Czillagh (die geschiedene Frau des berühmten Zauberers C. Hermann) war in London ebenso gefeiert wie vordem am Hofoperntheater in Wien. Sie wirkte durch ihre kräftige Altstimme und eine gewisse rohe Leidenschaftlichkeit des Vortrages und Spiels. Für eine bedeutende Sängerin habe ich sie nie gehalten; es fehlte ihr ebenso sehr an eigentlicher Gesangstechnik wie an Geschmack. Aber sie hatte „Rasse", und damit vermochte sie in Paraderollen wie Fides oder Azucena das große Publikum zu elektrisieren. Ungemein gastfrei und gefällig für ihre zahlreichen Freunde, hielt sie in Wien und London offenes Haus. Sie gehörte zu jenen leider

nicht seltenen Sängerinnen, welche, auf die Unzerstörbarkeit ihrer Stimme und ihrer Anziehungskraft pochend, keinen Sparpfennig zurücklegen für spätere böse Tage. Es ging entsetzlich rasch mit ihr abwärts. Aus England zurückgekehrt, gab sie Konzerte in kleinen Städtchen und bescheidenen Badeorten, wo schließlich ihre rauh und unsicher gewordene Stimme Mitleid erregte. Zuletzt lebte die früher so gefeierte Künstlerin von der Barmherzigkeit einiger wohlhabender Freunde — man kann sagen von Almosen. Als sie, gänzlich verarmt und verschollen, 1892 in Wien starb, mußten die Kosten ihres einfachen Begräbnisses durch eine mildthätige Sammlung aufgebracht werden.

Eine interessante musikalische Bekanntschaft machte ich an dem Komponisten Sir Julius Benedict. Das Wichtigste an ihm war mir eigentlich seine Vergangenheit. Ein Schüler und Liebling C. M. von Webers, hatte er diesen zu den ersten Aufführungen des „Freischütz" und der „Euryanthe" nach Berlin und Wien begleitet. In London fand ich aber diesen Veteranen noch als eines der rührigsten Elemente des musikalischen Alltagstreibens. Seine Opern standen zwar nicht mehr auf dem Repertoire, aber Benedicts jährliches „Monstrekonzert" übte eine höchst einträgliche Anziehungskraft, und es gab keine vornehme Soirée, in welcher nicht Julius Benedict die Gesangstücke auf dem Klavier begleitete. Der alte Herr spielte zwar mit steifen Fingern und altmodischer Manier, aber er gehörte nun einmal zur „Fashion" und bekam ein dreimal so großes Honorar als irgend ein vor-

trefflicher jüngerer Accompagnateur. Den Engländern gilt vor allem der Name. Das große Einkommen Benedicts belehrte mich, was in London die Mode bedeutet. Das bewegliche kleine Männchen spielte fast jede Nacht in irgend einer aristokratischen Soirée, gab nebenbei Unterricht, komponierte allerlei und arrangierte Konzerte. Eine fabelhafte Gesundheit befähigte ihn, volle fünfzig Jahre Londoner Musiklebens ununterbrochen thätig mitzumachen. Als ich ihn besuchte, war er bereits seit zwanzig Jahren Witwer und hauste mit seiner ältesten Tochter. Er empfing mich sehr freundlich und erzählte mir von seiner Lehrzeit bei Hummel in Weimar und bei C. M. von Weber in Dresden; dafür mußte ich ihm über Wien referieren, wo er als junger Mensch italienische Opern unter Barbaja dirigiert hatte. Um ihn nicht durch allzu vieles Sprechen zu ermüden, trat ich ans Klavier, auf dem eine vierhändige Opernouvertüre von ihm aufgeschlagen lag. Ich kannte nichts von seinen Kompositionen und bat ihn, das Stück mit mir zu spielen. Er sah mich etwas mißtrauisch an, überließ mir aber doch artig die Primstimme, und so ging die effektvolle Ouvertüre ganz flott von statten. Der Komponist konnte sich nicht genug verwundern, daß ein Musikschriftsteller a vista spielen könne; ich wunderte mich wieder über seine Verwunderung, und so nahmen wir denn in freundschaftlichstem Verwundern Abschied von einander. Siebzehn Jahre später las ich in den Zeitungen, daß der fünfundsiebzigjährige Benedikt sich zum zweitenmale mit einer schönen, jungen Engländerin verheiratet habe, worüber ich mich

am allermeisten verwunderte. Nach dieser Heldenthat lebte das unternehmende Männchen noch bis zum Sommer 1885.

Aus dem von allen Instrumenten durchlärmten Ausstellungsgebäude entfloh ich eines Tages nach Oxford. Ich fuhr mit meinem Wiener Kollegen, Professor Eitelberger, der vom Minister Gladstone ein Empfehlungsschreiben an den Vizekanzler der Universität in Händen hatte. Wir übernachteten in Oxford und konnten am folgenden Tage mit aller Muße die Bibliothek, die Bildergalerie und die verschiedenen Colleges der merkwürdigen Stadt besehen. In Eitelbergers anregender Gesellschaft besuchte ich in London auch das South-Kensington-Museum, und kann sagen, daß ich dabei das Projekt zu dem Wiener „Museum für Kunst und Industrie" in Eitelbergers Kopf leibhaftig entstehen sah. Mit der ihm eigenen Energie sprach er während unseres Rundganges die Absicht aus, etwas Ähnliches für Österreich zu schaffen; er wälzte den Plan unaufhörlich in seinen Gedanken, erwog ihn Tag und Nacht und machte, kaum nach Wien zurückgekehrt, thatsächlich die ersten Schritte zur Verwirklichung seines Vorhabens. Seinem rastlosen Eifer und organisatorischen Talent ist es wirklich geglückt, diese für Österreich absolut neue, segensreiche Schöpfung aus dem Boden zu stampfen.

Noch möchte ich der köstlichen Fahrt zum Derby-Rennen nach Epsom erwähnen. Ich hatte weder früher noch später jemals ein Wettrennen besucht, fehlte mir doch das geringste Interesse dafür, ob das Pferd Al-

mansor oder das Pferd Lucia eine Sekunde früher am Ziele anlange. Aber der englische Derbytag! Das ist kein bloßes Rendezvous von Pferdekennern und -liebhabern, sondern ein wahres Volksfest im großartigsten Stil, ein Schauspiel von imposanter allgemeiner Lust, lebensvoll bis zum Überschäumen. Dieses Fest mit guten Freunden anzusehen, aus einem bequemen, mit Speise und Trank reichlich ausgestatteten offenen Wagen — das gehört zu den originellsten, köstlichsten Vergnügungen, die man sich wünschen, und die nur England bieten kann.

Eine große Herrensoirée gab es bei Dr. Max Schlesinger, dem Verfasser eines der geistreichsten, lebendigsten Bücher über London. Es ist im Buchhandel so gut wie vergriffen. Schlesinger, damals der hervorragendste deutsche Journalist in London, versammelte an dem Abend bei sich die Spitzen der Ausstellungskommission, Delegierte aller Nationen. Mehr als diese industriellen Notabilitäten interessierte mich Ferdinand Freiligrath, der, ein Lieblingspoet meiner Jugend, nun als Buchhalter in einem englischen Bankierhause arbeitete. „Pulver ist schwarz, Blut ist rot, golden flackert die Flamme!“ Wie schwer reimen wir das mit dem Dienst in einem dumpfen Kontor! Auf einen mir fast unwillkürlich entschlüpften Ausruf dieser Art erwiderte der übrigens recht schweigsame Dichter, er habe in seiner Jugend sich den Rat Chamissos und Clemens Brentanos erbeten, ob er aus dem Kaufmannsstande austreten und sich ganz der Dichtkunst widmen solle? Beide Poeten hätten ihm entschieden davon ab-

geraten. Eine Bestätigung dieser für den ersten Blick auffallenden Thatsache habe ich zwanzig Jahre später in zwei merkwürdigen Briefen Chamissos und Brentanos gefunden, welche in dem von W. Büchner herausgegebenen Briefwechsel Freiligraths (1882) veröffentlicht sind[1]). Freiligrath, der Mann mit dem Löwenkopf und der gedrungenen, fetten Gestalt, war in London nicht der einzige Pegasus im Joche. Der Dichter Gottfried Kinkel hockte zwar nicht über dem Hauptbuch und Börsenkurszettel, mühte sich aber doch in einer kaum weniger anstrengenden Thätigkeit, die seine ganze Zeit in Anspruch nahm. Er hielt Vorträge über Kunst- und Litteraturgeschichte, dreißig Stunden die Woche, an verschiedenen Lehranstalten und Mädchenpensionaten Londons, dann in Brighton, Manchester, Worcester (für die Porzellanfabrikanten, über Pompeji). „Die Kunst," sagte er, „gilt

[1]) Chamisso schreibt an Freiligrath (4. Mai 1837): „O, lassen Sie sich nicht herunterziehen! Lieber ein Handwerk als ein Tageblatt: ich habe schon manche daran verloren gehen sehen. Ich werde so vielfältig aufgefordert, diese Materie abzuhandeln, und die Rat begehren, ob sie wohl alles liegen lassen sollen, um sich der Litteratur zu widmen oder unter die Poeten zu gehen, gehören meist zu dem Mißwachs der Menschlichkeit, und rücken wohl am Ende mit der Erklärung heraus, sie seien dennoch entschlossen, sie seien bereits so weit!"

Clemens Brentanos Antwort (vom Mai 1839) lautet: „Daß Sie ein Kaufmann sind und somit im bürgerlichen Leben wurzeln, mehrt meine Achtung für Sie, und ich würde es mit Betrübnis wahrnehmen, wenn Sie mit Ihrem Stande ganz zerfielen und sich Ihrem Zustande (der Poesie) unbedingt preisgäben. Es ist immer ein ins Kraut schießen, ein sich zu Tode blühen u. s. w. Ein Erglühen, Erröten ist zu seiner Zeit ein rührender Purpur, aber sich solchem allein hingeben wird zum tödlichen Scharlachfieber."

hier nur insofern, als sie nützt." Kinkel hatte die seit zwei Monaten eröffnete Weltausstellung noch nicht gesehen, so sehr sie ihn interessierte; erst im Herbst hoffte er dafür Zeit zu finden. Wie viel und mühsam müssen in London so hervorragende Männer arbeiten! Man schämt sich vor ihnen in die Seele hinein und meint doch selbst nicht gefaullenzt zu haben. In Eitelbergers Gesellschaft verbrachte ich einen stillen Abend bei Kinkel. Es waren nur seine Kinder zugegen. Ein Blick auf das große weibliche Porträt über dem Klavier gab mir einen Stich ins Herz. Ich brauchte nicht zu fragen, wen es vorstelle. Die arme Johanna Kinkel! Wie oft hatte ich mir gewünscht, ihr für das vortreffliche Buch „Hans Ibeles" danken zu können, in welchem sie die erste schwere Zeit ihrer Londoner Ansiedelung schildert und so viele geistvolle Bemerkungen über Musik einflicht. Nun fehlte sie in diesem Familienkreise. Sie hat sich in einem Anfall von Melancholie, welchem schwere Gemütsbewegungen vorangegangen waren, vom Fenster herabgestürzt. Eine Wolke von Schwermut lagerte auf Kinkels schönem Kopfe, in welchem zwei feurige, braune Augen unter dem ergrauenden, dichten Haupthaar so beredt hervorleuchteten. „Geben Sie uns etwas Musik!" bat er mich. Und ich spielte und spielte unter dem Bilde der musikalischen Märtyrerin, während die Kinder frohlockten, und Kinkel ernst und schweigsam zuhörte. — Bei Max Schlesinger traf ich auch den Komponisten Stephen Heller aus Paris. Einige Freunde hatten ihn, nicht ohne Mühe, dazu bewogen, nach London zu kommen, und hier in

ein oder zwei musikalischen Matinéen mitzuwirken. Er spielte sehr ungern öffentlich, aber das Honorar kam ihm, bei dem häufigen Stocken seiner Einnahmequellen, gerade erwünscht. Stephen Heller konnte kein Wort Englisch. „Ja, was thun Sie denn, wenn man Sie Englisch anspricht?" fragte ich ihn. „Ich antwortete auf alles ‚Never mind'; das paßt immer!"

Mehr als auf alle Musiker Londons hatte ich mich auf Charles Dickens gefreut, dem ich von Jugend auf so viel Vergnügen verdankte. Die besten seiner Romane habe ich nach zehn, nach zwanzig Jahren neuerdings vorgenommen und sie mit demselben heiteren Behagen wieder gelesen. Nach anhaltend geistiger Arbeit boten sie mir des Abends eine so wohlige Abspannung mit ihrem Wechsel von drastischer Komik und gemütvollen, rührenden Scenen. Und alles darin so natürlich, so echt menschlich. Noch ganz kürzlich, nachdem ich zu viel Cyankali naturalistischer „Moderne" verschluckt, habe ich wieder einmal zu heiterem Aufatmen den „Nicholas Nickleby" hervorgeholt. Also, ich traf Dickens und zwar in dem kunstsinnigen Hause des Malers Lehmann, wo mich Joachim eingeführt hatte. Ein intimer, zwangloser Abend mit nur sechs bis acht Gästen. Da konnte ich Dickens bequem genießen und auch die Bekanntschaft des einzigen schönen Werkes von ihm machen, das mir fremd gewesen: seine Tochter. Auch Dickens Schwager, der berühmte Romanschriftsteller Wilkie Collins, war gegenwärtig, konnte mich aber neben jenem Vielgeliebten nicht sehr interessieren. Dickens, damals fünfzig Jahre

alt, hatte in seinem Benehmen etwas zutraulich Burschikoses; in seinem unregelmäßigen beweglichen Gesicht etwas von einem genialen Komiker. Die ungeheuere Verbreitung und Beliebtheit seiner Werke in Deutschland konnte ihm nichts Neues sein; doch freute es ihn, davon zu hören. Er schickte mir tags darauf ein Billet zu einer seiner Vorlesungen in St. James-Hall mit einem liebenswürdigen Briefchen, das einen Ehrenplatz in meiner kleinen Autographensammlung einnimmt. Diese enthält lediglich an mich gerichtete Briefe; ich war niemals Autographensammler, obwohl mir unter allen Sammlerpassionen diese weitaus die sympathischeste ist. Unbegreiflich sind mir nur die Briefmarkensammler.

Die Vorlesung von Dickens machte mir einen ganz eigentümlichen, anheimelnden Eindruck. Sie fand um acht Uhr abends statt, demungeachtet ohne den Zwang des sonst unausweichlichen Evening-dress. Dickens, in schwarzer Krawatte, eine Nelke in seinem bequemen Gehrock, steht vor einem grün behangenen Tischchen und liest einige ausgewählte Kapitel aus seinem „Copperfield“. Es sind lauter Lieblingsfiguren, Lieblingsscenen des Publikums, welches ja den Zusammenhang genau kennt. Dickens spricht in ungezwungenem, meist humoristischen Ton, einfach und doch virtuos. Sein lebendiger, dramatischer Vortrag zwingt das Auditorium abwechselnd zur Rührung und zu fröhlichem Lachen. Seine Zuhörer, fast durchaus bürgerlicher Mittelstand, hängen voll Andacht an seinen Lippen und feiern ihn mit familiär herzlichem Applaus. Ein wohlthuender Anblick natio-

naler Verehrung und Liebe! In Deutschland ist etwas Ähnliches nicht denkbar. Wo wäre bei uns ein Romanschriftsteller so populär, daß er mit dem Vorlesen einiger bekannter Kapitel jeden Winter ein großes Publikum anlocken und wie Dickens, trotz der billigen Eintrittspreise, eine bedeutende Summe erzielen könnte! Dickens erzählte mir, man habe ihm für sechs Vorlesungen in Australien die enorme Summe von zehntausend Pfund Sterling geboten, doch konnte er sich zu dieser Reise nicht entschließen.

Ein Besuch, auf den ich mich lange gefreut, galt Jenny Lind. Ich hatte sie in Wien nur flüchtig kennen gelernt in einem großen Konzert (1846), wo sie, von Klara Schumann begleitet, „Auf Flügeln des Gesanges“ und Schumanns „Nußbaum“ so hinreißend schön sang, wie ich diese Lieder nie wieder gehört. Klara Schumann, die an diesem Tage ihrem Gedächtnis mißtraute, hatte mich gebeten, ihr die Noten umzuwenden, und beinahe wäre ich im Entzücken über Jenny Lind aus meiner bescheidenen Rolle gefallen. Sie war unruhig und besorgt vor dem Heraustreten. „Nur ein Chorist hat keine Angst“, belehrte sie mich. Hingebend und liebevoll gegen alle ihr näher Befreundeten, pflegte Jenny Lind doch gegen Fremde sehr zurückhaltend, wohl auch unliebenswürdig zu sein. Ich mußte das selbst erfahren. Mit meinem Freunde C. F. Pohl (dem verstorbenen Haydn-Biographen), hatte ich eine sehr artige Einladung von Herrn und Frau Goldschmidt zum Dejeuner nach Argyle-Lodges (bei Wimbledon-Commons) erhalten, mit dem Beifügen,

daß sie der späten Heimfahrt wegen niemanden zum Diner zu bitten wagen. Wir langten an einem sonnigen Junimorgen in der stattlichen, gartenumkränzten Villa an. Otto Goldschmidt führte uns in den prächtigen Salon, wo uns Frau Jenny mit kurzem Kopfnicken begrüßte. Neben ihrem Sopha erhob sich, von Palmgewächsen beschattet, eine Marmorbüste der Königin Viktoria, ihr zu Häupten hing ein lebensgroßes Brustbild F. Mendelssohns. Nach einer Pause nahm Frau Jenny das Wort und fragte mich in trockenem Tone: „Haben Sie schon in London Musik gehört?“ — „Ja“, entgegnete ich, „ich hatte das Glück, Sie in der ‚Schöpfung‘ zu hören“. Ein finsterer Blick — dann die zurechtweisenden Worte: „Wollen Sie meine Person gänzlich aus dem Spiele lassen!“ Das war in einem Ton gesagt und mit einer Miene, daß es mir kalt über den Rücken lief. Ich sprach keine Silbe mehr und unterhielt mich während des langen, opulenten Dejeuners ausschließlich mit Herrn Otto Goldschmidt, den ich dann in den Garten begleitete, wo die beiden hübschen Kinder, Walter und Jenny, mit dem noch unberühmten Arthur Sullivan Cricket spielten. Der Hausherr benahm sich gegen mich sehr liebenswürdig, obgleich ich gerade ihn in meinen Kritiken 1854 recht unfein behandelt hatte. Das brüske Benehmen seiner Frau schien ihn selbst ein wenig zu genieren; er murmelte einige entschuldigende Worte. Vielleicht mochte er ihr selber einen Wink gegeben haben, denn als wir in den Salon zurückkehrten, wo Frau Jenny mit Karl Klingemann (dem Dichter vieler Mendelssohnscher Lieder) sich

unterhielt, richtete sie das Wort an mich und sprach über Sänger und Sängerinnen. Ihre Urteile lauteten ziemlich scharf. „Die jetzigen Sängerinnen haben alle mit dreißig Jahren keine Stimme mehr; sie haben zu wenig studiert und schreien zu viel. Ich selbst habe niemals viel Stimme besessen, aber ich habe sie vollkommen erhalten, ja ich singe mit größerer Leichtigkeit als je". In diesem Punkt, glaube ich, täuschte sich die große Künstlerin selbst, wie so manche ihrer alternden Kolleginnen. Ich hatte sie, wenige Tage vor meinem Besuch, in Exeter Hall die Sopranpartie in der „Schöpfung" singen hören. Ich erkannte ihre Stimme, wie man ein halb verwittertes Bild langsam wiedererkennt. Die Töne kamen schwach und verschleiert hervor, die hohen, kräftigen Stellen mit Anstrengung. An dem Beifall des englischen Publikums, dessen Pietät nicht genug zu rühmen ist, konnte Jenny Lind freilich noch lange nicht inne werden, daß ihre Stimme am Anfang des Endes stand.

In der italienischen Oper erlebte ich manchen genußreichen Abend. Da hörte ich Gesangskünstler, wie sie heute nirgends mehr existieren. Im Coventgarden-Theater „Die Hugenotten" mit dem fast sechzigjährigen, noch immer unvergleichlichen Mario als Raoul, Faure als Nevers, der Miolan-Carvalho als Königin; „Wilhelm Tell" mit Tamberlik und Faure; „Barbier von Sevilla" mit Mario und Adelina Patti, deren europäischer Ruf von dieser Londoner Saison datiert; Verdis für mich neue Oper „Il ballo in maschera" mit Mario, der Czillagh und der Miolan-Carvalho; „Lucia" mit der Patti.

Im „Don Juan" sang der mir aus Wien wohlbekannte mächtige Bassist Karl Formes den Leporello. Das zweite italienische Opernhaus „Her Majesty's Theatre" rivalisierte mit Coventgarden. Es brachte „Die Hugenotten", „Trovatore" und „Don Juan" mit Giuglini, Santley, der Tietjens, Trebelli und Louisa Pyne, den „Barbier" mit Zuchini und der Trebelli ꝛc. Die italienische Oper, ein Modeartikel und Leckerbissen für die Reichen und ohne den geringsten Zusammenhang mit der Nation, herrschte damals unumschränkt in London. Die englische Oper, welche jetzt rühmliche Anstrengung macht, sich emporzuheben, existierte noch nicht, oder doch nur in einem kleinen Hause („English Operetta-Theatre") mit kläglichen Operettenvorstellungen.

Eine Aufführung von Händels „Messias" im Kristallpalast überzeugte mich von der noch andauernden außerordentlichen Popularität des Oratoriums in England. Es ist der echteste und volkstümlichste Bestandteil des Musiklebens in England, wie die Oper der äußerlichste, luxuriöseste. Freilich ist es nicht lediglich das musikalische Moment, was den Engländer in Händels Oratorien die Vollendung aller Kunst preisen läßt, der religiöse Inhalt spielt in diese mit Vorliebe hinein. Geistliche Musik herrscht unverhältnismäßig vor in allen englischen Musikfesten, wie sie alljährlich in London, dann abwechselnd in Worcester, Hereford, Glocester, Leeds stattfinden. — Die großen Konzerte der einst berühmten „Philharmonic society", welche Sterndale-Benett müde und gelangweilt dirigierte, konnten mich

sehr wenig befriedigen; höher standen die Kammermusik-Aufführungen in Herrn Ellas „Musical Union“.

Das Wenige, was ich von Schauspielvorstellungen sah, belehrte mich, daß das englische Theater großartig dasteht in Scenierung und Ausstattung von Sensationsstücken wie „Collin-Bawn“, „Peep O'Day“ u. dgl.; daß die englischen Schauspieler hoch begabt sind für derbe Komik, aber manieriert, übertrieben, unnatürlich in der Tragödie. Im Prinzeß-Theater sah ich in Gesellschaft Josef Lewinskys, der eben, nach einem glänzenden Debüt als Franz Moor, im Burgtheater engagiert worden, das Schauerdrama „Louis XI.“ Charles Kean, der berühmte Abkömmling noch berühmterer Keans, spielte die Titelrolle mit stellenweise geistreicher, aber abstoßend greller Charakteristik und bis zur Unwahrheit „naturwahrem“ Detail. Mit großem Interesse beobachtete ich die atemlose Aufmerksamkeit, mit welcher Lewinsky, der damals noch kein Wort Englisch verstand, das Spiel Keans verfolgte. Beim Herausgehen lud ich ihn ein, mit mir am nächsten Abend die Patti in der italienischen Oper zu hören. Zu meinem Erstaunen weigerte sich der sonst leidenschaftliche Musikfreund und machte die verschiedensten Ausflüchte. Schließlich in die Enge getrieben, gestand er, daß er morgen nochmals Kean als Ludwig XI. sehen wolle. Wir lachten, mußten aber doch die Gewissenhaftigkeit des jungen Schauspielers rühmen, welcher dem Interesse an der Technik seines Berufes alles andere opferte.

Nach achtwöchentlichem, höchst anregendem, aber

ruhelosem Aufenthalt in London begann ich doch mich nach Hause zu sehnen. Mein officieller Bericht lag fertig, alles Sehens- und Hörenswerte hatte ich so ziemlich in mich aufgenommen; so war denn eines Tages der Koffer schnell gepackt und die Rückreise nach Wien angetreten.

VI.

Zu Ende der fünfziger Jahre wohnte ich auf dem Minoritenplatz in einem der alten, unregelmäßig um die Kirche herum gebauten Häuser, welche, ein Leckerbissen für Wiener Geschichtsforscher, nunmehr ihrer wohlverdienten Demolierung entgegensehen. Ich hatte eine geräumige Stube als „Zimmerherr" inne, d. h. als Aftermieter einer keifenden, alten Witwe, welche zwei Zimmer an ledige Herren so gut vermietete, daß ihr eigenes, drittes, ihr gratis verblieb und noch etwas darüber. Der zweite Zimmerherr wohnte auf demselben Flur, meiner Stube gegenüber. Ich habe ihn nie gesehen und hörte nur, daß es ein kränklicher, alter Herr sei. Eines Morgens sah ich seine stets versperrte Thüre angelweit offen und die böse Sieben mit krampfhafter Thätigkeit in dem Zimmer herumwüten. „Wo ist denn der kranke, alte Herr?" fragte ich erstaunt. „Gestern Abend gestorben — aber is schon fort, is schon fort. Hab' ihn gleich in die Totenkammer expediert." Ein ärgerlicher Seufzer der Frau, von heftigem Reiben der weißen Nase begleitet, galt offenbar nicht dem verstorbenen Bewohner, sondern dem Leerstehen des Zimmers. Es ist aber nicht lange

unbewohnt geblieben. Drei Tage, nachdem der erste „expediert" war, zog ein anderer ein. Ich habe nach seinem Namen nicht gefragt und ihn Wochen lang nicht zu Gesicht bekommen. Das geht so in großen Städten; man weiß nicht, wer neben einem lebt oder stirbt. Da treffe ich eines Tages auf der Treppe den Komponisten Robert Volkmann. Er war mein neuer Zimmernachbar. Ich freute mich dieser Entdeckung, denn Volkmann war mir nicht bloß als Tondichter lieb und wert, sondern auch als Mensch. Sein anspruchsloses, wohlwollendes Wesen, der schöne Ernst seiner künstlerischen Anschauung und Thätigkeit berührte mich sympathisch. Aber ein Verkehr mit ihm kam doch nicht zu stande. Ein Besuch meinerseits, ein Gegenbesuch seinerseits — das war alles. Volkman war nämlich ein noch größerer Schweiger als Schumann, also — mit Wagner zu sprechen — ein ebenso „unmöglicher Mensch". Der dritte im Bunde der berühmten musikalischen Schweiger war, merkwürdig genug, ein Franzose: Felicien David, der Komponist der „Wüste". An seinen Generalpausen scheint aber nicht zurückgedrängte Gedankenfülle schuld gewesen zu sein, sondern vielmehr der Mangel an Gedanken. David war eine so überaus „einfache" naive Natur, daß man sich in Leipzig verwunderte, wie Robert Schumann Stunden lang mit ihm aushalten könne. „Ich mag ihn gern," erklärte Schumann — „er spricht so wenig". Das hat auch mein Volkmann meisterhaft getroffen. Schweigend saß er neben mir, das blasse, graublonde Haupt vorgeneigt, und sah mich mit seinen guten, müden Augen

an, die nur durch den tief herabhängenden Schnurrbart ein Relief erhielten. Die zuwartenden Pausen, an denen ich es nicht fehlen ließ, genierten ihn wenig; er unterbrach sie nur mit kurzen Worten. Obwohl wir einen Winter lang Thür an Thüre wohnten, haben wir miteinander keine zwanzig Worte gesprochen. Und doch wußte ich genau, daß er mir von Herzen wohlwollte, sowie auch er von meiner Hochschätzung Beweise hatte. Volkmann hat mir noch viele Jahre später seine freundschaftliche Gesinnung bewiesen, als ich eine Vorlesung in Pest gab. Er machte, obwohl schon leidend, abends den weiten Weg von der Festung Ofen herab, wo er wohnte, um meine Vorlesung durch seine Gegenwart auszuzeichnen. In Volkmann hat die deutsche Musik einen vornehmen und zarten Geist verloren; seine Freunde einen der wenigst unterhaltenden, aber aufrichtig treuen Genossen.

Eines Morgens stürzt Ambros zur Thür herein und an meine Brust. Ja, das war der beweglich heitere, kleine Mann mit den freundlich durch die Brille blitzenden, geistreichen Augen, an den mich jetzt Freund Stettenheim so lebhaft erinnert! Er hatte endlich seinen Wunsch erreicht und war von der Prager Staatsanwaltschaft ins Justizministerium berufen worden. Hocherfreut, den alten Freund bleibend in meiner Nähe zu haben, frage ich ihn eifrig nach seinen amtlichen und Familienverhältnissen. — „Und wie viel Kinder hast Du?“ — „Ja, kannst Du Dir das nicht merken? So viel als der Regenbogen Farben hat, und die Skala Töne, die Woche Tage,

so viel Weise Griechenlands, so viel Wunder der Welt man zählt, so viel Städte sich um Homers Geburt streiten, so viel Todsünden es giebt . . ." — „Genug", rief ich lachend, aber er war noch lange nicht zu Ende mit den Daten, die mir die Zahl Sieben einprägen sollten. Dieses Raketenfeuer seines Gedächtnisses war charakteristisch für Ambros. Als sein Familiensegen sich noch um ein achtes Kind vermehrte, ging das Feuerwerk schon etwas stockender, das verspätete Nr. 8 schien ihn ein bißchen verlegen zu machen. Ambros, der eben ein volles Urlaubsjahr zu einer Studienreise nach Italien verwendet hatte, schrieb auf mein Drängen eine Reihe von Feuilletons für die „Neue freie Presse". Das machte ihn einem weiteren Leserkreis bekannt, der mir gewiß ebenso aufrichtig dankte für diese Vermittlung wie Ambros selbst. Alsbald übernahm er auch das ständige Musikreferat in der „Wiener Zeitung". Was übernahm und erledigte er nicht alles! Er arbeitete im Justizministerium — wo er allerdings in Julius Glaser das Ideal eines wohlwollenden, nachsichtigen Ministers fand — er arbeitete in der Redaktion der „Wiener Zeitung", er hielt Vorlesungen in zwei höheren Töchterschulen, er unterrichtete den jungen Kronprinzen Rudolf in der Kunstgeschichte, und neben alledem schrieb er emsig weiter an seiner großen „Geschichte der Musik". In der Kunst, die Zeit auszunützen, ist mir Ambros stets als bewunderungswürdiger Virtuose erschienen. Das halbe Stündchen zwischen dem Ankleiden und dem Frühstück gehörte seiner „Geschichte der Musik"; aus dem Büreau nach Hause gekommen, setzte er unver-

weilt den Satz fort, bei dem er früh stehen geblieben, vielleicht bei einem „und“ oder „aber“. Damit mußte er gleich wieder inne halten, sobald die Suppe aufgetragen war. Nur diese stete Geistesbereitschaft, dieses à la minute-Produzieren macht die erstaunliche Summe seiner Thätigkeit erklärlich. Andere Schriftsteller (unter anderen ich selbst) brauchen ein Stündchen stiller Sammlung, bevor sie die Feder eintauchen, eine gewisse Brutwärme, möchte ich sagen — Ambros hätte man plötzlich aus dem Schlaf wecken können, er würde sofort an dem unterbrochenen Manuskript weiter geschrieben oder ein ganz neues Kapitel begonnen haben.

Wie kam es doch, daß Ambros, der zehnmal mehr von Musik verstand als alle seine Wiener Kollegen, dennoch als Kritiker keinen großen Einfluß geübt hat auf die öffentliche Meinung? Man nahm ihn nicht recht ernst. Man unterhielt sich mit seinen Kritiken, aber man beugte sich ihnen nicht. Ambros machte in jedem Feuilleton so viele Witze, brachte so viel Citate, verschwendete so viel Einfälle, daß die gerade Linie des Urteils unter der Last dieses nicht immer geschmackvollen Zierrats nahezu verschwand. Der witzige Polyhistor rannte jeden Augenblick dem Kritiker in den Weg und stellte ihm ein Bein. Hand in Hand mit dieser fast kindlichen Freude an stilistischem Luxus, ging eine auffallende Scheu, tadelndes Urteil mutig auszusprechen. Er mochte niemanden verletzen, keinen Anlaß zu Polemik geben. Über Liszts sinfonische Dichtungen und Kirchenmusiken goß er in der Zeitung ein Füllhorn von Lob; unter vier Augen

stimmte er entgegengesetzten Urteilen nicht unwillig zu. Brendels phrasenhafte „Vorlesungen“ citierte Ambros im Vorwort zu seiner Musikgeschichte als ein „mit allgemeinem und verdientem Beifall aufgenommenes, brillantes, ungemein geistvolles Buch“. Und doch wußte er sehr gut und hat es hundertmal ausgesprochen, daß Brendels „Geschichte“ zur Hälfte Kompilation, zur Hälfte Parteischrift ist. Diese Schwäche konnte im Leben den liebenswürdigen Eindruck seiner Persönlichkeit erhöhen, nicht aber sein Ansehen als Kritiker. Eines einzigen Falles erinnere ich mich, wo Ambros mit ungeahnter Heftigkeit vom Leder zog: nämlich gegen die modernen Operetten. Er führte aber seine Hiebe gegen Offenbach, Strauß ꝛc. nicht sowohl im musikalischen Interesse, als im moralischen. Aus Empörung über die Frivolität ihrer Textbücher schrieb er seinen Artikel „Musikalische Wasserpest“. Wie viel Talent steckte aber gerade in den Offenbachschen Operetten! Und ist nicht Talentlosigkeit die wahre Wasserpest in der Musik?

Trotz all seiner Gelehrsamkeit war Ambros eigentlich doch mehr zum Feuilletonisten geschaffen als zum Geschichtsschreiber. Es fehlte ihm der klare, ruhig überschauende Blick; die Kunst, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden; der große Stil, welcher den echten Historiker kennzeichnet. Womit er gerade beschäftigt war, das erfüllte ihn mit Enthusiasmus. Er blieb an Zufälligkeiten und Nebendingen hängen, die seinem Witz zu thun gaben. Als er die Periode der alten Niederländer bearbeitete, ging ihm nichts über eine Messe von Josquin; später, bei den Italienern angelangt, galt ihm

Monteverde oder auch Scarlatti als der Höhepunkt musikalischen Genies. „Freund“, fragte ich ihn, „wo wirst Du denn die entsprechenden Ausdrücke der Bewunderung hernehmen für Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven?“ — „Es ist eben alles herrlich in seiner Art und unübertrefflich,“ lautete die Antwort. Diese ehrliche, unbedingte Hingebung an das Schöne, diese jugendliche Begeisterungsfähigkeit machten mir Ambros so liebenswert, ja rührend. Nur verlor er über seinem Enthusiasmus die nötigen Unterscheidungen und Stufen. Der zweite und dritte Band seiner Musikgeschichte enthalten treffliche Partien; man wird ihnen reichliche Belehrung danken, besonders wenn man die Urteile nicht so heiß ißt, wie sie aufgetragen sind. Leid that mir's hingegen um die ungemeine Mühe und Arbeit, welche Ambros an den trockenen, unersprießlichen Stoff des ersten Bandes gewendet hatte: die Musik der Chinesen, Inder, Araber, Ägypter, Hebräer &c. Die Häufung zerbröckelnder Einzelheiten, welche unsere Kenntnis der Musik bei den asiatisch-mohammedanischen und den vorklassischen Völkern ausmacht, drängt doch zu dem Ausruf: das ist ja keine Musik und hat keine Geschichte. Erst von der griechischen Musik ist ein nachweisbarer Einfluß auf die unsere, wenngleich in unscheinbaren und getrennten Stößen, ausgegangen. Das Meiste, was überhaupt von der Musik der Orientalen gesagt werden kann und von Ambros reproduziert wird, ist gar nicht von artistischem, sondern vielmehr von kulturgeschichtlichem und ethnographischem Interesse. Für die historische Entwicklung der Musik, für die Musik als Kunst, ist die Beschreibung jedes

Schilfrohrs mit so oder so viel Löchern, jeder Trommel oder Klapper, wie sie bei den Orientalen gefunden oder auch nur nach Abbildungen geschildert wird, sehr unerheblich. Die Beschreibung der Musikwerkzeuge unkultivierter Völker hat kaum eine andere Bedeutung als die Kunde von deren Wohnungen, Waffen, Kleidungsstücken. Sie gehört zur Statistik ihrer Kultur, nicht zur Geschichte der Tonkunst. Ambros' groß angelegte Musikgeschichte ist leider unvollendet und vor Palestrina stehen geblieben; sie starb jung an Hypertrophie.

Ambros prophezeite sich oft ein hohes Alter, da seine Eltern über achtzig Jahre gelebt hatten und er selbst niemals krank gewesen. Armer Freund, du warst kein guter Prophet! Eine kurze, heftige Krankheit tötete im Frühling 1876 den kaum sechzigjährigen Mann mit dem jugendfrischen Geist und fröhlichen Herzen. Er, wahrlich, durfte sich redlich vollbrachten Tagewerks rühmen! Mit glänzenden Fähigkeiten gesegnet, eine Million von Kenntnissen noch täglich vermehrend, unter dem Hochdruck außerordentlicher Anforderungen stets gleich elastisch und empfänglich, so sahen wir den Mann durch Jahrzehnte wirken, unermüdlich, neidlos, genügsam, verliebt in seine Wissenschaft und seine zahlreiche Familie, voll inneren Glücks in der Arbeit und immer voll Arbeit im Glück. Mir war er durch mehr als dreißig Jahre ein treu anhänglicher Freund geblieben.

Ende des ersten Bandes.

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Berlin W.


Digitized by Google

